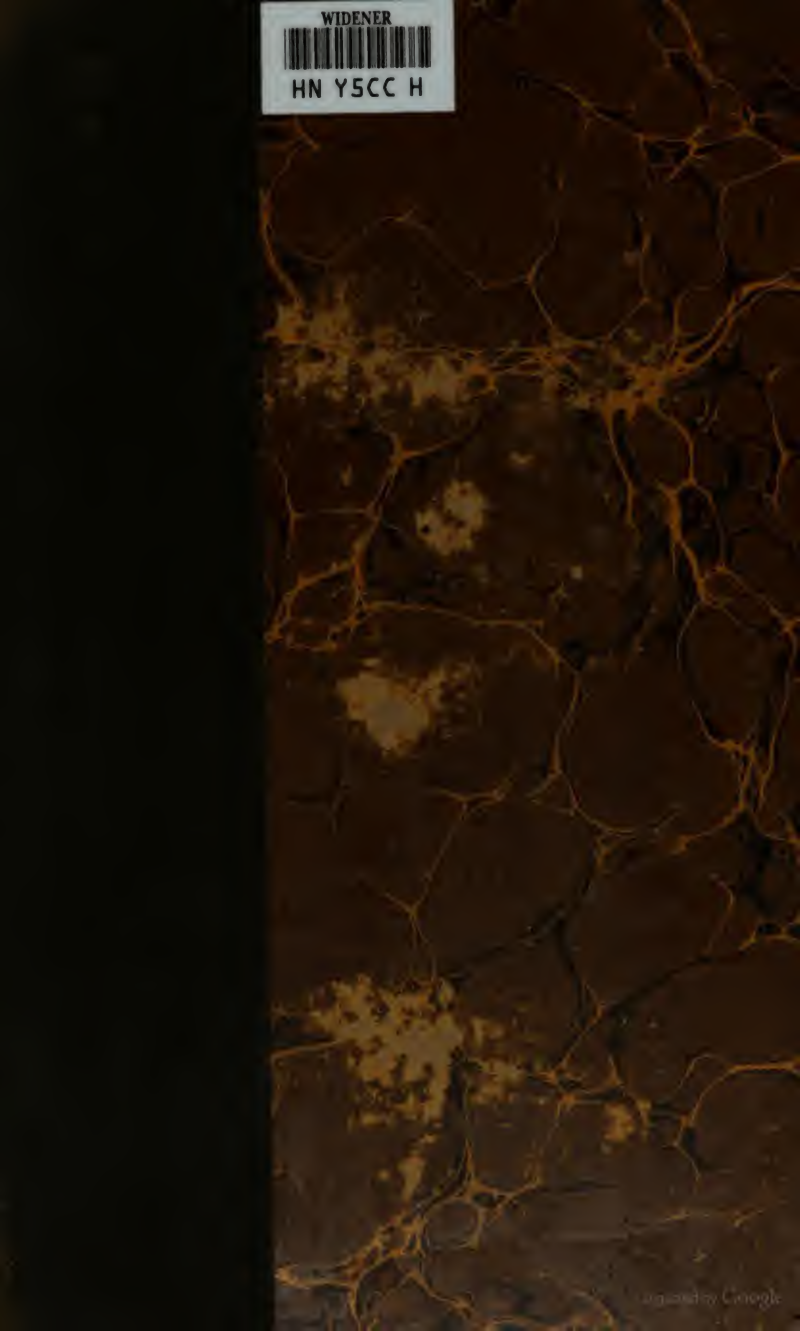
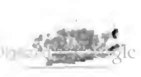

WIDENER
HN Y5CC H









Erzählungen

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert

Hofrath und Professor in München.

Erster Band.

Zweite neu durchgesehene Auflage.



Erlangen,

Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.

1843.

Ihrer königlichen Hoheit

der Frau

Erbgroßherzogin Mathilde

von

Hessen Darmstadt,

gebornen Prinzessin von Bayern.

Wie sich vormals die Kämpfer in den Schranken die Erlaubniß ausgebeten, das Namens- und Erinnrungszeichen einer edlen Dame an ihrem Helm oder Schilde zu führen, so habe ich mir es von Eurer königlichen Hoheit erbeten, daß ich Ihren mir hochtheuren Namen diesem meinen unbedeutendem Buche vorsetzen dürfe. Jene Stunden, in denen ich so glücklich war, Höchst-Ihnen und Seiner Majestät dem Könige Otto von Griechenland als Lehrer gegenüber zu sitzen, gehören unter die reichesten meines Lehrerberufes, denn ich habe in diesen Stunden viel mehr empfangen als gegeben. So hat mir denn auch bei dem Niederschreiben dieser Erzählungen der Gedanke an eine Fürstin, welche mit tief eindringendem

Verständniß zugleich eine schonende nachsichtsvolle Milde selbst gegen das nur Wohlgemeinte verbindet, den Muth verliehen, mit solchen psychologischen Genrebildern, welche vielleicht in Eurer königlichen Hoheit manche Erinnrungen an mündliche Mittheilungen wecken werden, auch öffentlich hervorzutreten.

Der Verfasser.

Vorrede
zur ersten Auflage.

Jener alte Schulmann, dem der Arzt die Bewegung des Reitens verordnet hatte, auf dessen Regeln er nur wenig sich verstund, pflegte allen seinen Bekannten, welche bei dieser Leibesübung ihm begegneten, schon aus der Ferne zuzurufen: ich reite nicht zum Staate, sondern weil mir's befohlen ist. Mit einem ähnlichen Gefühle als dieser ungeschickte Reiter, begegnet, mit den hier nachstehenden Erzählungen, der Verfasser derselben jenen Lesern, die ihn kennen, und welche wissen wie viel Andres, Nöthigeres und wohl auch Angelegentlicheres ihm noch für den Rest seines Lebens obläge, als das Schreiben von solchen Erzählungen. Doch eben diese Leser, welche ihn genauer und am genauesten kennen, wissen es auch zugleich, daß er, mehr Lehrer als Gelehrter, von jeher im mündlichen Verkehr mit der ihm theuren, deutschen Jugend vorzugsweise einer thatsächlichen Weise des Unterrichtes zugethan war, und daß ihm in seinen früheren Lehrerverhältnissen zu Kindern von hoher

Stellung auf Erden, das Geschäft, auch eines bloßen Erzählers, ein sehr liebes, öfter wiederkehrendes gewesen. Das, was er damals in diesem Geschäft gefunden: ein wohlthuendes Bewegen wie im Grün der Wälder nach beengendem Sitzen im Arbeitszimmer, das sollte ihm auch diesmal, im Kampfe mit einer gepreßten Stimmung des Gemüthes das Niederschreiben von Erzählungen werden und ist ihm dieses auch wirklich geworden. Möge denn mein Büchlein einen Leser finden, dem es dasselbe gewähre, was es seinem Verfasser gewährt hat: ein nicht mißfälliges Ausruhen für weiterstrebendes Thun und Wirken.

München, den 23. August 1840.

Der Verfasser.

Conrad der Erzähler.

Auf einem Hügel am Saume des Odenwaldes, da wo die Aussicht weithin über das breite Thal des Rheines und nach dem Neckargrunde sich öffnet, lag vor etwa anderthalb hundert Jahren im Schatten der alten Wallnußbäume ein stattliches Landhaus, das in der Kunde der damaligen Reisenden höher angeschrieben und berühmter war als die Königsschlösser zu Paris und zu London. Bei dem Volk des Landes hieß das Haus nur die freie Herberge; seinen alten Besitzer und Bewohner nannte man Ritter Conrad den Erzähler, obgleich ihm dieser Name nur sehr uneigentlich zukam, denn Ritter Conrad pflegte, so gern er dies auch in jüngeren Jahren gethan hatte, in seinen späteren fast niemals selber zu erzählen, sondern nur Andre zum Erzählen aufzufordern. Und diese Forderung des alten Herrn war billig genug, denn wie er selber von seinen reichlich bewirtheten Gästen im verständigen Gespräch unterhalten seyn wollte, so gab er seinerseits Jedem, der zu ihm kam, auch wenn derselbe nur etliche Stunden sein Gast war, so reichen Stoff zur nachmaligen Unterhaltung, daß der Reisende, wenn er wieder nach Hause kam, lange Zeit von dem Herrn Conrad und seiner freien Herberge zu erzählen hatte. Darum fehlte es auch weder im Winter noch im Sommer an einem täglichen Zuspruch von

fremden Reisenden und besuchenden Gästen, die ohne weitre Einladung zu dem alten Ritter kamen; denn in der ganzen Nachbarschaft war damals, vielleicht noch in Folge der verheerenden Kriege, kein erträgliches Gasthaus, geschweige ein solches, wo man so vortrefflich und noch dazu umsonst wäre bewirthet worden, und wen auch gerade nicht die Bewirthung hinaufgezogen hätte nach dem schönen, freundlich anlockenden Hause, den führte der Wunsch dahin, den Ritter Conrad, von dem man so manche sonderbaren Dinge hörte, selber zu sehen und kennen zu lernen. Und das war allerdings schon allein eines Umweges oder einer besondren Reise werth; der alte Herr gehörte schon deshalb zu den größesten Merkwürdigkeiten des Landes, weil es in diesem schwerlich noch einen andren Menschen gab, der so viel als er gehabt, und welchem dennoch auch zugleich so viel als ihm gefehlt hätte; er war einer der reichbegabtesten und doch auch wieder einer der ärmsten Männer seiner Gegend.

Wer freilich, ohne schon vorher genau Bescheid zu wissen, den Herrn Conrad zum ersten Male sahe, wie er, von der Jagd oder von einem Besuche seiner Felder und neuen Anpflanzungen heimkehrend, so stattlich auf seinem Schimmel ritt; wer den ehrwürdig freundlichen Mann unten im großen Speisesaale zu seinen Gästen hereintreten oder ihn mit muntren Schritten im Schloßhofe und Garten herumgehen sahe, der konnte es schwerlich errathen, daß derselbe seit seiner frühesten Kindheit so stockblind sey, daß seine wohlgebildeten, dunkelfarbigen Augen nicht den mindesten Schein vom hellen Tage empfanden; aber er selber, der Blinde, schien ja ebenfalls kaum zu bemerken oder daran zu denken, daß ihm ein Sinn abgehe, welcher mit Recht zu den höchsten der leiblichen Güter gezählt wird.

Freilich hatte dabei auch die Zeit mit ihrer an Vieles gewöhnenden, Alles lindernden Kraft das Ihre gewirkt. Denn der Ritter Conrad war jetzt ein starker Sechsziger, damals aber, wo das Unglück des plötzlichen Erblindens ihn traf, war er noch nicht drei volle Jahre alt. Zu dem Unfall hatte, so erzählte man sich, der Vater des Ritters selber die nächste Veranlassung gegeben, welcher die kriegerisch rauhe Erziehungsweise, die er selbst in seiner Kindheit erdulten mußte, auch bei seinen beiden Söhnen in Anwendung bringen wollte. Namentlich pflegte er, wenn ein heftiges Ungewitter ausbrach, die Knäblein ganz unbekleidet hinabzusetzen auf das Steinpflaster des Hofes, wo sie der Guß des Regens mit aller Kraft treffen und der Sturm mit vollestem Athem anhauchen konnte; denn, so pflegte er zu sagen, wer nicht frühzeitig Brüderschaft macht mit Sturm und Wetter, der kann niemals ein wackrer Reitersmann werden. Bei dem Vater selber, so wie bei seinem ältesten Sohne, hatte auch jene Gewöhnung an Sturm und Wetter ganz gut gethan, denn der Vater war noch in seinen neunziger Jahren, wo er starb, ein kräftiger Greis, der kurz vorher, ehe die böse, damals im Lande herrschende Seuche ihn hinraffte, sein Roß so munter herumtummelte, wie ein Vierziger, und der ältere Bruder unsres Conrad war von ähnlicher eisenfester Kraft und Gesundheit gewesen, obgleich dieses seine Brust nicht hatte schützen können vor dem Eindringen der feindlichen Kugeln, die ihn in einer Schlacht des dreißigjährigen Krieges tödtlich trafen.

Nicht so gut aber als dem Vater und Bruder war dem Ritter Conrad die „Brüderschaft des Sturmes und Ungewitters" bekommen, zu der ihn sein Vater nöthigen wollte. Eines Tages, da wieder ein schweres Wetter aus-

brach, hatte der Vater auch das Knäblein ganz unbekleidet dem niederströmenden Regen preisgegeben und mag nun die unzeitige Anwendung des kalten Tuschbades bei einem zarten, eben sehr erhitzten Körper, oder der Blitz, der in der Nähe des sitzenden Kindes in einen alten Baum schlug, die Ursache der Lähmung gewesen seyn, gewiß ist, daß diese so plötzlich und gänzlich seine Sehenerven traf, daß der Kleine, als man ihn nach dem Gewitter wieder hinauftrug in sein Zimmer und nun herumlaufen lassen wollte, überall an Stühle und Tische sich anstieß und mit herumtappenden Händlein sich bewegte, fragend, warum man denn bei so finstrer Nacht kein Licht anzünde?

Die finstre Nacht über den Augen des Kindes war geblieben; über seinem fröhlichen, lebensmuthigen Herzen war es aber bald wieder Tag geworden. Konnte das Knäblein doch schon wenige Monate nach seinem Unfalle in den Zimmern des väterlichen Hauses eben so unangestoßen und fertig herumlaufen, wie ein sehendes Kind von gleichem Alter, und nur dann, wenn etwa ein Bedienter einen Gegenstand, der sonst seinen festbestimmten Ort hatte, von diesem hinweg an einen andren setzte, stieß es sich daran. Auch im Hof und im Garten, ja auf der ganzen Fläche des Hügels wußte, bloß durch das Gefühl geleitet, der Kleine bald so vortrefflichen Bescheid, daß er seinen Vater zu der stärksten Buche des Lustwaldes, die er oft mit ausgespannten Armen gemessen hatte, hinzuführen oder ihm ein hervorkeimendes Bäumlein, das der Alte noch nicht bemerkt hatte, zu zeigen vermochte. Denn seit dem großen Unglück, das den armen Conrad betroffen hatte, war der Vater, der sich ja die Schuld davon selber zum großen Theil beimessen mußte, mit einer so besondren Zärtlichkeit an den Knaben gebunden, daß er, gegen seine frü-

here Gewohnheit, stundenlang sich mit ihm zu schaffen machte.

Wer hätte aber auch nicht sollen mit einer ganz besondern Theilnahme zu dem kleinen Conrad hingezogen werden. Gab es doch in der ganzen Schule, die der Knabe besuchte, kein einziges Kind, das mit solcher Begierde, mit solchem Aufmerken die Worte des alten Lehrers, welcher ein mehr als alltäglicher war, erfaßt und im Herzen behalten hätte; auch das was die andern Kinder aus Büchern lasen, das konnte der Knabe nach nur ein= oder zweimaligem Anhören aus dem Gedächtniß hersagen und hatte auf diese Weise bald den ganzen Inhalt mancher kleiner Schulbücher sich zu eigen gemacht. Dabei war es denn auch ganz besonders auffallend und zugleich rührend, daß der junge Conrad gerade solche Sachen mit der feurigsten Lebendigkeit ergriff, die in das Reich jenes Sinnes gehörten, welcher ihm abging: des Gesichtes. Wer ihm von der Sonne, dem Mond und den Sternen, oder von der Farbenpracht der Blumen und Schmetterlinge erzählte, der konnte mehr als bei vielen andern Gegenständen auf seine ungetheilte Aufmerksamkeit rechnen; bei jeder Baumblüthe oder Blume, zu der sein Geruchssinn ihn hinlenkte, war seine erste Frage nach der Farbe derselben, obwohl man guten Grund hatte zu vermuthen, daß schon wenig Jahre nach seinem Erblinden die deutliche Vorstellung von dem Unterschied der Farben aus seiner Erinnrung verschwunden sey. So war es auch ganz besonders auffallend, mit welcher fast leidenschaftlichen Wisbegier dieser Blinde schon als Knabe, noch mehr aber als Jüngling, bei Allen, die ihm Auskunft zu geben vermochten, nach der Gestalt und Beschaffenheit fremder Länder und Städte, sowie nach der Art und Sitte ihrer Bewohner forschte. Was er auf diesem

Wege erfuhr, das nahm er so lebendig in seine Seele auf, daß, wenn von einem solchen Gegenstande die Rede war, er davon sprechen konnte, als hätte er ihn selber gesehen. Hatte sich doch auch mit dieser Theilnahme an fremden Berichten in ihm selber eine Reiselust entzündet, die sein Vater nur mit Mühe zu bändigen vermochte und die wenigstens das erlangte, daß ihm erlaubt wurde, die Universität Heidelberg und darauf selbst Padua zu besuchen, wo er an der Hand eines treuen Führers die Vorlesungen aufs fleißigste benutzte und dann von Padua aus noch durch mehrere Gegenden und Städte des oberen Italiens reiste. Auf diesen Wanderschaften äußerte sich bei ihm fast noch eine größere Neugier als bei andren, sehenden Reisenden. In jeder bedeutenden Stadt, durch die sein Weg ging, ließ er sich durch alle Haupt-, ja durch die Nebenstraßen führen; in den merkwürdigsten Gebäuden verweilte er Stunden lang und machte sich, so weit dies reichte, mit ihren einzelnen Theilen durch das Gefühl der Hände bekannt; das Amphitheater zu Verona hatte er so oft bestiegen und betastet, daß er noch in späteren Jahren seine Hauptumrisse, sowie das Verhältniß seiner einzelnen Theile aufs Genaueste in Thon oder Wachs nachzubilden vermochte, in welchen Arbeiten er von Jugend an Meister war; auch von dem Bauplan des Domes zu Mailand, dessen Thurm er öfter bestieg, hatte er sich eine ziemlich vollständige Einsicht erworben, und mit welchem Verstand er überhaupt die Gebäude und ihre Anordnung zu erforschen verstanden, das konnte jeder Sachverständige im Kleinen an jenen Gebäuden bemerken, welche der Ritter Conrad, gleich dem blinden englischen Baumeister John Matcalf, nach Modellen, die er selber gefertigt, auf seinem eignen Grund und Boden hatte aufführen lassen.

Bei einer berühmten Blinden in Wien, die um ein Jahrhundert später lebte als unser Ritter: bei der Fräulein Maria Theresia von Paradies war jene erkennende Kraft der Seele, die sonst in dem Sinne des Gesichtes liegt, ganz in das Gefühl und Gehör übergegangen; jene Meisterin der Töne fühlte es bei dem Eintreten in einen ihr fremden Saal, wie weit und wie hoch er sey, ob viele oder wenige Menschen in ihm versammlet wären; sie fühlte es, wenn sie durch eine ihr neue Gegend kam, ob dieselbe eine freie Ebene, oder ein mehr oder minder enges Thal sey; sie fühlte, auch wenn nicht der Schatten es ihr verrieth, die Nähe der Bäume und berührte, durch eine Allee gehend, mit derselben Sicherheit jeden einzelnen Baum mit ihrem Stocke, als wenn sie ihn gesehen hätte. Und noch tiefer als der Sinn des Gefühles reichte bei dieser Blinden das Gehör; denn wenn sie aus Stimme und Sprache über das Wesen und den Charakter solcher Menschen urtheilte, die zum ersten Mal in ihre Nähe kamen, da verfehlte sie fast niemals die Wahrheit.

Auch der blinde Herr Conrad hatte sein Gefühl und Gehör durch lange Uebung auf eine Weise geschärft und ausgebildet, daß diese Sinnen bis zu einem gewissen Maße den Verlust wie die Genüsse des Gesichtes ihm ersetzten. In seinen Waldungen und Gärten, Feldern und Wiesen, Ställen und Wohngebäuden war er eben so gründlich zu Hause, denn ein Sehender; er zeigte seinen Bauleuten und Förstern die Baumstämme an, die sie zu fällen hatten; war mit jedem seiner Rosse vertraut; in jüngeren Jahren begleitete er sogar seine Jäger zu dem Geschäft des Waidwerkes, ließ zu dem erlegten Edelhirsch sich hinführen und erforschte wenigstens durchs Betasten die Gestalt und Größe des schönen Thieres; aus dem Laut der Stimme oder des

Fußtrittes schloß er ganz richtig auf die Entfernung der jagdbaren Vögel und größeren Thiere. Bei seinen Wanderungen, die er zu Fuß und zu Rosse durch sein eignes Gebiet und durch die Nachbarschaft desselben machte, pflegte allerdings ein treuer Diener ihn zu begleiten; es wäre übrigens kaum nöthig gewesen, denn der Herr wie sein alter Schimmel gingen so sichern Schrittes auf den bekannten Stegen, daß bei solcher Gelegenheit kein Unfall zu befürchten war.

Mit dem äußren Gefühle zugleich, und in einem noch höherem Maße als dieses, hatte sich jedoch bei unsrem blinden Ritter das innre Gefühl des Herzens entfaltet. Was äußrer Anstand und schickliches Benehmen, was die rechte, würdige Haltung eines edlen Mannes sey, das konnte niemand so fein fühlen, denn er: in seiner Kleidung wie in jeder Bewegung und Geberde, noch mehr in seinen Worten sprach sich das aus. Lieblicher aber noch und anziehender erschien an Herrn Conrad jenes Gefühl, das nicht nur auf das eigne Wesen, sondern welches auf das Bedürfniß Andrer gerichtet ist: das Mitgefühl. Schon als Kind rührte ihn das Weinen andrer Kinder in ganz besondrer Tiefe, das Mitleid mit fremder Noth wuchs mit ihm groß, und dergleichen kräftig thätige und zugleich verständige Helfer und Tröster der Armen und Betrübten, wie Ritter Conrad einer war, mag es nur Wenige gegeben haben oder noch geben.

Als ein Zug dieses theilnehmenden Gefühles, das an der Freude Andrer seine Lust findet, kann jenes eifrige Bemühen betrachtet werden, womit er seinen Gästen die Genüsse des höchsten Sinnes, der gerade ihm fehlte, zu bereiten und zu erhöhen suchte. Bei der Anlage seines Landhauses und seiner zahlreichen Gastzimmer, sowie bei den Orten, wohin er im Garten und Gebüsch die Ruhesitze

verlegt hatte, war überall zunächst auf den Gewinn einer schönen, freien Aussicht Bedacht genommen, deren ganzen Umfang er aus fremder Beschreibung so gut kannte, daß er mit großer Sicherheit auf die Gegenstände hindeutete, die seine Gäste bei günstiger Witterung an dem oder jenem Punkte zu sehen hatten. War doch fast sein ganzes Haus mit Gemälden geziert, welche nur für Andre, nicht für ihn ein Gegenstand der Beachtung seyn konnten, und an jedem Morgen, wenn nicht, wie in den meisten Fällen, sein Gefühl ihm den Zustand der Witterung verrieth, war es eine der ersten Fragen an den alten Diener: ob heute die Aussicht nach dem Rheinthal und nach dem fernen Gebirge ungetrübt sey?

So hoch aber auch der blinde Ritter den Werth und die Genüsse des ihm versagten Sinnes zu schätzen wußte, pflegte ihm dennoch das Unglück derer, die des Gehöres entbehrten, noch viel mehr zu Herzen zu gehen, als jenes der Blinden. Und wie konnte dieses anders seyn, da ihm ja die Welt seiner höchsten und liebsten Freuden, seiner theuersten Genüsse durch das Ohr zugänglich und verliehen war. Er selber stund zwar seiner späteren Leidensgefährtin, der schon erwähnten blinden Tonkünstlerin in Wien, an Anlage zur ausübenden Tonkunst bei weitem nach; denn er spielte nur wenige seiner Lieblingsmelodieen auf dem Clavier oder auf der Orgel, und hatte in jüngeren Jahren, aus besondrer Liebhaberei, das Blasen des Waldhornes erlernt; desto größer aber war seine Lust an fremden Tönen, vor Allen an denen der Menschenstimme. War es ihm doch von Jugend an schon ein unabweisbares Bedürfniß gewesen, Menschen wenigstens sprechen zu hören, und als Knabe wie als Jüngling hatte er sich öfters bei Volksfesten wie bei Jahrmärkten und auf Reisen mitten

in das Gedränge der Menschen gesetzt, nur um viele Stimmen zu vernehmen. Und es war mehr noch als die hörbare Stimme, was das feine, tief eindringende Mitgefühl unsres Blinden dann von der Seele des Sprechenden vernahm; die Physiognomik der Menschenrede ist freilich ein von Sehenden nur selten recht erkannter, aber unter allen andren der sicherste Weg zur Kunde des Menschen und zum Verständniß seines Innren.

Ritter Conrad war zwar jetzt als alternder Mann in vielen Hauptzügen seines Wesens noch derselbe, der er als Jüngling und Knabe gewesen, doch war in dem Grundton seiner Seelenstimmung, sowie in den Richtungen seiner Lieblingsneigungen eine Veränderung vorgegangen, die nur Denen recht augenfällig seyn konnte, welche ihn auch früher gekannt hatten. Wir sprachen es schon aus: Herr Conrad war während seines Lebens eben so viel und oft durch Freude beglückt, als vom Leide gedrückt gewesen; „die Brüderschaft mit Sturm und Wetter", in welche sein seliger Vater ihn in seiner Kindheit auf leibliche Weise einführen wollte, die hatte er als Mann mit dem innerlichen Ungewitter der schweren Leiden geschlossen, und sie war ihm besser bekommen, diese inwendige Regentaufe, als vormals der Abhärtungsversuch seines Vaters. Der Wald mit seinen Felsen und mit all seinen gefiederten Bewohnern bleibt bei Sonnenaufgang derselbe, der er in der vorhergehenden Nacht beim Mondscheine, oder beim ersten Grauen des Morgens war, und dennoch, wie ganz anders wirkt er auf unsre lebenden Sinnen. Ist er doch jetzt, wenn das Sonnenlicht in seine grünen Zweige fällt und von allen Seiten her der Gesang der vorher stummen Vögel, wie das Summen der Bienen laut wird, selber erst recht zum Leben gekommen und der Wandrer, den sein

Weg vorbeiführt, der athmet mit Lust die stärkende Lebensluft ein, welche der mächtige Lichtstrahl aus den frischen Blättern hervorruft. So war auch der Seele unsres blinden Ritters, mitten in ihrer äußerlichen Nacht ein innres Licht aufgegangen, das ihr ein Leben von ganz neuer, fruchtbarerer Art gab; ein Gut, welches ihr *freilich aus* vielen Schmerzen geboren wurde.

Als der ältere Bruder in der Schlacht blieb, da war Conrad noch ein Knabe; auch die Mutter starb ihm frühe. Der Vater, besorgt um die Erhaltung seines edlen Stammes, wünschte den einzigen Sohn, als ihm dieser herangewachsen war, vermählt zu sehen, und der männlich schöne Jüngling, wenn er auch Andre nicht sahe, wurde dennoch von diesen mit Theilnahme und gerne gesehen; vergaß man doch bald in der muntren, immer fröhlichen Unterhaltung mit ihm das, was er selber vergessen zu haben schien: den Mangel des bei ihm so vielfach ersetzten Sinnes. Ein adliches, dem Ritter weitläufig verwandtes Geschlecht, das in der Nachbarschaft wohnte, war reicher an Töchtern als an andren Glücksgütern, und dieser Reichthum war kein geringer, denn diese Töchter waren eben so schön von Angesicht und Gestalt, als gut von Herzen und tüchtig an Verstand; fleißig, sowie geschickt von Händen. Der junge Conrad, den sein Vater öfters mit sich zu Besuche nahm nach jenem töchterreichen Hause, fühlte sich bald mit besondrer Theilnahme zu einer der Jungfrauen gezogen; es war die schönste und lieblichste, dazu auch die beste unter ihren Schwestern; er hatte ihr dieses nicht an den Augen abgesehen, wohl aber an ihrer Stimme und Rede abgehorcht; mit Emma, so hieß seine Erwählte, sprach er am meisten und liebsten; ihr erzählte er, denn damals konnte man ihn noch mit Recht den Erzähler nennen, seine schön-

sten Geschichten. Dennoch, wenn sein Vater im vertrauten Gespräch ihn ermunterte, er solle um eine der jungen Verwandtinnen freien, ihre Eltern würden, das wisse er sicher, ihr Jawort nicht versagen, und wenn ihm dann der Alte, der die stille Neigung seines Sohnes nicht bemerkt zu haben schien, die lebhafte Friederike, eine der älteren Schwestern, als die für ihn passendste anpries, da schwieg der Jüngling in sichtlicher Verlegenheit. Sein Schweigen dauerte manchen Monat, ja etliche Jahre; der zudringliche Vater fand jeden seiner Versuche, eine Annäherung seines Sohnes zu bewirken, vergebens, doch konnte er nicht begreifen, aus welchem Grunde Conrad so oft und gern seine Besuche in der Nachbarschaft wiederholte, und wenn er in Begleitung seines treuen Jägers nach ganz andrer Richtung hin ausritt, dennoch immer wieder nach dem wohlbekannten Steg durch den Wald sich hinlenkte, und ehe man sich's versahe bei seinen Nachbarinnen gefunden wurde. Unter diesen hatte wenigstens Emma, denn das Mitgefühl schaut noch tiefer und weiter als das Auge, die Neigung des jungen Nachbars verstanden, und diese war ihr nicht zuwider gewesen; es schien ein unwiderstehlicher Zug der innren Verwandtschaft zu seyn, der die „blinde Liebe" zu ihres Gleichen hinführte. Conrad war allmälig in dem Hause wie in dem Garten seiner Freundinnen so bekannt geworden, daß er eben so leicht und ohne Führer in denselben herumgehen konnte, als in dem Haus und Garten seines Vaters. Einst, an einem schönen Frühlingstage, da er wieder seinen gewöhnlichen Besuch machte, sagte man ihm: die Mutter mit den andren Töchtern sey nach Heidelberg verreist, nur Fräulein Emma befände sich zu Hause und so eben im Garten, bei ihren Blumenbeeten. Mit einem ganz besondren Gefühl von

Freude und von Bangen eilte der junge Ritter durch die wohlbekannten Gänge nach den Blumenbeeten, bei denen er so manchmal gestanden. Er konnte das Erröthen in Emma's Gesicht, als er dieser sich nahete, nicht sehen, wohl aber bemerkte er, da sie ihn grüßte, eine ungewöhnliche Bewegung an ihrer Stimme. Das Gespräch wollte lange Zeit keinen rechten Fortgang gewinnen, dem Herrn Conrad fiel heute keine seiner Erzählungen, dem Fräulein keine ihrer Fragen ein, mit denen sie sonst ihm gern entgegenkam. Endlich fragte sie dennoch, ohne sich viel dabei zu denken, ob er heute so allein komme? Ihm klang die Frage wie ein Ton der Wehmuth und des Mitleides; er hatte noch nie in seinem Leben es so empfunden, wie sehr er Mitleid bedürfe, seine dunklen Augen füllten sich mit Thränen; „ja wohl allein komme ich und allein bin ich, liebe Emma, sprach er tief bewegt". Auch Emma's Augen sprachen den fremden Schmerz nach; aus ihrer Stimme, da sie ihn tröstete, bemerkte er, daß sie weine. Er hatte sie heute zum ersten Male „liebe Emma" genannt, unwillkürlich antwortete das Echo in ihrem Herzen „ihr müßt nicht allein seyn und sollt ja niemals allein seyn, lieber Conrad". Da faßte sich die stumme Liebe einen ungewohnten Muth, er fragte: „und wollt ihr denn bei mir seyn, liebe Emma", und das Mägdlein antwortete mit leiser, zitternder Stimme „ja".

Zum ersten Male drückten die beiden Liebenden sich die Hand; einige Stunden, in denen man sich immer wieder in andren Worten wiederholte und sagte, was dieses liebe „Ja" bedeute, vergiengen unvermerkt; der überselige Freund schlug die Einladung zu einem einfachen Mittagsbrode aus; ihm war es heute nicht wie essen und trinken; er hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich zu

Pferde zu setzen und nach Hause zu reiten, um seinem wackren Vater das zu sagen, wovon sein Herz voll war.

Die Verbindung von Conrad und Emma war den beiderseitigen Eltern recht und angenehm, war sie doch schon in dem Himmel geschlossen: in dem Himmel zweier unschuldigen, menschlich reinen Herzen. Der alte Vater eilte mit der Erfüllung seines langgehegten Lieblingswunsches; in wenig Monaten ward in Emma's Elternhause die Vermählung vollzogen und die liebliche Gefährtin zog als zärtliche Tochter und als treue, glückliche Hausfrau in der elterlichen Wohnung ihres Conrad ein. Sie brachte nicht viel Geld und Gut noch Geschmeide mit sich, aber etwas Andres, von welchem es heißt, daß es köstlich sey vor Gott: den verborgenen Schatz des Herzens, mit sanftem und stillem Geiste.

Wer könnte das Glück der beiden Vermählten sich vorstellen, der nicht selber etwas Aehnliches empfunden; Jedes von Beiden fand nur seine Lust in der Freude des Andren, und diese Freude war leicht erreicht, denn sie kam aus einer sich selber in dem Andren vergessenden Liebe, daran das Herz so überreich war. Conrad war jetzt fast nirgends zu sehen als in seinem Hause, bei seiner Emma, oder in Gesellschaft von dieser in ihrem Elternhause. Nur selten begleitete er seinen Vater auf den Wanderungen durch die Felder und auf die Jagd; der Alte vergab ihm das gern, denn er hatte sich verjüngt und erwärmt in dem Glück seiner Kinder; er war jetzt selber doch auch am liebsten daheim bei den Seinen.

Aber so vergnügt auch der alte Herr über den neuen Auferbau seines Hauses durch eine solche Schwiegertochter war, so fehlte ihm doch noch ein Hauptsächliches zur Erfüllung seines Wunsches: ein künftiger Erbe seines Sohnes

und seines Stammes. Die beiden Vermählten fühlten diesen Mangel nicht; sie waren und blieben eines dem Andren genug, und wenn der Vater zuweilen auf das hindeuten wollte, was dem Glück ihrer Ehe noch fehle, da wiesen sie liebevoll seine Begehrlichkeit zurecht und Emma sagte, daß sie ja ohnehin schon an ihrem Conrad mehr habe als sie verdiene, und Gott könne und werde, wenn es ihnen gut sey, auch noch Andres gewähren. Und dieses geschahe denn auch; Emma gebar, im neunten Jahre nach ihrer Vermählung, ihrem Conrad einen kräftigen, schönen Knaben. Das glückliche Kind! welches andre war reicher an der Liebe der Eltern und an Gaben eines Herzens, das schon in der Wiege diese Liebe verstund. Weniger denn jemals fühlte es jetzt sein Vater, daß er die Ströme der Lust und des Wohlgefallens, die ihn erquickten, nicht sahe, sondern nur empfand; denn sein zärtliches Theilnehmen sahe mit den Augen seines Kindes und freute sich dieses fremden Sehens mehr, denn sich's des eignen hätte freuen können.

Die Ehe unsres Ritters, so sagten wir vorhin, war in dem Himmel geschlossen, und ihr Glück selber glich einem Himmel auf Erden. Aber es ist nur zu wahr, daß der Himmel seine Stätte nicht haben kann auch in dem besten äußerlichen Gut der Erde, denn dieses ist vergänglich, er selber aber unvergänglich; er kann deshalb mit seinen Freuden nur etwa tief im Innren, an welches die Vergänglichkeit nicht rühret, seinen leisen Anfang nehmen, das Aeußerliche zerfließt und zerstreut sich, wie der Nebel unter dem Flügelschlag eines Adlers. Als der Knabe sechs Jahre alt war, da kam eine Seuche ins Land und drang bis in die Friedenswohnung des Ritter Conrad; sie ergriff seinen alten Vater, und an dem Tage, an dem man

diesem zu Grabe läutete, starb sein Söhnlein. „Scheide hin mein Liebstes, in die Welt, da kein Schmerz und kein Leid mehr ist", so konnte der Kinderlose erst mehrere Wochen nachher sagen, da die Thränen häufiger und milder wurden und der heiße Schmerz sich wieder freier auszuathmen vermochte. Die Liebe des verarmten Mannes hielt sich nun desto fester an seine treue Emma; er sollte aber auch da erfahren, daß der beste Schatz des Herzens hienieden in einem zerbrechlichen Gefäß wohne, welches unter der Hand zerstäubt, ohne daß der Schatz selber, wenn er ächter Art war, dadurch verloren geht. Es war gerade wieder ein Jahr vergangen, seitdem das Söhnlein starb, da erkrankte auch seine Mutter. Mehrere Wochen lang litt sie hart. Conrad wich nicht von dem Kampfplatz dieses Kranken- und Sterbebettes. Wie er selber es nicht sahe, ob Tag oder Nacht sey, so bemerkten auch Andre an ihm nicht, ob zuweilen, auf einzelne Minuten, ein aufdämmernder Schlaf, oder ob der Gram ihn so unbeweglich und still mache. „Bald", so sprach eines Males die Sterbende, „werden wir uns nicht nur wieder haben, sondern wir werden uns sehen; wir werden Ihn sehen von Angesicht zu Angesicht, der dich mir und mich dir, und der uns beiden den Sohn gab und wieder nahm; ja, dieß Alles in Liebe und aus Liebe." Ihre letzten Reden in der Stunde da sie hinschied, lauteten wie der Inhalt eines Freuden- und Lobgesanges. Conrad, als nun der Kampf seiner Emma geendigt war, wollte nur mit seinem Jammer reden, aber da antwortete ihm in seinem Innren eine Stimme jenes seligen Friedens, den die Vorangegangene ihm als Erbtheil nachgelassen hatte. Er glaubte damals bald folgen zu dürfen, wohin sie voraus war; aber nur die Liebe fand den Hinaufweg in die Heimath, und die

Liebe

Liebe war noch so stark und frisch geblieben, daß sie mitten unter den Schmerzen des Heimwehs auch ihre Freuden gab.

Einen Freund hatte der vereinsamte Conrad nach dem Tode seiner Emma gefunden; es war der fromme Seelsorger, der mit ihm am Sterbebette der Seligen getrauert und getröstet hatte. Es war aber als sollte Alles zusammenbrechen, worauf die warme Zuneigung sich lehnte; jener Freund mußte, so führte ihn sein Beruf, bald fern über den Rhein, in eine andre Gegend ziehen. Da nun Alle von ihm hinweg waren, da kam es dem Einsamen vor, als hörte er wieder in manchen Stunden, im Wachen wie im Traume, die tröstlichen Worte, die seine Emma vor vielen Jahren an dem Gartenbeete zu ihm sagte, wo sie seine Braut wurde: „du mußt nicht allein seyn und sollst ja nicht allein seyn, lieber Conrad“. Dies waren seine seligsten Stunden und ihrer wurden immer mehrere, so daß sie all den andren Stunden seines Lebens ihre Farbe und ihren Ton gaben; er fühlte ja wirklich, daß er nicht allein sey, denn eine Liebe war bei und in ihm, die mit ihren Armen hinanreichte bis zur Heimath des Friedens und dort Alles erfaßte und empfieng, was des Lebens Mangel und seine Noth ausfüllt.

Als Emma starb, da hatte sie nicht nur ihren Gemahl als Waisen gelassen, sondern mit ihm zugleich die Armen und Kranken, die sie versorgte; die vater- und mutterlosen Kinder, deren sie mit mütterlicher Treue und Liebe pflegte. Das Leid um die Mutter des Landes sprach sich nicht in stillen Thränen aus; es schrie mit lauter Stimme, so daß der am meisten Verwaiste auch ohne sein von Natur so leises Ohr den Jammer hören mußte. Da machte er sich auf, um auch dieses äußerliche Erbtheil, das seine

Freundin ihm hinterlassen: das Versorgungsamt der Noth-leidenden, die Pflege der Verlassenen anzutreten. Das Elend, das er nicht sahe, das fühlte er desto mehr, und die Stelle des Auges vertrat ihm noch überdies ein redlicher Diener, der ein Freund der Armen war, weil er an sich selber erfahren, was rechte Armuth sey. Das alte, große und dennoch nicht zum Obdach für Viele eingerichtete Schloß wurde, bis auf jenen Flügel, den Emma mit ihrem Kinde und auch Conrads Vater bewohnten, abgetragen und an die Stätte desselben das schon erwähnte, große Landhaus „zur freien Herberge" erbaut; zwei eben so große Gebäude, das eine zur Aufnahme und Wartung der Kranken, das andre zur Pflege und Erziehung der verlassenen und verwaisten Kinder, stunden am südlichen Abhange des Hügels; unten im Dörflein selber gab es noch mehrere Häuser, in denen die Armen, wenn ihre Kräfte es erlaubten, Arbeit und durch diese ihr ausreichendes Brod, oder die Altersschwachen und Entkräfteten ihre Versorgung fanden. Ritter Conrad war, dies wußte die ganze Nachbarschaft, der reichste Mann im Lande und vermochte dies Alles wohl zu thun, er hätte es aber dennoch nicht gekonnt, wenn er nicht zugleich der Reichste an Mitleid und Geduld gewesen wäre.

Eine geringe Arbeit war das in der That nicht, so vom Morgen bis zum Abend zuerst die Anordnung und Einrichtung der Gebäude, dann, da diese fertig waren, die Pflege und Wartung ihrer Bewohner zu leiten und zu besorgen. Der Hausvater wollte doch überall selbst hören und vernehmen, wie sein Werk bestellt werde, und namentlich unter den Kindern des Waisenhauses hielt er sich täglich, wenn es seyn konnte, mehrere Stunden auf, damit er vernehme, ob diese Heerde der Kleinen immer

auch auf die rechte, gesunde Weide geführt werde. Unter den Kleinen blieb auch die Freude des Wohlthuns am ungetrübtesten, während bei den erwachsenen Armen und Nothleidenden gar oft der roheste Undank nach dem Gutthäter ausschlug; statt Fleiß Faulheit, statt Treue Betrug, statt wahrer Bedürftigkeit unersättliche Begehrlichkeit und Lüsternheit sich zeigten. Kein Wunder, wenn der gute Herr dann, wenn zuweilen seine Rechnungsführer und Diener am Abend dergleichen Dinge ihm erzählten, das Gespräch abbrach und von seinem eignen Thun auf das Thun eines andren Hausvaters hinlenkte, der uns Alle gar mildiglich zu seinem Gastmahle einlädt; und wenn er dann mit einer Art von Heimweh von seinem Lieblingsgegenstande sprach: von dem Lande, da kein Wechsel ist von Licht und Finsterniß, und da wir Ihn sehen werden, der selber das Licht ist, von Angesicht zu Angesicht.

So trieb der blinde Ritter schon seit mehreren Jahren sein Tagwerk, unter dessen Last sein Wahlspruch blieb: „als die Traurigen, aber allezeit fröhlich". Wenn er jedoch in dem stehengebliebenen Flügel des alten Schlosses, in dem Zimmer, das er mit Emma und dem kleinen Sohne bewohnt hatte, allein war, da muß ihm jede Ermüdung von des Tages Last und Hitze weggenommen worden seyn, denn er ging daraus hervor neugestärkt und frisch, mit einer Miene, die mehr noch selig als fröhlich zu nennen war; und wenn seine Augen zuweilen aussahen als hätten sie geweint, so schien es doch als müßten dieß eher Thränen des Entzückens, als des Schmerzes gewesen seyn. Der treue Armenfreund, von dem wir vorhin sprachen, pflegte öfters gegen Andre zu sagen, daß er es immer für ein besondres Glück achte, wenn er dem Herrn Conrad dann begegne, wenn er aus seinen einsamen Zimmern

komme, denn da sey es, als brächte er Balsamkräfte einer andren Welt mit, die auch über andre Herzen sich ergössen.

Bei all diesem einfältig Gutem, das unser Ritter hatte, und das Jedem, der für so etwas Sinn besaß, bald in die Augen fiel, trug er sich auch mit manchen Wunderlichkeiten und Eigenthümlichkeiten, die sich auf den ersten Blick gar nicht mit den Hauptzügen seines Wesens zusammenreimen ließen. Dahin gehörte vor allem das, was uns eigentlich zunächst zu ihm herführte: die Einrichtung seines schönen, großen Landhauses zur freien Herberge. Zwar den Spruch „gastfrei zu seyn vergesset nicht" muß wohl Jeder, der von des Herrn Conrads Gesinnung ist, in hohen Ehren halten und nach ihm handeln; wie konnte sich aber das mit der Liebe zur innren Stille und Einsamkeit vertragen, wenn jene freie Herberge tagtäglich voll von Gästen war, die, ehe man sie kaum recht beim Namen gemerkt hatte, schon wieder von hinnen zogen?

Die erste Veranlassung zu der ganzen Einrichtung hatte ein Vorfall gegeben, der freilich aufregend genug war. Wie wir schon oben sagten, fand sich damals, gerade in der Gegend der Landstraße, an welche Conrads Besitzungen gränzten, auf ziemliche Entfernung hin kein Gasthaus oder bequemes Obdach für Reisende. Einst an einem kalten, neblichen Wintertage hatte ein fremdes Weib mit ihrem Knaben das ferne Nachtlager noch erreichen wollen, der Frost und die Müdigkeit hatten sie aber ereilt und gelähmt; man fand sie am andren Morgen erfroren im Walde. Die Leichname wurden in das Dörflein gebracht; alle Wiederbelebungsversuche erwiesen sich vergebens; als man sie auf dem Kirchhof begrub, da war der Mann und Vater der Beiden herzugekommen; sein Jammer rührte den Ritter

tief, denn hier in der Nähe hatte man auch seinen Sohn und Emma begraben. Von da an beschloß er sein eignes Haus zur Herberge der Fremdlinge zu machen, und zwar umsonst diesen zu geben, was er selber umsonst empfangen.

Für Raum wie für Kost war allerdings in dieser freien Herberge auf eine Weise gesorgt, wie kaum in einem Gasthaus der größeren Städte. Ganze Reihen der Schlafzimmer mit reinlichen Betten stunden zur Aufnahme der Ermüdeten bereit; im untern Stock des Gebäudes fand sich ein gemeinsamer Speisesaal mit mächtig großen, in Hufeisenform gestellten Tischen, an denen wohl für hundert hungernde Menschen Raum zum Sitzen war. In den Schlafzimmern fanden die Gäste nichts Ungewöhnliches, so sehr auch den Armen, die sonst nur auf hartem Strohlager schliefen, die wohlthuende Bequemlichkeit neu seyn mochte und Mancher Reisende gern vor den an den Wänden hängenden Bildern verweilte, deren Gegenstände sämmtlich von einer Art waren, daß sie Gedanken und Gefühle weckten, wie Herr Conrad und sein Gehülfe, der schon erwähnte Armenfreund sie liebten, denn der Letztere war es, der diesen Theil der Zimmerausstattung besorgte. Das aber, was die Gäste in dem Speisezimmer fanden und erfuhren, das erschien allerdings den Meisten von ihnen neu und seltsam.

Der Reiz des Neuen und Ungewöhnlichen lag hier nicht in den aufgetragenen Speisen und Getränken; denn Herr Conrad liebte eine kräftige, dabei aber einfache Hausmannskost und diese bekamen seine Gäste auch; der Wein war sein eigner Tischwein, den seine vielen Weinberge ihm trugen. Auch die freilich bunt genug gemischte Gesellschaft der Wirthstafel, so ungewohnt sie vielen Gästen erscheinen mochte, war nicht das, was diesen am meisten

auffiel; denn wenn sich zuweilen der Postillon, der eine fremde Herrschaft des Weges geführt hatte, weil kein andrer Platz war, in die Nähe der Gräfin setzte, deren Wagen er bediente, oder der fremde Handwerksbursche neben den Domherrn, da schrieb man die Unschicklichkeit dem Umstande zu, daß der Herr des Hauses es nicht sähe. Und wenn bei solcher Gelegenheit in einem der Gäste eine Stimme des Unfriedens sich geregt hätten, da wagte sie es dennoch nicht, laut zu werden. Denn wenn jetzt beim Tone des Speiseglöckchens die Gäste sich versammlet hatten, und wenn dann durch eine Thüre, die nach dem einsamen Flügel des vormaligen Schlosses hinführte, der alternde Ritter Conrad hereintrat und die Anwesenden begrüßte, da konnte lange Zeit Keiner von Denen, die den merkwürdigen Wirth noch nicht gesehen hatten, sein Auge von ihm verwenden. Es lag in seinem Angesicht und seinem äußeren Wesen Etwas, das Frieden gebot; die Würde eines Herrschers, dessen Reich zwar ein andres, aber ein nicht minder hohes ist als die Throne der Fürsten der Erde. „Der Mann muß viel bei Hofe gewesen seyn, flüsterte zuweilen eine Dame der andren zu; sieh nur diesen Anstand!" — „Dieser Ritter hat gewiß als gebietender Feldherr gekämpft und gedient", so sprachen zuweilen die Kriegsleute zu einander. „Herr Conrad ist ein Selbstbeherrscher aus Gottes Gnaden", so sprach in seinem Herzen der tiefer blickende Menschenkenner, und hätte dem trefflichen Wirth gern die Hand gedrückt.

Nach der frommen Sitte des Hauses sprach Herr Conrad selber ein Tischgebet, und die Gäste setzten sich, wie es ihnen gefiel. Bis dahin ging noch Alles mehr nach der gewöhnlichen Ordnung; aber nun begann schon das Ungewöhnlichere. Durch eine Nebenthür trat eine Gesell-

schaft von Musikanten herein, mit solchen mannichfachen Instrumenten, als sich wohl schwerlich in einem unsrer größten Concertsäle beisammenfinden. Da sahe man die musikalischen Instrumente der wilden wie der zahmen Völker; türkische wie christliche, knarrende wie schnarrende durcheinander, sogar ein mächtig großer Dudelsack fand sich neben den Heerpauken, Trommeln, Baßgeigen und Trompeten.

„Mein Gott, sagte zuweilen eine Dame zu der andern, ist denn der Mann auch taub, sowie er blind ist; wie sollen meine Ohren diesen musikalischen Lärmen ertragen?"

Gerade taub oder auch nur schwerhörig war aber der Ritter Conrad gar nicht, vielmehr war er so leise hörend, daß er jedes Gespräch, das seine Gäste auch an den entferntesten Enden der Tafeln führten, sobald er nur aufmerken wollte, vernahm, und nicht selten gab er dieses auch durch Aeußerungen zu erkennen, welche gerade zu Dem oder Jenem, was die Anwesenden gesprochen, in nächster Beziehung stunden. Auch konnte man gar bald bemerken, daß mitten unter den Gesprächen der Fremden sein physiognomisches Talent, das aus Stimme und Rede den Menschen erkannte, in voller Thätigkeit war, und nicht selten redete er einen, namentlich der jüngeren Gäste, so treffend und eindringend an, als ob er ihn und sein ganzes Treiben schon seit Jahren gekannt hätte. Uebrigens war es auch bei dem Hereinbringen der musikalischen Instrumente nicht zunächst auf einen Ohrenschmaus abgesehen, denn da die Musikanten, bis der Herr ihnen einen Wink gab, sich ganz still verhalten mußten, geschahe es gar nicht selten, daß sie auch nicht einmal zum Stimmen ihrer Instrumente, geschweige gar zum Spiel derselben kamen, sondern die Tafel wurde aufgehoben, ohne daß

weder die Trommel noch die Geige sich gerührt hätten. Auch ließen sich dann, wenn der alte Herr wirklich einmal auf musikalische Unterhaltung ausging, nicht alle Instrumente zugleich, sondern gewöhnlich nur solche von einer gewissen Art und Stimme vernehmen, und man kann sagen, daß die Bestimmung der Musikart, welche dann laut wurde, von den Gästen selber abhing.

Hiermit ging es auf folgende Weise zu. Wenn Herr Conrad durch einzelne, hingeworfene Aeußerungen und durch Fragen, wie nur er sie zu fragen wußte, die Fäden einer Unterhaltung anzuknüpfen versucht hatte, die nach seinem guten Sinne war, und wenn dieser Versuch ihm gelang und guten Fortgang gewann, da wurde keine Musik im Speisesaale gemacht, sondern nur etwa in einem Nebenzimmer, oder während des Sommers im Garten ließen sich lieblich ernste Melodieen und Gesänge von Liedern hören, wie sie der Ritter gern in dem einsamen Flügel seines alten Schlosses sang. Wenn dagegen der Versuch nicht gelingen wollte, sondern vielmehr Gespräche unter den Gästen um sich griffen, wie Herr Conrad sie nicht gern hörte; Lästerungen und Afterreden über den Nächsten, Prahlereien und Lügen, zornmüthige oder bittergallige Reden, Gewäsche der Damenzirkel, da gab der Wirth seinen Musikanten einen Wink, nannte ihnen eine Zahl und einen Buchstaben, und augenblicklich wußten die, was jetzt zu thun sey. Die Zahl bedeutete den Platz des Tisches, wo der Gast saß, der jetzt musikalisch bedient werden sollte, denn der blinde Herr konnte sich so ganz auf sein Gehör verlassen, daß er jederzeit den Ort genau unterschied, von welchem die Stimme, die er eben gehört hatte, herkam; der Buchstabe bedeutete die Art der Instrumente, die gebraucht werden sollten.

Wo nur der Ritter alle die Instrumente herhaben und wer sie ihm gemacht haben mochte? Da waren manche drunter, die glichen einer gewöhnlichen Trommete, und doch war der Ton, den sie beim Blasen von sich gaben, ein entsetzliches Eselsgeschrei; andre sahen aus wie Geigen oder Pfeifen, und ließen Stimmen vernehmen, wie bissige Katzen, oder wie ein zornmüthiges Schwein. Noch andre schrieen wie Gänse, oder schnatterten wie Enten, blöckten wie Kälber, plärrten und lärmten wie Affen und Papageien. Und die Sache wäre noch immer erträglicher gewesen, wenn sich die Musikanten in einiger Entfernung gehalten hätten, sie stellten sich aber so an, daß sie dem Gaste, dem das Concert galt, gerade in das Ohr dröhnten, so daß namentlich der laute Ton der Trommeten, gepaart mit dem des Eselsgeschrei-Instrumentes und der Trommel gar bald auch die lautesten Schreier zum Schweigen brachten. Am fürchterlich schönsten, so wird erzählt, und am vollständigsten soll das Concert im Saale des Ritters eines Tages sich haben vernehmen lassen, als eine große Gesellschaft von Herren und Damen aus einer gewissen fürstlichen Residenz aus bloßer Neugier einen Besuch hier machte; damals hörte man fast alle schreienden, brummenden, blöckenden, plärrenden und sonst unartig gearteten Instrumenten-Stimmen mitten unter dem Geschmetter der eigentlichen Trommeten, und dem Getummel der Trommeln und Pauken; so daß selbst die Stärksten sich die Ohren zuhalten, die Schwächeren aber von der Tafel entfliehen mußten.

Der Leser wird diese Weise unsres Ritters eben nicht fein finden; ich auch nicht, und ich meine fast, es war noch eine Nachwirkung der etwas barbarischen Wasserkur, die Herr Conrad als Kind von seinem Vater aushalten

mußte, und davon etwas Aehnliches er auch Andren, aus unwillkürlicher Nacheiferung seines Vaters, wollte angedeihen lassen. Denn eine Cur war jene Tafelmusik wirklich für manche unverständige Schwätzer; eine laute und doch stillschweigende Zurechtweisung für Ungezogene; eine Strafpredigt für Böswillige und Schlechte. Man hielt es zuletzt, insofern man mit der Einrichtung bekannt war, für eine Ehre, wenn man ohne Musik vom Tische hinwegkam, und Solche, welche einmal durch die Musikanten der freien Herberge recht bedient worden waren, die vermieden diese entweder, wenn sie ihr Weg wieder daran vorüberführte, gänzlich, oder sie verhielten sich bei ihrem Wiederkommen so, daß für sie keine Musik mehr nöthig war, die ihnen ohnehin schon das erste Mal würde entbehrlich gewesen seyn, wenn sie die Sprüchlein vom „unnützen" und vom „faulen" Geschwätz, sowie von „schandbaren Worten" gelesen und beachtet hätten, welche mit gar leserlichen Buchstaben außen über der Thüre des Speisesaales angeschrieben stunden.

Wie wir schon erwähnten kam es oft vor, daß Gespräche bei Tische vorherrschend wurden, welche ganz nach Ritter Conrads Sinne waren, und an der Entstehung sowie an der Leitung derselben hatte er selber den größesten Antheil. Denn er war ein Mann, der, wie es in einem alten Spruche heißt, Salz bei sich trug, allezeit, und zwar nicht zunächst um Andren die Schärfe dieses Salzes fühlbar zu machen, sondern um damit die Nahrung der Worte zu würzen. Gäste, mit denen es sich vernünftiglich reden ließ, wurden ihm bald so bekannt und vertraut, als sähe er sie von Angesicht, und bei solchen geschahe es dann auch öfters, daß er sie zum längeren Bleiben nöthigte, oder, wenn sie dies nicht annehmen konnten, sie mit sich in ein

andres Zimmer nahm, wo man über Vieles noch weiter sprechen konnte. Sonst verweilte, ohne zum Bleiben eingeladen worden zu seyn, oder ohne durch große Müdigkeit, durch Uebelbefinden, durch Geschäfte und andre triftige Gründe, zu denen auch das schlechte Wetter gehörte, zurückgehalten zu werden, nicht leicht ein Gast, der mit der Sitte des Hauses bekannt war, länger als über Mittag oder über Nacht. Denn es gehörte zu den seltsamen Gewohnheiten des Wirthes, daß er die unnützigen Zögerer, Lungerer und Schmarozer am andren Tage, oder wenn sie bei langen Sommertagen am Morgen gekommen waren, schon am Abend einem scharfen Examen, nicht zunächst über das äußerliche, sondern über das innerliche Woher und Wohin? unterwarf, wobei er das Salz nicht sparte. Bei solchen Gelegenheiten wunderte sich mancher fahrende Student und reisende Gelehrte über die gründlichen Schulkenntnisse des alten Herrn, und Viele machten, um keine weitre Fortsetzung des Examens bestehen zu dürfen, alsbald, daß sie weiter kamen, Andre aber, namentlich jüngere Leute, wenn ihre Prüfung erträglich ausgefallen, wurden von dem Ritter selber gebeten, doch noch länger seine Gäste zu bleiben, und diese nahm er bei Gelegenheit auch gern mit sich in das schon erwähnte Nebenzimmer.

Das, was am öftersten in diesem Nebenzimmer geschahe, hatte dem Herrn Conrad eigentlich am meisten den Beinamen des Erzählers erworben, unter dem wir ihn schon in der Ueberschrift kennen lernten, obgleich, wie schon erwähnt, er selber nur äußerst selten und wenig erzählte, sondern vielmehr Andre dazu aufforderte und bestimmte. Hier saß der gutmüthige alte Herr ganz auf seinem Steckenpferde, hier gab er seiner Lieblingsneigung nach, in dem

lebendigen Buche der Führungen Gottes an den Menschenseelen zu lesen, denn das, was er sich von seinen Gästen erzählen ließ oder durch geschickte Fragen aus ihnen herauszulocken wußte, waren nicht Neuigkeiten der Stadt und des Landes, sondern die Lebensbeschreibungen derselben. Hätte man alle oder auch nur die schönsten und interessantesten Lebensgeschichten aufzeichnen und sammlen wollen, welche in Ritter Conrads Nebenzimmer, oder auch, wenn es dazu kommen konnte, beim Abendessen, im gemeinschaftlichen Speisesaal erzählt worden sind, da wäre viel Papier dazu nöthig gewesen; einige haben sich dennoch erhalten, davon wir hier in zufälliger Auswahl viere, sammt einer fünften als Zugabe zu geben gedenken.

Die vier Wintergäste.

Eines Males im Winter, gegen Anfang des Februars, hatte sich ein so anhaltend schlimmes Wetter: Sturmwind und Regen, untermischt mit Schneegestöber, eingestellt, daß die Wege (denn Chausseen gab es damals noch nicht in der Gegend), wie man zu sagen pflegt, ganz bodenlos geworden waren. Schon seit zwei Tagen waren die Tische in der freien Herberge fast ganz leer geblieben, denn nur ein armer Studirender und ein junger Handwerker mit wund gelaufenen Füßen, welche Herr Conrad beide selber gebeten hatte, bei ihm zu bleiben, nahmen zwei Zimmer des großen Hauses ein und erschienen, wenn das Glöckchen läutete, bei der Tafel; neue besuchende Gäste hatten sich nicht eingefunden; der Weg schien einmal ganz ohne Leute zu seyn.

Der dritte Tag seit dieser ungewöhnlichen Entvölkerung des gastfreundlichen Hauses schien der unbehaglichste von allen. Das Morgenlicht verzog heute ungewöhnlich lang seine Ankunft, und da es endlich über das Dunkel gesiegt hatte, da schaute man hinaus auf einen graulich weißen Schleier der dicht niederfallenden, mit Regen untermischten Schneeflocken, die alsogleich, wenn sie die Erde berührten, wieder schmolzen und den wäßrigen Schlamm vermehrten, von welchem überall der Boden überflossen war. Nicht einmal den benachbarten Forst konnte man durch das Schneegewölk erkennen, sondern man bemerkte nur seine Nähe an dem Heulen des Südwindes in seinen Baumwipfeln und Zweigen.

„Heute wird wohl", sprach der Küchenmeister zu Herrn Conrad, als dieser aus dem einsamen Schloßflügel hervorkam, „das Feuer auf dem Heerde umsonst brennen". — „Bereite dennoch, antwortete der Herr, kräftige Speisen, denn Gäste, welche heute kommen, bedürfen derselben; und wenn keine kommen, dann genießen sie unsre Armen und Kranken".

Der Ritter hatte seine Vorkehrungen nicht umsonst getroffen. Noch vor Mittag kam ein ältlicher, sauber bürgerlich gekleideter Mann am Hügel herauf, der sein Pferd, das an einem Fuße hinkte, ganz bedächtig am Zügel führte; der Hausmeister trat ihm entgegen und beantwortete seine Frage, ob's wohl erlaubt sey, hier ein wenig einzukehren? freundlich bejahend; der schwere Mantelsack wurde abgepackt, das müde Thier in den besten, wärmsten Stall geführt, und dem Fremden sowie seinem Gepäck ein Zimmer angewiesen, das aus Vorsorge für durchnäßte Gäste schon geheizt war.

Das Mittagsessen war bereit, der Ritter trat ein und

auch der neue Gast, der sich indeß sehr sorgfältig nach seinem lahmen Gaule umgesehen, war herbeigekommen und nahm seinen Platz zur Seite des Wirthes ein, der gar bald mit ihm in freundliches Gespräch gerieth; denn der Bürgersmann mit seinen treuherzigen Antworten und Reden war ein Mann nach seinem Sinne, er bat ihn auf's Dringendste hier zu bleiben und mit der Bewirthung des Hauses vorlieb zu nehmen, bis der Fuß seines Thieres wieder ganz gesund und Wetter wie Weg wieder günstig zur Weiterreise seyen. Der Fremde, nach einigen höflichen Gegenreden, nahm die Einladung an und vertrieb sich die Zeit am Nachmittag sehr nützlich mit dem Besehen aller Einrichtungen der freien Herberge, wie der zugehörigen Gebäude.

Er bekam indeß bald noch eine andre Unterhaltung. Noch vor der Abenddämmrung hielt ein Fuhrwerk vor der Thür, aus welchem zwei neue Gäste ausstiegen, davon man dem einen bald ansehen konnte, daß er ein Kriegsmann von höherem Range sey, während der Hausmeister, der die beiden Fremden bediente, den andren, ich weiß nicht aus welchem Grunde, für einen Gelehrten hielt und hierinnen auch, wie wir hernach sehen werden, sich nicht geirrt hatte. Als der Abend schon zu dunklen anfing, da kam zu diesen zwei letzteren noch ein dritter Gast; ein stattlicher, ältlicher Mann, der auf einem kräftigen Rosse ritt; er bat bescheiden um ein Nachtlager und genoß alsbald die gewöhnliche freundliche Aufnahme. Von diesem zuletzt gekommnen Fremdling wußte der Hausmeister keinen Stand zu errathen und anzugeben; er äußerte nur gegen den Armenfreund: dieser Mann müsse etwas ganz Besondres seyn, und der Armenfreund, da er den Gast gesehen und einige Worte mit ihm gesprochen hatte, dachte in seinem

Herzen, wenn auch in andren Ausdrücken, etwas Aehnliches von ihm.

Als das Glöcklein die Gäste des Hauses zum Abendessen rief, und der Ritter in den Saal hereintrat, ging der Armenfreund ihm entgegen und flüsterte ihm etwas ins Ohr. — Es kam heute kein einziger Musikant herein, obgleich dreie von den Gästen dem Hauswirth noch ganz unbekannt waren, und ich glaube beinahe, diese Abweichung von der gewöhnlichen Hausregel hatte vorzüglich der zuletzt gekommene, vierte Gast bewirkt, denn der Armenfreund, welcher, wenn ihm, sowie heute, seine Geschäfte es gestatteten, selber mit an der großen Wirthstafel aß, betrachtete diesen mit einer ganz besondren Achtung. Und der Mann hatte auch etwas in seinem Wesen, das Achtung gebot, so schlicht bürgerlich übrigens sein Aeußeres erschien. Auffallend war an ihm eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Ritter Conrad; eine Aehnlichkeit, die weder in den Gesichtszügen, noch in der Gestalt lag, sondern, man wußte selber nicht worin? der Armenfreund dachte in seinem Herzen: diese beiden sind Brüder. Auch der blinde Ritter wurde bald auf jenen Gast, obgleich derselbe nur wenig sprach, ganz besonders aufmerksam und beachtete jedes seiner Worte mit unverkennbarer Theilnahme, gab auch selber manches bedeutsame Wort dazu, welches auf den Fremden wie ein brüderlicher Händedruck wirkte, so daß Beide, obgleich sie in ihrem Leben heute zum ersten Male zusammentrafen, bald so glücklicher, innerlich heitrer Stimmung wurden, wie zwei alte, vieljährige Freunde, die nach langer Trennung sich wiederfinden.

Diese Stimmung der beiden „Freunde" wurde durch nichts gestört, denn die Gesellschaft, die an der diesmaligen Abendtafel theilnahm, war eine so wohl zusammen-

stimmende, als hätte der Hauswirth sie selber nach seinem Sinne gewählt und eingeladen. Namentlich die vier heute angekommenen Gäste mußten schon sonst den Inhalt der Sprüchlein, die über der Thüre des Speisesaales stunden, auswendig gelernt und zu Herzen gefaßt haben, denn Alles, was sie redeten, das konnte sich vor dem Herrn Conrad und noch vor einem höheren Richter, als dieser war, zur Noth hören lassen, und wenn man über jene viere ein besondres Urtheil fällen wollte, konnte man von dem zuerst angekommenen Gaste sagen: er spreche gut und treuherzig, der andre, der vornehme Kriegsmann, sprach gut und kraftvoll, der dritte gut und einsichtsvoll; das aber, was der vierte, Unbekannte redete, das erschien gut und weise.

Ein Krankenpfleger aus dem Krankenhause, unten im Dorfe, war hereingetreten und hatte dem Armenfreund berichtet, daß eine der Kranken von heftigen, schmerzhaften Zufällen befallen sey; alsbald gab sich der Gelehrte, der mit dem Offizier gekommen war, selber als Arzt kund und erbot sich die Leidende zu besuchen.

„Das ist ein weitgereister Mann", sprach der Offizier, als Jener hinaus war, „welcher viel erfahren hat zu Wässer und zu Lande, unter Indianern und Negern. Ich kenne ihn erst seit wenig Tagen, denn wir fanden uns zwar schon in Cöln, wo der Doctor als Arzt lebt, reisten aber bis Frankfurt in einem vollbesetzten Wagen, in welchem man zu keinem vertrauten Gespräche kommen konnte, und erst dann gesellten wir uns in dem kleineren Fuhrwerk zusammen. Ich kann wohl sagen, daß ich den Mann in dieser kurzen Zeit eben so liebgewonnen, als achten gelernt habe".

Ei, sprach der Bürgersmann, ist der Herr Doctor aus meiner Vaterstadt Cöln am Rheine, dann wird er mir

von

von dort, denn ich bin in vielen Jahren nicht mehr hingekommen, Mancherlei berichten können und wird mir wohl auch den Gefallen thun, mir Einiges von seinen großen Reisen zu erzählen. Denn solche Sachen höre ich sehr gerne.

Das Gespräch der Tischgesellschaft hatte sich wieder auf andre Gegenstände gewendet; nach einiger Zeit kehrte der dienstwillige Arzt zurück, der indeß die fremden Schmerzen durch einige glücklich gewählte Mittel gelindert und auch für die Zukunft durch seine wohlüberlegten Verordnungen ihnen vorgebaut hatte. Der treuherzige Bürgersmann aus Cöln konnte seine Neugier, die der Offizier ihm erregt hatte, nicht unterdrücken; in einer zutraulichen Weise, der man nicht leicht widerstehen kann, bat er den Doctor, nachdem er vorher sich als alten Landsmann zu erkennen gegeben, er möge doch ihm, sowie der übrigen Gesellschaft, Einiges von seinen Reisen erzählen.

Halt, sagte, in heitrer Laune, Ritter Conrad zu dem gutmüthigen Frager. Ihr, mein Freund, habt länger ausgeruht in meinem Hause, als der fremde Herr da. Zudem hat mich das, was ihr vorhin so richtig und wie mir's schien, aus Erfahrung über die Gefahren spracht, in die man geräth, wenn man reich werden will, neugierig gemacht, auch über eure Schicksale etwas zu erfahren; erzählt ihr uns, wenn es euch gefällt, zuerst, wie's euch euer Leben lang ergangen ist; wir sind hier unter Freunden und eure Erzählung wird aufmerksame Ohren wie dankbare Herzen finden.

Etwas überrascht von der unvermutheten Wendung, besann sich der Bürgersmann ein wenig, dann aber sagte er, nun meinetwegen, es ist nichts Unrechtes; wenn ihr ihn anhören wollt, will ich euch meinen ganzen bisherigen Lebenslauf erzählen.

Joseph, der Reichthumsucher.

Mein Name ist Joseph Pähler, derzeit bin ich Bürger und Tuchmacher zu Ortenberg an der Nidder, geboren bin ich jedoch in der ansehnlichen, schönen und reichen Stadt Cöln. Das Haus meiner Eltern aber, obwohl es zur Stadt Cöln gehörte, war weder ansehnlich, noch schön, noch reich, sondern eine gar armselige, elende Hütte, deren Decke schon meiner Mutter selig, da sie mit mir in den Wochen lag, über den Kopf zusammengebrochen wäre, wenn sie nicht mein Vater mit etlichen hölzernen Pfeilern, die ihm unser Nachbar, der Müller, schenkte, so gut gestützt hätte, daß wir seitdem, so lange ich wenigstens bei meinen Eltern war, ganz sicher zwischen den Stützen wohnten und schliefen. Mein Vater war ein Kesselflicker, der fast die ganze Zeit in den Gassen der Stadt und in den Ortschaften der Nachbarschaft herumzog, und der, wenn er auch dazwischen einmal nach Hause kam, von seinem Verdienst wenig oder nichts heim brachte, denn man sagte ihm nach, daß er dem Trunk nachgehe. Die Mutter aber war ein braves, fleißiges Weib, die sich selber und uns drei Kinder, denn ich hatte noch zwei ältere Schwestern, durch ihrer Hände Arbeit nothdürftig ernährte und bekleidete, und uns von Klein auf zur Schule und zur Arbeit anhielt. Dabei war sie gottesfürchtig, betete gern und ließ uns Kinder fleißig beten, sahe uns auch nicht, wie manche andre Mütter, unsre Unarten nach, sondern strafte sie hart. Mir hatte sie es, da ich noch ganz klein war, gar oft gesagt, daß der liebe Gott, der den Menschen täglich ihr Essen und Trinken giebt, Alles sähe, was wir thun, auch wenn wir im tiefsten Keller oder unter dem

Dache sind; da aber einmal des Müllers Bube, von den Weisbroden, die er in seinem Korbe trug, eins verloren hatte, hub ich's heimlich auf und versteckte mich in unsrer Hütte, hinter einen Stützpfeiler, wo ich mein Brödlein essen wollte, obgleich ich bei mir selber dachte, es sey nicht recht, daß ich's dem Müllersbuben nicht wiedergegeben hätte. Ich war der Meinung, dort hinter dem Pfeiler würde meine Mutter nicht merken und wohl auch der liebe Gott nicht sehen, was ich thäte; meine Mutter aber hatte mich doch bemerkt; sie zog mich hervor aus meinem Winkel; ich mußte ihr Alles sagen und sie züchtigte mich derb, nöthigte mich auch, das Brod, das zum Glück noch unversehrt war, hinüber zum Müller zu tragen, denn, so sagte sie:

Diebesbrod
Ist Gift und Tod.

Es ist aber doch etwas Hartes, ihr lieben Herren, wenn man immer Hunger hat und nicht genug Brod, sich einmal recht satt zu essen, und das Ehrlichseyn wie Ehrlichbleiben kommt die armen Leute manchmal wohl recht sauer an; darum heißt es auch „Armuth und Reichthum gieb mir nicht".

In unsrer Hütte war, wie man zu sagen pflegt, hinten und vornen nichts; meine Eltern hatten nur zwei Töpfe, eine Schüssel, einen alten, oftgeflickten Kessel, den mein Vater von einem Cölner Funken gegen altes Eisen eingetauscht hatte, das er von armen Leuten manchmal statt des Arbeitslohnes annehmen mußte; dazu zwei zinnerne Löffel, ein Messer und eine Gabel, die, weil sie nur noch einen Zinken hatte, zugleich statt des Pfriemens diente, wenn meine Mutter im Winter uns die Schuhe wieder zusammenflickte. Wir Kinder schliefen am Boden auf Spreuer-

säcken, die Eltern in einer Bettlade, darin aber keine Betten waren, sondern nur Stroh und ein grobes Tuch; statt der Zudecken hatten wir Matten von Lindenbast, die mein Vater, wenn's einmal gar keine Kessel zu flicken gab, für andre Leute, sowie beiläufig auch für uns selber, verfertigte. Dabei waren ich und meine beiden Schwestern doch vergnügt, und wenn die liebe Sonne warm schien und die Blümlein kamen wieder heraus, da hüpften und sprangen wir eben so wie andre Kinder, die viel zu essen hatten. Doch gab's freilich zu dem Hüpfen und Springen nicht viel Zeit, denn ich mußte, wenn ich nicht in der Schule bei den Carmelitern war, meiner Mutter den Sommer durch um's Tagelohn arbeiten helfen, im Winter aber für einen Kohlenhändler, der nicht weit von uns wohnte, die Kohlen vom Wagen abladen und in Körben oder Säcken in die Häuser tragen, wobei mir's ziemlich wohl erging, denn ich bekam von den Leuten öfters ein Stück Brod oder sonst etwas zu essen. Bei der Gelegenheit besahe ich mir denn auch die Stadt und was darinnen war, und hatte, wenn ich so die Kohlen zur Küche eines Bürgers trug, mein Bedenken darüber, daß es doch im Haushalt fast aller andren Leute reichlicher herginge, als in dem meiner Eltern. Ich fragte einmal meine Mutter, wie das käme, daß die Nachbarn alle viel hätten, oder doch genug, und manche Bürger in der Stadt noch mehr als unsre Nachbarn, und wir hätten so wenig. Diese sagte: „arm oder reich werden steht nicht bei uns, sondern in Gottes Hand. Ist's doch genug, daß wir nicht zu betteln brauchen, und wenn unser Herrgott will und du bist brav und fleißig, da kann er dich eben so reich machen wie die Nachbarn, oder wie die Bürger in der Stadt". Da dachte ich in meinem Herzen, ich wünschte wohl, daß unser Herrgott

mich reich machen wollte, und sann manchmal darüber nach, wie das zugehen und geschehen könne, bin auch überzeugt, daß, wenn mich damals Einer gefragt hätte, was ich werden möchte, [illegible] ich hätte mich nicht etwa geschämt meine Meinung frei heraus zu sagen, ich ihm würde geantwortet haben: „ein reicher Mann will ich werden“.

Nun, wie mir's mit diesem Wunsche, der mich Jahre lang geplagt hat, ergangen sey, und was ich dabei erfahren, das will ich nun den Herren da der Ordnung nach berichten.

Eines Tages, in der Frühlingszeit, arbeitete ich mit meiner Mutter auf einem Felde, und, soviel ich mir's gedenken kann, mußten wir Unkraut ausraufen, da kam ein Fuhrwerk bei uns vorbei, das zwei Pferde in vollem Galopp querfeldein zogen. Die Rosse waren über etwas scheu geworden, der Kutscher war vom Bock gestürzt, drinnen im Wagen saß ein alter Herr und eine dicke Frau, welche beide erbärmlich um Hülfe schrieen; wer konnte ihnen aber helfen, war doch der Wagen, ehe man sich nur recht besinnen konnte, in einem Augenblick an uns vorbei und im zweiten lag er umgestürzt in einem Graben, der Herr aber und seine Frau herausgeworfen darneben. Zum Glück stunden jetzt die Pferde still; meine Mutter, die sehr resolut war, sprang hinzu und hielt die Zügel, denn der Kutscher, über den die Räder weggegangen waren, konnte sich nicht rühren, und der alte Herr hielt sich, da er sich endlich aufgesetzt hatte, mit Aechzen seine Seite, weil er meinte, er habe die Rippen gebrochen, seine Frau aber, welcher der Fall nicht viel gethan zu haben schien, war zu sehr erschrocken und dazu auch zu schwerfällig, als daß sie eine Handleistung hätte thun können.

„Ich bin der Kaufmann Kolker“, sprach der Herr,

nachdem er lange genug geächzt hatte, zu meiner Mutter; „mein Haus steht auf dem Jülich=Platze, und sie wird wohl schon von mir gehört haben, liebe Frau. Wenn sie ihren kleinen Jungen da schnell hineinl[illegible]n ließe in die Stadt, zu meinen Leuten, daß er diesen sagte, sie sollten gleich herauskommen, sollte es ihr gut belohnt werden".

Die Mutter sagte zu mir: „lauf Sepper, so geschwind du kannst, zu Herrn Kolkers Haus, nicht weit von dem Schmied, zu dem du die Kohlen hinschaffest, und ruf' seine Leute heraus; du sollst heute ein recht großes Stück Brod haben".

Ich lief, so schnell einer nur kann, richtete meine Botschaft erträglich wohl aus und da ich auf dem Hinausweg wieder eben so schnell rennen wollte, lief mir in der Vorstadt ein böser Hund nach, der mich bellend in meinen bloßen Fuß biß, so daß ich blutend, und dazu, wie die Kinder pflegen, auch weinend wieder zu Herrn Kolker und zu meiner Mutter kam. Der Herr bedauerte mich, wollte aber kaum glauben, daß ich in der kurzen Zeit bei seinem Hause gewesen und schon zurück seyn könne, bis seine Leute mit einem andren Fuhrwerk ankamen, wo hinein sie ihn und seine Frau, sowie auch den kranken Kutscher brachten. Vorher noch beschenkte der Herr Kolker meine Mutter recht ansehnlich, zu mir aber sagte er, du sollst noch einen besondren Schmerzenslohn haben.

Auch das erste Fuhrwerk, das beim Umfallen etwas schadhaft geworden, war jetzt mit seinen Pferden hinweggebracht worden, meine Mutter und ich arbeiteten noch bis gegen Abend und machten uns dann auf den Nachhauseweg. Da wir über das Feld hinübergingen sahe ich zuerst etwas Glänzendes, dann etwas Weißes; das erstere war die silberne Dose des Herrn Kolker, das andre

der Fächer seiner Frau, zwar nicht eben von kostbarem Werthe, doch verliert ja niemand etwas gern, das sein gehört. Die trägst du morgen mit dem Frühesten zu den Leuten hin, sagte meine Mutter, für heute kämst du vor Thorschluß nicht wieder heim.

Heute ging es auch einmal in meiner Mutter Haushalt so reichlich wie bei manchen andern Leuten her; sie wußte, daß der Vater nach Hause käme; wir hatten, wie an hohen Festtagen, Fleisch und Gemüse, sowie Brodes die Fülle; für den Vater aber gab es noch besonders ein Kännlein Wein, denn das Geschenk, das Herr Kolker meiner Mutter hatte zufließen lassen, betrug mehr als das Taglohn für eine ganze Woche.

Am andren Morgen trug ich denn bei guter Zeit die gestern aufgefundnen Sachen in die Stadt. Der Herr war noch nicht auf; man hieß mich warten. Etliche Stunden lang hatte ich indeß Gelegenheit zuzusehen, wie die Leute Waaren abluden und andre wieder aufluden, wie sie Geld zählten und in Säcke oder Rollen thaten, so viel als ich gar nicht gemeint hatte, daß Geld auf Erden zu finden sey. Da kam mir wieder recht stark und sehnlich mein Wunsch ein: ich möchte ein reicher Mann werden. Herr Kolker war indeß aufgestanden und hatte gefrühstückt; sein gestriger Fall hatte ihm nichts geschadet, er kam herunter in den Hof und sahe mich da, aussen vor der Schreibstube, stehen. Ei bist du da, Sepperle, sagte er, ist dein Fuß schon wieder gesund? — Ich gab dem Herrn die Dose und den Fächer, er nahm sie mir freundlich ab und fragte mich dann: möchtest du wohl in mein Haus kommen, Sepperle? Ich könnte gerade einen Auslauferjungen und für meinen Hausknecht einen ehrlichen Gehülfen brauchen, und daß du flink bist, habe ich gestern gesehen; daß du

ehrlich bist, glaub' ich schon von vorn herein. Doch frage zuerst deine Eltern, ob sie dir's erlauben, daß du ganz zu mir hereinziehst.

Wer war froher denn ich; zu dem reichen Herrn Kolker sollte ich kommen, das war, so meinte ich, schon der Weg, um selber ein reicher Mann zu werden; ich lief, so eilig wie gestern, durch die Gassen der Stadt zu meiner Mutter, um der mein Glück zu vermelden. Diese freute sich wohl auch darüber, doch sagte sie ganz verständig: du siehst mir nicht aus, als wenn du in ein solches Haus taugtest, dazu bist du nicht weltwitzig genug; doch gehe nur hin, bete fleißig, daß du ehrlich und brav bleibst, der Nachbar Kohlenhändier nimmt dich allemal wieder in seine Dienste. Ich gedachte bei mir selber, zu dem Kohlenhändler komme ich wohl so bald nicht wieder, dergleichen rusige Arbeit möcht' ich mir verbitten.

In den ersten Wochen sahe es auch wirklich so aus, als könnte mir es mit meinem Glücke gar nicht fehlen. Mein Herr ließ mich ganz umkleiden; auch jetzt, im Sommer, durfte ich nicht mehr barfuß gehen, ich bekam Schuhe und Strümpfe; mit dem Hausknecht aß ich an einem Tische, und zwar täglich zweimal, so gut und so viel, als ich in meiner Eltern Hause an den höchsten Jahres-Festtagen nur einmal gegessen hatte. Auch gab mir die alte Frau Kolker manchmal übrig gebliebenes Essen in einen Korb, das ich meiner Mutter bringen durfte. Wenn ich dann zuweilen wieder in meiner Eltern Hütte und ihre Nachbarschaft kam, da meinte ich gar nicht, daß ich noch derselbe Sepperle sey, der ich vor wenig Wochen gewesen; meine alten Spielkameraden schaute ich ganz fremd von der Seite an, und schämte mich, wenn zuweilen ein solcher lumpiger Bube zu mir an die Thüre oder in den Hof

von meines Herrn Hause kam. Es gab indeß in dem Hause selber andre Leute, die schlimmer waren als die Cölner Junken, und deren man sich mehr hätte schämen sollen, als meiner alten Spielkameraden.

Der alte Hausknecht, dem ich bei seinen Verrichtungen treulich half und in dessen Stube ich mit, in einem eignen, guten Bette schlief, war ein ehrlicher Mann; er hatte mir mehrmalen, wenn wir miteinander allein waren, gesagt: „in diesem Hause, Sepperle, muß man manche Sachen sehen, die man lieber nicht sehen möchte"; ich aber verstund nicht, was er damit sagen wolle. Einmal, da ich in einem Holz-Schuppen, der in demselben Hofe mit dem Comtoir lag, solche Scheiter auslesen sollte, aus denen der Hausknecht Spähne schnitzen könnte, fand ich hinter dem Holze ein Säcklein Geldes. „Ei", dacht ich, „damit wär' einer ja gleich ein reicher Mann". Ich besann mich indeß nicht lange, sondern trug das Säcklein, so wie es war, hinauf zu meinem Herrn, dem ich erzählte, wie und wo ich's gefunden. Mein Herr schüttelte den Kopf darüber, schenkte mir einen harten Thaler, verbot mir's aber sehr, das ich jemand von dem Funde etwas erzählte.

Von da an ging mir's nicht mehr so gut als vorher. Ich hatte so große Freude an meinem harten Thaler, daß ich ihn, wenn ich Zeit hatte, öfters in die Hand nahm und auf dem Tische klingen ließ, auch wenn der Hausknecht und andere Leute dabei waren; zu gleicher Zeit erhub sich ein Gerede von den Ladendienern und etlichen Andern: es sey Geld weggekommen, und man munkelte so deutlich auf mich, daß ich der Dieb sey, daß mir's gar weh that, doch nahm man sich sehr in acht, daß Herr Kolfer etwas davon erführe. Sogar der Hausknecht war nicht mehr so freundlich gegen mich wie sonst, sondern

sagte zu mir: höre Sepperle, wenn ein Rabe dem Bauer einen Käse stiehlt, und ein anderer Rabe nimmt seinem Kameraden den Käse ab, trägt ihn fort und frißt ihn, ist das nicht eben so als hätte er selber dem Bauer den Käse gestohlen; und wenn ein Dieb dem andern sein Diebsgut wieder wegträgt, sind sie nicht beide des Galgens werth? — Ich verstund damals zwar nicht ganz, was der Hausknecht sagen wollte, ich weinte aber darüber, daß er gegen mich von Dieberei sprach, und sagen durfte ich ihm von dem Geldsäckchen doch nichts. An meinem harten Thaler, dem ersten Reichthum, den ich in meinem Leben erworben, hatte ich aber auch alle Freude verloren, ich schenkte ihn meiner Mutter, die einer meiner Schwestern ein neues Gewand dafür verschaffte.

Nach einiger Zeit fieng mir's an wieder besser zu gehen; der Hausknecht, der sich als alter, treuer Diener ganz gut mit Herrn Kolfer stund, mochte doch etwas davon erfahren haben, wie's mit der Sache eigentlich zugegangen sey; er war wieder so freundlich gegen mich wie vorher. Eines Tages, es war gerade ein Feiertag und unser Herr war über Land, gab der Hausknecht mir den Schlüssel zu einem Nebenzimmer an der Schreibstube; ich sollte ein Paquet herausholen, das heute noch mußte zu einem Rheinschiffer hingetragen werden. Da ich die Thüre aufthue, sehe ich etliche der jungen Herren unsrer Handlung, darunter auch den Stiefsohn des Herrn Kolfer, wie sie eben eine eiserne Kiste aufgethan hatten, in der viel Geld war. Das Ding mußte nicht in der Ordnung seyn, denn die jungen Leute erschraken hart; der Stiefsohn des Herrn Kolfer faßte sich aber am ersten und sagte zu mir: höre Sepperle, wie du siehst haben wir da ein nöthiges Geldgeschäfte abgethan, und zwar am Feiertage, wo mein

Herr Vater es eigentlich nicht leiden will, daß wir in der Schreibstube arbeiten. Hier schenke ich dir zehn Gulden, heb sie dir auf bis du sie einmal brauchen kannst. Halte aber reinen Mund und mukse dich nicht über die Sache. Wenn du jemand ein Wort davon sagst, was du uns heute hier thun sahest, Sepperle ich schwöre dir's, es geht dir ans Leben.

Die letzten Worte sprach er mit solchem Zorn aus, daß ich erschrak, und daß mirs ganz Angst wurde. Ich nahm die zehn Gulden, lauter neues, schönes Geld, verbarg sie in meinem Gewand, und trug das Paquet, wohin michs der Hausknecht geheißen hatte. Als mein Geschäft abgethan war, ging ich noch, denn es war ja heut Feiertag, ein Stück Weges am Rhein hinab, setzte mich am Rand eines Kornfeldes, hinter dem Gesträuche nieder, und zog dann mein schönes Geld aus der Tasche hervor, um es zu zählen und zu betrachten. Seitdem ich in Herrn Kolfers Hause war, hatte ich gar oft davon gehört, wie Leute, die einen Handel oder ein Gewerbe mit wenig Geld anfiengen, dabei in kurzer Zeit wohlhabend oder gar reich geworden wären. Mir stak eben das Reichwerden gar zu sehr in dem Kopf; laß sehen, dachte ich, was könntest du mit dem Gelde vornehmen, damit dir's auch sechzigfältig trüge, wie dem Bauer, dem das Kornfeld da zugehört, seine Saat. Aber, so dachte ich weiter, über die Saat da ist ein Segen gesprochen; das Korn, das in den Acker gestreut wurde, war ein ehrliches Eigenthum des Bauern, ists nun wohl mit deinem neuen Gelde da ebenso? Das Geld gehörte doch jedenfalls deinem Herrn, denn die Ladenbedienten haben es aus seinem eisernen Kasten herausgenommen und legen schwerlich ein andres dafür hinein; du mußt dem Herrn Kolfer die zehn

Gulden bringen, und ihn darum fragen, ob du sie ehrlicher Weise behalten darfst oder nicht?

Ich brauche den Herren wohl nicht erst zu versichern, daß ich damals noch so unbekannt mit der Welt, dazu auch so ehrlich war, daß ich mir's nicht denken konnte, daß die Handlungsdiener, wie sie doch wirklich gethan, einen Diebstahl verübt hätten, sondern ich glaubte dem wirklich was sie mir gesagt hatten, daß sie nur zur unrechten Zeit in der Schreibstube gewesen seyen; doch wohl war mir's bei der ganzen Sache nicht, sondern bänglich um's Herz, und ich wollte damals lieber ich hätte nichts von Allem gesehen.

„Dem Herrn Kolker es sagen," so sprach ich weiter in meinem Herzen, „wo denkst du hin? Weißt du nicht, daß du da gleich ein Kind des Todes seyn würdest? Denn der junge Herr ist ein jähzorniger, wüthiger Mensch, der nicht fragt wohin er trifft, das hat man neulich an dem armen Schiffsmann gesehen, den er so hart geschlagen hat, daß er noch jetzt gefährlich krank darnieder liegt. Und wenn nicht Leute dazu gekommen wären, hätte er ihn gar erschossen."

Ich stund nachdenklich auf und ging wieder auf die Stadt zu. Da ich an's Haus meines Herrn kam, fand ich den jungen Herrn, der mich freundlich auf sein Zimmer rief. Du bist heute viel gelaufen, Sepperle, da setz dich her und iß ein Stück Schinken und trink einen Schluck Wein. Ich aß und trank freilich, was mir hingesetzt war, aber es wollte mir heut Alles nicht recht schmecken, ich wollte mich so bald wie möglich fortmachen, da faßte mich der junge Herr bei der Schulter und sagte zu mir: „Sepper, wenn du schweigst, soll dich's nicht gereuen und du sollst einmal bei mir dein Glück machen, plauderst du aber, so sprach er, indem er mich hart am Arme schüttelte, ein

einziges Wort, so sey versichert, es ist um dich geschehen".
Ich war so erschrocken, daß ich kein Wort reden konnte;
ich schlich mich ganz still aus der Thür hinaus.

Da ich zum Hausknecht kam und nichts mehr essen
wollte, weil, wie ich ihm erzählte, mir der junge Herr
Schinken und Wein gegeben hatte, sah mich jener gar
ernsthaft an. „Du hast mancherley Sprüchlein in der Schule
und bei deiner Mutter gelernt, Sepperle, kennst du wohl
auch den: wenn dich die bösen Buben locken, so folge
ihnen nicht? Wenn du ihn noch nicht kennst, so merke
ihn dir, denn es ist ein guter Spruch."

Ich verstund zwar nicht vollkommen, was der Haus-
knecht meinte, aber mir war gar nicht wohl zu Muthe bei
dem ganzen Handel. Wie gern hätte ich Alles erzählt,
aber ich fürchtete mich des Todes. So legte ich mich nie-
der in mein Bett. Ich wollte mein gewöhnliches Abend-
gebetlein beten, das ich sonst so gut auswendig wußte,
aber die Worte fielen mir nicht ordentlich ein, ich wurde
immer wieder irre. Ich wollte schlafen aber mir war so
bang um's Herz, und wurde mir so heiß, daß ich kein
Auge zuthun konnte. Der Hausknecht hörte mein ängst-
liches Schnaufen. „Sepperle, sprach er zu mir, der Wein,
den du heute getrunken hast, ist ein böser und wie ich ver-
muthe schlechter Weise verdienter Wein gewesen. Nimm
dich in Acht vor solcher Sündenkost, sonst könnt es einmal
dazu kommen, daß sie dir das Herz abdrückte".

Liebe Herren! ich glaube immer, ich habe in der da-
maligen Nacht, sowie späterhin noch manchmal in mei-
nem Leben es erfahren, daß der Mensch ein doppeltes
Gesetz in sich habe, das eine in seinem Fleische, das ihn
hinabreisset zur Sünde, das andre in seinem Geiste, das
ihn hinführen will zu Gottes Geboten. Die beiden sind

mit einander im Streit, und wenn wir mit dem Gesetze im Fleische hingehen wollen zur Sünde und zum Laster, da züchtiget uns das Gesetz in unserm Geiste bei Tag und bei Nacht, bis wir entweder auf seine Stimme hören, oder bis wir uns so tief in die Sünde hineinstürzen, daß wir ganz taube Ohren kriegen. Ich meine nicht, daß es der Schluck Wein gewesen sey, den mir der junge Herr gegeben hatte, was mir so bang und weh machte, wiewohl ich solches Getränkes ganz ungewohnt war, sondern meine Angst war eine andre; mich däuchtete ich hätte etwas Schlimmes gethan, oder hätte etwas Schlimmes vor, wie damals, wo ich mich als kleiner Bube mit der entwendeten Semmel hinter den Stützpfeiler verstecken wollte, und doch wußte ich mir keinen rechten Rath noch Bescheid; es war mir, als wenn mir jemand zuriefe: du mußt dem Herrn Kolker das Geld bringen, und ihm Alles erzählen; da antwortete ich mir selber darauf: ei Narr, willst du dir den Kopf zerschlagen, oder dich erschießen lassen? sollst du nicht dein Geld behalten und stille schweigen? Nein, fuhr die Stimme fort, du darfst nichts verschweigen. Endlich fing ich vor Angst an zu weinen, daß ich laut schluchzen mußte: „sey nur ruhig Sepper, sagte der Hausknecht, der darüber aufwachte, und geh' auf geraden Wegen, dann darfst du keine Sorgen haben". Auf geraden Wegen, dachte ich, gehst du denn auch auf geraden Wegen? — Ja, antwortete mir die gute Stimme in meinem Herzen, wenn du morgen früh dem Herrn Kolker das Geld hinaufträgst, das ist der gerade Weg. Und das will ich auch thun, sprach ich bei mir selber, gehe mir's auch, wie es wolle; ich mag auch das Geld gar nicht mehr haben.

Darüber verließ mich alle meine Angst und ich konnte nun einschlafen, war aber, sobald der Hausknecht auf-

stund, wieder munter und ganz vergnügt. Dir muß ja was Gutes geträumt haben, Sepper, weil du so vergnügt bist, sagte der Hausknecht, gestern Abend und heute Nacht warst du nicht so vergnügt. — Das Gute aber, das mir geschehen war, das war kein Traum, und ich freue mich noch heute daran.

In dem Hause des Herrn Kolker waren wir beiden, der Hausknecht und ich, nebst einer alten Köchin zwar gewöhnlich am frühesten auf, fast zugleich mit uns, ja manchmal sogar noch früher, stund aber auch unser alter Herr auf, der dann ganz allein und in Ruhe in seinem Zimmer seine Pfeife Tabak rauchte und seinen Kaffee trank; denn die jungen Herren in unsrem Hause kamen meist erst um etliche Stunden später zum Vorschein, und die alte Dame schlief noch viel länger. Wenn der Kaffee für den Herrn fertig war, pflegte die Köchin mich zu rufen, daß ich ihn zu dem Herrn hinaufträge, und so geschahe es auch heute. Da ich die Treppe hinanging wurde mir's doch wieder recht angst, denn ich fürchtete mich gar zu sehr vor dem Grimm des jungen Herrn; ich zitterte, daß ich beinahe das Kaffeebrett hätte fallen lassen. Da ich hineinkam zum Herrn Kolker, und da ich ihm jetzt sein Frühstück hingesetzt hatte, blieb ich noch stehen, und mein Herr mußte mir es anmerken, daß ich etwas auf dem Herzen habe, er sah' mich verwundert an und fragte mich, was hast du mir denn zu sagen, Sepper?

Da zog ich meine zehn Gulden hervor, legte sie ihm auf den Tisch, und erzählte Alles, verschwieg auch nicht meine Furcht vor dem Zorn des jungen Herrn. Noch bedenklicher als das erste Mal, wo ich ihm das Geldsäckchen brachte, schüttelte Herr Kolker seinen Kopf; er rückte seine Mütze hin und her, und dampfte in so schnel

len, starken Zügen aus seiner Pfeife, als wenn er sehr böse wäre. „Weißt du was, sagte er endlich zu mir, Sepper, ich will die zehn Gulden nehmen, und noch zwanzig dazu legen, und schreib dir hier in meinem Buche dreißig Gulden gut, die ich dir verzinse und die du einmal haben sollst, wenn du sie selber zu gebrauchen weißt. Hier aber gebe ich dir noch ein Reisegeld, denn du kannst jetzt nicht in meinem Hause bleiben, weil dir gar leicht etwas Schlimmes begegnen möchte. Ich will dich als Schiffsjungen auf eins meiner Rheinschiffe geben, das heute noch nach Mainz abfährt. Bleib' immerfort treu und ehrlich, dann wird dir's wohlgehen. Jetzt aber rufe mir den Hausknecht".

Ich nahm einen dankbaren Abschied von meinem guten Herrn, den ich in meinem Leben dann nicht mehr gesehen habe, und that wie mir befohlen war. Der Hausknecht blieb ziemlich lang oben, so daß mir's ganz bang wurde, weil ich meinte, der junge Herr möchte indeß aufstehen und mich fragen, ob ich seinem Vater etwas gesagt habe? Endlich kam der alte Hausknecht, hieß mich ganz freundlich meine Kleidungsstücke zusammenpacken, zu denen er mir selber noch einige Wäsche schenkte und führte mich dann sogleich zum Schiffe hin, das schon zum Abfahren bereit war. Der alte Mann empfahl mich im Namen seines Herrn den Schiffern, daß sie mich als Jungen aufnehmen und ordentlich halten möchten, schenkte mir noch einige Gröschlein auf die Reise und schüttelte mir beim Abschiede treulich die Hand.

Mir war es freilich gar weh und leid zu Muthe, daß ich von meiner lieben Vaterstadt Cöln fort sollte, ohne nur meine Mutter noch einmal gesehen zu haben, aber der Hausknecht hatte mir versprochen, daß er bei erster Ge-

legen-

legenheit zu meinen Eltern hingehen und ihnen sagen wolle, daß ich auf Herrn Kolkers Schiff nach Mainz gefahren sey, und daß mir's sonst wohl ginge. Ich wurde deshalb gar bald ruhig und da wir sehr guten Wind hatten, verlor ich die große Stadt Cöln nach wenig Stunden aus den Augen und dazu meine Bangigkeit aus dem Herzen. Denn es gab da immer so viel Neues für mich zu sehen, und die kleinen Geschäfte, die mir die Schiffer auftrugen, gaben mir, weil sie mir noch ungewohnt waren, so viel zu schaffen, daß ich in den ersten Tagen nicht dazu kommen konnte, viel nach Hause zu denken. Kam mir doch auch das Leben, das ich auf unsrem Rheinschiffe führte, in ganz kurzer Zeit eben so angenehm und kurzweilig vor, als das in Herrn Kolkers Hause, denn obgleich die Lagerstätte nicht so bequem und weich, dazu auch die Kost, die ich in Kurzem selber, als Küchenjunge, mitkochen helfen mußte, viel härter war, hatte ich's doch in meiner Eltern Hause nicht einmal so gut, sondern viel spärlicher gehabt, ich war deshalb gar gern mit Allem zufrieden.

Das Reisegeld, das mein Herr mir gab, mit den Mariengröschlein, die der Hausknecht mir schenkte, machte zusammen etliche Gulden aus, dazu wußte ich ja, daß ich dreißig Gulden bei meinem Herrn gut hatte; wer konnte reicher seyn als ich damals in meinen Augen war. Herr Kolker hatte gesagt, er wolle mir die dreißig Gulden verzinsen; ich wußte damals noch nicht, was hiermit gemeint sey, ein alter Israelit aber, der mit uns von Coblenz bis nach St. Goar fuhr, und den ich darum befragte, setzte mir die Sache so auseinander und berechnete mir zugleich, wie viel landesübliche Zinsen dreißig Gulden auf ein Jahr, ja auf einen Monat einbringen, und wie die Zinsen, wenn man sie beim Capital lasse, wieder Zinsen trügen, daß ich

ganz glückselig darüber war, denn nun fand ich mich ja schon, nach meinem Bedünken, ganz auf dem Wege, ein reicher Mann zu werden, und zwar auf einem ganz geraden, landesüblichen Wege.

Als wir in Mainz angekommen waren, blieb ich zuerst noch einige Wochen auf dem Schiffe; als aber dieses wieder heimfuhr nach Cöln, hieß man mich auf Anordnung des Herrn Kolfer, der meinetwegen in einem seiner Briefe geschrieben hatte, in dem Handelshause, das der Herr dort in Mainz besaß, zurückbleiben und den Dienst eines Auslaufers versehen. Da hatte ich es nun in allen äußerlichen Dingen zwar wieder eben so gut als in Cöln, aber es ging mir ein solcher Rathgeber und Freund ab, wie der alte Hausknecht beim Herrn Kolfer war; ich hatte unter meines Gleichen, mit denen ich beständig hanthieren mußte, lauter leichtsinnige Leute um mich, und so wurde ich auch selber bald leichtsinnig.

Das, was mich diesmal verführte, das war ganz hauptsächlich mein alter Wunsch, ein reicher Mann zu werden. Ich hatte gesehen, daß meine Cameraden, so oft sie freie Zeit hatten, mit Würfel- und Bretspiel sich unterhielten, und daß sie manchmal dabei gewannen, manchmal verloren. Wie solche Spiele gespielt werden, das hatte ich leicht begriffen; mich plagte die Versuchung doch auch einmal mein Glück zu probiren, und ich widerstund ihr nicht. Zu meinem wahrhaften Unglück, wie ich aber damals meinte, zu meinem Glücke, gewann ich gleich in den ersten Spielen und hatte auch weiterhin, wie meine Cameraden sagten, eine so glückliche Hand, daß ich immer mehr gewann als verlor. Nach einiger Zeit war das Geld, das man mir als Zehrpfennig in Cöln mitgegeben hatte, und das mir unverkürzt geblieben war, weil ich

ja Alles empfing, was ich zum Leben brauchte, durch mein Spielerglück auf's Dreifache, ja auf's Vierfache angewachsen, zugleich aber auch damit meine Spielsucht, die mich ganz gewiß bald in's Verderben würde geführt haben, wenn der liebe Gott mich nicht aus der großen Gefahr herausgerissen hätte. Eine neue Jacke, mit silbernen Knöpfen, die ich von meinem schnöden Spielgewinn mir anschaffte, hatte meine Baarschaft so verringert, daß ich eifrigst darauf bedacht war, den Abgang wieder zu gewinnen. Ich war nun schon so dreist geworden in meiner Spielsucht, und verließ mich so sicher auf mein Glück, daß ich, als ich so eben am Schluß des Vierteljahres meinen Lohn bekommen hatte, und gerade frei von Arbeit war, hinging in ein Weinhaus, neben dem Packhof, wo gewöhnlich recht arge Spieler beisammensaßen, die um viel höheren Gewinn und Verlust spielten, als meine Cameraden. Einige Male war mirs auch hier schon geglückt, und ich dachte, wer viel wagt, der gewinnt viel; hier kannst du's an einem Abend weiter bringen, als beim Spiel um Pfennige oder Kreutzer in einem Monate. Der erste Wurf fiel reichlich für mich aus; mir klopfte das Herz vor Leidenschaft, ich mußte mehr versuchen. Doch, daß ich's kurz mache: es war noch lange nicht Abend, da hatte ich meinen Lohn und meine ganze noch übrige Baarschaft bis auf den letzten Heller verloren.

Traurig ging ich aus dem Weinhause fort und sann darüber nach, ob ich nicht meine neue Jacke verkaufen und mit dem Erlös noch einmal mein Glück versuchen solle? Da begegnete mir außen, beim Packhofe, der Schiffer, mit dem ich voriges Jahr von Cöln nach Mainz gefahren war. Weißt du es schon, Joseph, daß der alte Herr Kolker plötzlich gestorben ist, und sein rechter Sohn, der in Holland war,

ist schon etliche Monate vorher gestorben, was den alten Herrn gar tödtlich betrübt hat. Nun hat der Stiefsohn die Handlung angetreten; der alte Hausknecht ist gleich aus seinem Dienst fortgeschickt worden; er kam noch zu mir an's Schiff und trug mir auf, dir zu sagen, du möchtest dich aus Mainz fortmachen, es könne dir sonst, wenn der junge Herr in etlichen Tagen hieher kommt in die Stadt, noch übel ergehen.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag in meinen Ohren und für mein Herz. Du Würfel- und Bretspieler du, dachte ich, brauchst dich nicht selber, mit eigener Hand, zu verspielen, du wirst schon so, ohne dein Zuthun, verspielt werden. Recht verächtlich und niederträchtig kam ich mir aber heute vor mit meiner Spielsucht; die Botschaft von dem Tod meines guten Herrn Kolker hätte mir niemals auf heilsamere Weise zukommen können, als eben jetzt, wo mir wirklich dadurch mit dem Freunde zugleich ein Feind abstarb, denn ich kann es versichern, liebe Herren, seit diesem Augenbicke habe ich niemals wieder, weder im Bretspiel, noch in der Karte, noch mit Würfeln gespielt.

Ich lief sogleich zum Factor unser Handlung hin, der immer ganz freundlich gegen mich gewesen war, und fragte den, wie sich's nun wohl weiterhin mit meinen dreißig Gulden verhalten würde, die mir Herr Kolker in seinem Handlungsbuche zu gute geschrieben hatte. Wie ist's damit, fragte mich der Factor, hast du es Schwarz auf Weiß; hast du eine Verschreibung darüber? — Das hatte ich freilich nicht, und der Factor zuckte die Achseln und sagte, daß, wenn ich nicht auf gerichtlichem Wege mein Recht suchen wolle, wobei freilich auch viel weniger Hoffnung zum Einnehmen als zum Ausgeben wäre, er mir nichts versprechen könne.

Wie ich erst nachmals es in Erfahrung gebracht habe, war bei den mancherlei unrechten Geschichten, die zu meiner Zeit und schon früher in der Handlung des Herrn Kolker vorfielen, nicht bloß der Stiefsohn, sondern auch seine Mutter, die zweite Frau des alten Herrn, mit im Spiele gewesen, deshalb hatte es immer so schwer gehalten, den Sachen auf den tiefen Grund zu kommen. Der rechte Sohn des Herrn Kolker, der die Handlung des Hauses in Holland unter sich hatte, soll ein rechtschaffener und guter Herr gewesen seyn, als aber er und sein Herr Vater gestorben waren, hat zwar eine Zeit lang noch der alte Glanz der Firma seinen Bestand gehabt, dann aber ist er bald verblichen und gewichen. Doch ich habe das nur so nebenbei sagen wollen, weil mir's immer bedenklich ist, wie das Sprichwort „ehrlich währt am längsten" allenthalben so als wahrhaft sich kund giebt.

Mit meinem „Reichwerden" schien es jetzt auf einmal wieder ganz aus zu seyn. Meine dreißig Gulden bei Herrn Kolker, sammt den Zinsen, waren unter den jetzigen Umständen so gut wie hin; meinen Lohn und dazu allen Rest meiner Baarschaft hatte ich verspielt, von all meinem bisherigen Glücke war mir nichts übrig geblieben, als die neue Jacke mit den silbernen Knöpfen und die Kleidungsstücke, die mir mein alter Herr schon in Cöln hatte machen lassen. Dazu galt es jetzt nur schnell genug aus Mainz wegzukommen, damit mich nicht die Rache meines jungen Herrn übereile.

Aussen, am Ufer des Rheines, ging ich, mit dem Päcklein, worin meine Sachen waren, unter dem Arme, auf und nieder, da hörte ich, daß ein alter Schiffer einem andren, der eben zur Stadt ging, nachrief: sieh, daß du mir einen Ruderer oder Schiffsknecht dingen kannst, denn

ich muß morgen früh mit dem Frühesten fort. Da trat ich selber zu dem Schiffer hin und fragte ihn, ob er nicht mich dingen möge, ich sey bereit ihm zu dienen.

Ich war damals ein kräftiger, muntrer Bub von 16 Jahren, hatte dazu schon auf einem Rheinschiffe als Schiffsjunge gedient, darum war mir's ganz recht, daß der alte, grämliche Schiffer mich sogleich einsteigen hieß in sein Fahrzeug; er wolle es, sagte er mir, einstweilen, in Hoffnung auf guten Fortgang, mit mir versuchen.

So leicht hatte ich es freilich jetzt nicht, als ich, etliche Jahre daher, es gewohnt worden war. Es war in unsrem Fahrzeuge weder Cajüte, noch sonst ein verdeckter Raum; gleich in der ersten Nacht traf mich ein Regen, gegen den der leere Sack, welchen mir der Schiffer als Zudecke gegeben, nicht viel schützte. Am andren Tag wurde ich brav im Rudern geübt, bekam aber nichts von meinem alten Schiffer zu essen, als ein Stück hartes Brod; mein Getränke konnte ich mir selber mit dem hölzernen Muldenlöffel aus dem Rheine schöpfen. Indeß hatten wir für diesmal nicht gar lang zu fahren, denn mein Schiffer wohnte in der Gegend von Bingen, und sein gewöhnliches Tagesgeschäft war es, Reisende, die zu Fuße kamen, oder Landleute mit ihren Körben und andren Waaren über den Rhein hinüber und herüber zu fahren. Dabei mußte ich rudern, während der Alte am Steuerruder saß. In den ersten Tagen sahe es schlimm mit meinen Händen aus, bald aber hatte ich mir so harte Schwielen daran gearbeitet, daß ich nichts mehr fühlte.. Den ganzen Tag, von der frühen Dämmrung bis zum späten Abend, mußte man da in Bereitschaft sein; die Arbeit dauerte mit weniger Unterbrechung fort, und gerade am Sonntage, der für andre Leute ein Ruhetag ist, ging unser Geschäft am meisten.

Als Lohn für meine Mühe hatte mir mein alter Schiffer monatlich dreißig Kreutzer, das thut auf den Tag einen Kreutzer, ausgesetzt; denn, sagte er, du bist noch ein Bube, der das Rudern erst recht lernen muß, und bist nicht einmal so viel Lohn werth; zum essen bekam ich selten etwas Andres als Wassersuppe und gekochte Erbsen oder Linsen; nur an Feiertagen ein Stücklein Käse zu meinem Schwarzbrod.

Dies Alles hätte ich mir noch eher gefallen lassen, wenn nur mein Schiffer kein so gar unfreundlicher und grundböser Mann gewesen wäre. Dafür war er in seiner ganzen Gegend bekannt, und wer es noch nicht wußte, der durfte nur auf eine Stunde lang zusehen, wie er sich in seinem Hause aufführte, wo er seine alte Frau, die ihm nicht das Mindeste zu leide that, dazu seine blödsinnige Tochter beständig mit gottlosen Scheltworten und Schlägen traktirte, dazu auch so entsetzlich fluchte, daß ich manchmal, wenn's auch drausen stürmte und regnete, lieber aus der Hütte hinausging, weil ich's nicht mehr anhören konnte. Auch ich selber mußte mir gar viel Böses von dem schwarzen Hansen (so nannten ihn die Leute in der Nachbarschaft) gefallen lassen, und wenn es nicht gerade auf den Winter losgegangen wäre, wo die Schiffarth auf dem Rheine meistentheils eingestellt wird, hätte ich mich gern auf ein andres Fahrzeug verdungen.

Eines Tages, nach der Zeit der Weinlese, kam noch gegen Abend, da wir schon in der Hütte saßen, ein Fremder, mit einem schweren Felleisen auf seinem Rücken und verlangte übergefahren zu werden. Es war unfreundlich regnigt Wetter, dazu blies ein starker Wind; mein alter Schiffer fuhr den Fremden an und sagte, heute könne er ihn nicht mehr bedienen, er müsse warten bis morgen.

Der Fremde hielt an mit seinem dringenden Verlangen und machte dem schwarzen Hansen solche Geldanträge, wenn er in sein Begehren willige, daß derselbe nicht mehr widerstehen konnte; er hieß den Fremden einstweilen in die Hütte hereintreten und ging mit mir hinaus, um, wie er sagte, den Sitz im Kahn zurecht zu machen. Als wir aber draussen waren, sagte er zu mir: Joseph, heute giebt's einen höheren Lohn zu verdienen, als sonst im ganzen Jahre. Der Mann hat ein schweres Felleisen, und ich habe ihn schon sonst gesehen: er ist ein reicher Kauz, der immer viel Geld bei sich hat. Wenn wir über die Mitte des Wassers hinüber sind, ertränken wir ihn im Rhein und theilen uns in sein Geld; es heißt dann, der Sturm hat uns den Kahn umgeschlagen und wir beiden haben uns durch Schwimmen herausgerettet; sey versichert, dieser Fang trägt dir so viel ein, daß du ein reicher Mann wirst.

Mir erstarrte das Blut in den Adern, da ich meinen Schiffer, den schwarzen Hansen, so reden hörte. Zwar sagten ihm die Leute in der Gegend schon mehr solche Mordthaten nach, und auch mir waren die Gerüchte davon zu Ohren gekommen, ich hatte sie aber niemals geglaubt. Mir war es gerade, als wenn ein böser Geist mich mit dem Wunsch meines Herzens, reich zu werden, verhöhnte, und ich kann wohl sagen, seit jener Stunde bekam mir dieser Wunsch einen bittren, eklichten Beigeschmack, den ich lange Zeit nicht aus dem Munde brachte.

Ich sahe meinen Schiffer, ganz erschrocken über seine Zumuthung, an und sagte: „Herr, so etwas thut nur nicht". In diesem Augenblicke trat der Fremde aus der Hütte heraus und der schwarze Hans murmelte mir nur noch im höchsten Grimm die Worte zu: so du nicht schweigst, bist du des Todes.

Ich kann nicht sagen, daß ich mich in diesem Augenblick vor jenem desperaten Bösewicht gefürchtet hätte. Ich gedachte in meinem Herzen: komm nur, Alter, ich habe auch noch Fäuste, die wohl stärker sind als die deinigen, und der Fremde ist auch kein Schwächling. Als wir ein Stück hinein waren in den Fluß, stellte ich mich mit den Füßen absichtlich auf die Ruderstange mit dem eisernen Haken, denn ich konnte mir denken, daß sie der Schiffsmann bei seinem Mordanschlag würde brauchen wollen; dabei beobachtete ich jede Bewegung des Alten. Es fing an sehr zu dunkeln, der Regen wurde stärker, man konnte keine zehn Schritte vor sich hinsehen. Auf einmal sprang der schwarze Hans auf, wollte nach der Stange greifen, da ich aber die fest hielt, nahm er die große hölzerne Keule, deren wir uns gewöhnlich zum Einschlagen der Pfähle bedienten, und ging damit auf den Fremden los. Ich rief diesem aus allen Kräften zu: „wehrt euch Herr, es gilt euer Leben" und erfaßte zu gleicher Zeit die Bootsstange, mit der ich den Schiffer glücklich abhielt. Auch der Fremde zog unter seinem Mantel ein Pistol hervor, das vorher keiner von uns bei ihm bemerkt hatte, und rief dem Schiffer zu, er solle alsbald wieder an's Steuerruder sich hinsetzen und keine Hand davon verwenden, sonst würde er ihn niederschießen. Aus Bosheit wollte uns der schwarze Hans in das Binger Loch hineinfahren, wo wir wahrscheinlich Alle, oder wenigstens doch der Fremde, der gar nicht schwimmen konnte, umgekommen wären, er lenkte mit seinem Steuerruder den Kahn mehr stromabwärts, statt stromaufwärts. Ich bemerkte dies zum Glück noch bei guter Zeit und sagte es dem Fremden, der den Schiffer, indem er ihm immer mit seiner Pistole drohete, zwang, mit mir zu tauschen, so daß ich jetzt zum Steuerruder kam und

mit Gottes Hülfe das Fahrzeug vollends hinüber an's Land brachte. Alsbald sprang der Fremde hinaus an's Ufer und ich folgte ihm, indem ich sein Felleisen, an das der Mann in seiner Angst nicht dachte, auf meinem Haupte trug, der schwarze Hans aber machte sich eilig mit seinem Kahn von dannen.

Da wir jetzt ausser Gefahr waren, umarmte mich der Fremde und sagte: du hast mir das Leben gerettet. Zu Hause warten meine kranke Frau und sechs Kindlein auf mich, die hätte ich, ohne deine Hülfe, nicht mehr gesehen. Komm' jetzt mit mir nach Rüdesheim ins Wirthshaus, damit ich dich lohnen kann, denn zu deinem alten Schiffer gehst du doch weder heut noch morgen wieder zurück.

Zu Rüdesheim war mein Reisender wohl bekannt; denn er war ein Handelsmann aus Epstein, mit Namen Weidner, und kam öfters diesen Weg. Er erzählte dem Wirth und den bei ihm versammleten Bürgern, was ihm geschehen sey; da diese hörten, daß er sich vom schwarzen Hans hatte überfahren lassen, wunderten sie sich sehr und sagten: dem hätte sich keiner von uns anvertraut. Doch ist es gut, daß der Bösewicht endlich einmal bei einer solchen That ertappt worden ist. Mich lobte man sehr, daß ich so wacker gewesen sey und dem fremden Herrn geholfen habe. Uebrigens hast du dich, sagte der Wirth, zugleich deiner eignen Haut gewehrt, denn auf dem Rückwege, oder bei andrer naher Gelegenheit, hätte der schwarze Hans dich auch umgebracht und ins Wasser geworfen, wie man sagt, daß er es schon mehreren seiner Bootsknechte gemacht hat. Doch bleibt's dabei, du bist ein braver Bursch und hast dem Herrn da sein Leben gerettet.

Mein Fremder nöthigte mich, mit ihm zu essen und zu trinken, denn für heute gab er's auf, noch weiter zu

reisen. Nach dem Essen erkundigte er sich nach meinen Lebensumständen, und ich erzählte ihm Alles. Es ist schade um dich, sagte er, daß du kein ordentliches Handwerk gelernt hast, worauf du dich nähren könntest. Das Brod, das ein Schiffsknecht hat, ist ein spärliches wie gefährliches. Indeß wäre es für dich noch immer Zeit, etwas Rechtes zu treiben, denn du bist jung und stark. Wie wär' es, wenn du mit mir nach Epstein gingest und bei meinem alten Vetter, der ein Tuchmacher ist und gerade jetzt einen Lehrjungen brauchen könnte, die Tuchmacherei lerntest? Ich ging alsbald auf diesen Vorschlag ein und dankte dem Herrn Weidner mit Hand und Mund dafür. So fröhlich war ich lange Zeit nicht eingeschlafen als an jenem Abend.

Am andren Morgen machte Herr Weidner noch eine Anzeige vor Gericht über den gestrigen Vorfall. Der schwarze Hans ist auch bald hernach eingezogen worden und auf's Zuchthaus gekommen; meine schöne neue Jacke aber, mit den silbernen Knöpfen, die ich in seiner Hütte gelassen hatte, konnte ich von den Gerichten und Häschern nicht wieder bekommen, sondern nur meine Wäsche; ich dachte bei dem Verlust der Jacke, sie war mit dem Geld gekauft, das ich im Spiele gewonnen, und auf all' solchem Gut kann kein Segen seyn, denn es heißt von ihm: wie gewonnen, so zerronnen; böse Arbeit, böser Lohn.

Den Herrn Weidner hatte der gestrige Schrecken doch sehr angegriffen; er konnte nur mit Mühe gehen. Ich machte ihm jedoch seine Weiterreise leicht, indem ich sein schweres Felleisen auf meine jungen, rüstigen Schultern nahm, und so kamen wir schon am andern Tage, bei früher Zeit, nach Epstein, wo ich bereits nach etlichen Stun-

den ins Haus des alten Tuchmachers als Lehrling aufgenommen wurde.

Im Vergleich mit dem Leben in der Hütte des schwarzen Hansen erschien mir mein Aufenthalt in Epstein als ein wahres Paradies. Mein alter Meister war ein gar guter Mann; an seiner Frau, die viel jünger war denn er, wäre freilich Vieles anders zu wünschen gewesen, indeß ließ sie mich keine Noth leiden, ich hatte zwar meine tägliche Arbeit, hatte aber auch dafür mein tägliches, reichliches Brod, und pflegte mich mitten im kalten Winter, der jetzt eintrat, am Tage in einer warm geheizten Stube, und bei Nacht auf gutem Lager.

Die Lehrjahre vergingen mir schnell. Was es hierbei, sowie bei meinem Aufgedinge zum Gesellen zu entrichten gab, das hatte Herr Weidner für mich bezahlt. Es war wenig, denn mein alter Meister hatte das, was ihn selber betraf, mir erlassen; war ich doch überhaupt in allen Stücken wie Kind im Hause bei ihm gehalten. Als ich Geselle geworden war, hatte mich mein Meister ganz neu gekleidet, „damit du doch auch unter deines Gleichen dich darfst sehen lassen“, sagte er. Ich kam aber, ausser Sonntags in die Kirche, nur selten unter die Leute, sondern mit einem Purschen aus Mainz, der von meinem Alter und auch ein stiller Mensch war, ging ich bei schönem Wetter an Feiertagen über's Land oder in der Gegend umher.

Ich hatte noch kaum ein Jahr meinen neuen Gesellenstand angetreten, da starb mein alter Meister. Die Meisterin, die noch ein junges, rasches Weib war, übernahm das Haus und das Gewerbe. Joseph, sagte sie zu mir, wenn du bei mir bleiben willst und brav auf meinen Nutzen sehen, soll es dich nicht gereuen, und wer weiß wie dir

dein Glück noch blüht. — Mir war es nicht zuwider, noch ein oder etliche Jahre in dem Hause meiner Meisterin zu bleiben, und sie vertraute mir alle ihre Geschäfte an, so daß ich erst jetzt inne wurde, wie wohlhabend mein alter Meister gewesen sey. Zugleich wurde ich aber auch inne, daß seine Frau eben kein großes Leid über sein Hinscheiden trug. Sie war gar aufgereimt, verhielt sich auch gegen mich so, wie sich eine Meisterin nicht gegen ihren Gesellen verhalten sollte, und an einem Feiertag, nach dem Mittagsessen, da der Lehrjunge hinaus war, sagte sie zu mir: „Höre an, Joseph, wie wäre es, wenn du ganz bei mir bliebest. Mein Hauswesen kann ohne einen Hausvater nicht bestehen. Ich bin zwar älter als du, aber ich kann hoffentlich noch manches Jahr Allem vorstehen, was mir zukommt, und du setzest dich gewiß in ein schönes Haus mit reichlichem Gewerbe herein, das nach meinem Tode dir Alles zufällt.“

Ueber diesen Antrag war ich nicht wenig verlegen und wußte nicht gleich, was ich darauf antworten sollte. Meisterin, sagte ich endlich, ihr wißt am besten was mir Alles fehlt. Ich bin ganz arm, und selbst die Kleidung, die ich an meinem Leibe trage, habe ich von eurem seligen Manne. Dazu habe ich noch weit hin bis zum Meisterwerden. Die Frau ließ sich aber durch meine Gegenreden nicht irre machen. Ueberleg' dir's wohl, sagte sie zu mir, und stoß dein Glück nicht so von dir; Alles was du zum Meisterwerden und zum Bürgerrecht im hiesigen Orte brauchst, dafür laß nur mich sorgen, halte mich aber nicht lange mit vergeblichen Reden hin.

Eine Nachbarsfrau trat hinein ins Zimmer, um die Meisterin zu besuchen, und machte dem Gespräch ein Ende. Ich ging hinaus ins Freie und überlegte mir die Sache.

Mein alter Wunsch, ein reicher Mann zu werden, war mir noch keinesweges vergangen, das merkte ich wohl. Das wäre jetzt freilich, so dachte ich, der beste Weg um zu Haus und Wohlstand zu kommen. Auch war die Frau äußerlich wohl zu leiden, wenn nur nicht andere Anstöße gewesen wären, die ich mich jedoch in diesem Augenblicke, wo ich nur auf den äußerlichen Vortheil bedacht war, nicht sonderlich anfechten ließ. Ich ging zu Herrn Weidner, denn diesem durfte ich mich wohl anvertrauen, und entdeckte dem Alles, was meine Meisterin zu mir gesagt hatte. Joseph, antwortete er, du wärst ein Thor, wenn du diese gute Gelegenheit versäumtest, dein Glück zu machen, denn dergleichen wird dir nicht sobald wieder geboten, und heut zu Tage hält es schwer, so ohne alles Geld sich durchzuschlagen; du würdest lange Jahre um's Gesellenlohn dienen müssen, ehe du dir nur das Meister- und Bürgerrecht erkaufen könntest.

Ich ging nach Hause; die Meisterin schien es zu erwarten, daß ich unser voriges Gespräch wieder anknüpfen sollte; ich aber war zu verlegen dazu und sie bot mir ganz verdrüßlich gute Nacht.

Da ich in meine Kammer und auf mein Lager kam, erging mir's fast wieder so, wie damals in Cöln, wo ich die zehn Gulden in meiner Tasche und die Furcht vor den Drohungen meines jungen Hausherrn im Herzen hatte. Ich konnte nicht schlafen, denn ich träumte mich mit wachenden Augen als Besitzer eines Hauses und nahrhaften Gewerbes, dazu als Bürger in Epstein. „Wenn du erst etliche Jahre," so dachte ich, „das Geschäft betriebest, du wolltest es schon noch anders im Gang bringen; du nähmest noch etliche Gesellen, und bezögest mit deinen Waaren selber die Märkte; in etlichen Jahren sollte dir's

schwerlich ein andrer Bürger in Epstein an Vermöglichkeit gleich thun.“ Aber so wohlgefällig mir auch diese Anschläge meines Herzens vorkamen, so war dennoch in diesem etwas Andres, das mich darüber strafte und unruhig machte. Es thut mir fast leid, daß ich den Herren von einer Person, die mir sonst manches Gute erwiesen hat, und die schon gestorben ist, so etwas offenbaren muß, aber ich will damit nur beweisen, daß ich wohl Ursache hatte, in jener Nacht unruhig zu seyn: die Meisterin nämlich, das hatte ich schon bei den Lebzeiten ihres Mannes bemerkt, war gegen diesen nicht treu und redlich gewesen; sie hatte sich auch ein oder etliche Male gegen mich so unartig aufgeführt, daß ich dabei an die Geschichte von Potiphar's Weib und dem Joseph denken mußte. Wenn daher in jener unruhigen Nacht die Anschläge, wie ich durch die Hand dieser Frau reich werden wollte, einmal so laut waren wie das Klappern einer Windmühle, so daß ich keinen andern Gedanken davor vernahm, und der Wind ließ darauf wieder nach, daß die Mühle stille wurde, da kamen doch auch die andern Bedenklichkeiten zu Worte. Die Hand dieser Frau, so dachte ich, ist keine ehrliche Hand, da kann doch kein Segen noch rechtes Gedeihen dabei herauskommen, und es ist immer besser, in Armuth bei der Treue wohnen, als in Reichthum mit der Untreue hausen und zusammenwohnen. Zuletzt wurde ich mit mir selber Eins: ich mag diese Frau nicht haben, sondern will den Wanderstab ergreifen und weiter ziehen. Darüber wurde ich ruhig und schlief ein.

Die Meisterin war schon auf als ich am andern Morgen in die Werkstatt kam und wir waren noch allein. Nun Joseph, fragte sie mich, was hat dir geträumt? — Mir hat's gar unruhig geträumt, sagte ich, als müßt ich den

Wanderstab nehmen und noch auf ein Paar Jahre in die Fremde ziehen. — Du wirst kein solcher Narr seyn, sagte die Frau, und ein warmes Nest, das für dich schon gebaut ist, verlassen. Du hast doch verstanden, was ich dir gestern sagte? — Ja, antwortete ich, Frau Meisterin, ich habe das wohl verstanden, aber ich bin noch zu jung zum Freien, habe auch keine Lust dazu.

Die Frau wurde über meine Antwort sehr unwirsch; so, daß auch die andern Leute im Hause, als sie jetzt zum Frühstück und zur Arbeit hereinkamen, es wohl bemerken konnten, daß es einen Verdruß abgesetzt habe. In ihrem ersten Zorn, denn sie war von heftiger Art, kündigte sie mir noch an demselben Tage, gleich nach Tische, auf; ich kann dich nicht mehr brauchen, sagte sie zu mir, such' dir nur bald einen andern Meister auf.

Mir that es weh, daß ich zuletzt in Verdruß aus einem Hause gehen sollte, darin es mir so wohl ergangen war. Herr Weidner suchte mich auch noch auf andre Gedanken zu bringen, und ich konnte wohl merken, daß es nur auf mich angekommen wäre, um gar bald wieder mit der Meisterin in gutes Vernehmen zu treten, aber ich blieb fest bei meinem Vorsatz. Die letzten Tage wurden mir durch die böse Laune der Frau noch etwas sauer gemacht; da es zum Abrechnen kam, zog sie mir alles ab, was ihr verstorbener Eheherr an meine Kleidung gewendet und etwa sonst, in meinen Lehrjahren, für mich hergeschenkt hatte, so daß mir nur wenig Kreutzer von meinem Gesellenlohn übrig blieben. Dennoch weinte sie sehr, da ich von ihr Abschied nahm, und mir ging's gleichfalls sehr nahe. Auch Herr Weidner sahe mich ungern scheiden. Ich aber zog wohlgemuth und leichten Herzens meine

Stra-

Straße, denn ich gedachte: du hast nichts Unrechtes gethan und Gott wird dich nicht verlassen.

Mein Bündel war nicht schwer, denn ich hatte eben nicht viel Hab und Gut, das Wetter war auch schön und es war kurz vor Michaelis, wo sich's am besten wandert, darum sang ich beim Hingehen über Berg und Thal manches frohe Lied, und seit Jahren war mir's nicht so vergnügt zu Muthe gewesen, als an dem Tage, wo ich meine Wanderschaft antrat. Wenn du auch wenig oder kein Geld hast, so sprach ich bei mir selber, so hast du doch ein braves Handwerk gelernt, worauf du überall dich nähren kannst; jetzt steht die Welt dir offen, junges Blut; für dich wird's schon noch ein andres Obdach geben als das Haus der Meisterin in Epstein.

Mein Sinn stund eigentlich nach Homburg an der Höhe, wo, wie Herr Weidner mir gesagt hatte, gerade damals am leichtesten Arbeit auf meine Profession zu finden war; als ich aber am Abend in die Herberge nach Kronberg kam, fand ich dort einen Gesellen von gar jämmerlichem Aussehen. Der Mensch mochte auf die Hitze getrunken, oder sonst noch ein Versehen begangen haben; jetzt schüttelte ihn der Fieberfrost, daß ihm die Zähne klapperten, und in der Nacht überfiel ihn eine Hitze, wobei er irre sprach und immer aus dem Bette springen wollte. Der Herbergsvater hatte mich gebeten, ich möchte bei dem kranken Menschen bleiben, denn der sey auch ein Tuchmachersgeselle wie ich, und ich that das gern; es war aber eine schlimme, unruhige Nacht. Am andern Morgen that mir auch der Kopf so weh, daß ich meinte, ich hätte das Fieber, aber der Herbergsvater gab mir etwas ein und hieß mich etliche Stunden schlafen, da wurde mir's wieder besser und den kranken Gesellen fand ich auch wieder

besser. Der sagte zu mir, wenn's meine Eltern in Ortenberg wüßten, daß mir's so schlimm geht, die würden mich wohl nach Hause holen lassen, denn mein Vater hat ein Pferd und einen Wagen; wenn du schreiben kannst, Gesell, so schreib für mich nach Hause, an meinen Vater, den Tuchmacher Falker, und schicke den Brief nur mit einem Boten fort, meine Leute werden dir's gut vergelten. Ich konnte wohl etwas schreiben, ich setzte den Brief auf, so gut ich's verstund, und nahm mich dann wieder der Wartung des kranken Burschen treulich an. Nach etlichen Tagen kam der alte Herr Falker selber mit seinem Wagen, um seinen kranken Sohn abzuholen. Da der Vater hörte, daß ich so manche Mühe mit seinem Sohne gehabt habe, und daß ich ein Tuchmachergesell sey, bot er mir Arbeit, gegen guten Gesellenlohn, in seiner Werkstatt an, und ich nahm dies willig an und kam zu Fuße eben so weit, als die beiden mit ihrem Einspänner, so daß wir auf dem ganzen Wege fast immer beisammen blieben.

In Herrn Falkers Hause wurde ich gar bald einheimisch und bekannt, denn der Mann so wie seine Frau waren gute, gottesfürchtige Leute, bei denen ich so gute Dinge hörte, als ich vorher, außer von meiner Mutter, noch von niemand gehört hatte. Die Leute lebten wie die frommen Kinder mit einander, und mir war es, als wäre ich noch einmal in eine Schule gekommen, wo ich viel andre und beßre Sachen lernte, als ich wohl sonst in der Schule gelernt hatte. Bei Herrn Falker lernte ich auch Gottes Wort kennen und las mit Freuden darinnen. Ich hatte den Mann so lieb, wie einen Vater, und nach etlichen Jahren wurde er auch mein Vater, denn ich heurathete seine Tochter und ließ mich in Ortenberg häuslich als Tuchmachermeister nieder. Mein Schwiegervater, der

ein wohlhabender Mann war, hatte in dem Städtlein zwei Häuser, das eine, größere davon bewohnte mein Schwager — derselbe, den ich in Kronberg während seiner Krankheit verpflegt hatte, der aber jetzt wieder ganz wohlauf war. Dieser bezeugte mehr Lust zur Handlung und legte sich noch bei des Vaters Lebzeiten ein gutes Geschäft an; ich aber blieb beim Handwerk und bewohnte mit meiner Frau das andre Haus. Meine alte Mutter (denn der Vater war gestorben) ließ ich auch, mit der einen noch ledigen Schwester, zu mir kommen und wir wohnten alle gar einträchtiglich beisammen.

Die Schwiegereltern starben nach etlichen Jahren, kurz hintereinander; zuerst die Mutter, dann der Vater, der uns auf seinem Sterbebette mit sehr eindringlichen Worten zur Liebe ermahnte und segnete. Wir lebten gar glücklich miteinander, ich und meine brave Frau, obwohl uns der liebe Gott oft mit Krankheiten und andrem Leid heimsuchte, denn es starben uns mehrere Kinder, und mit den fünfen, die uns am Leben blieben, gab es auch mancherlei Sorgen. Auch hatten wir an unsrem Viehstand großen Verlust, bei einer Viehseuche, die damals ins Land kam, und in wenig Jahren hinter einander traf unser Stück Feldes zweimal der Hagelschlag. Ich hatte aber nun schon ein zuversichtliches Herz zum lieben Gott gewonnen, und ließ mich in meiner Liebe zu Ihm und in meinem Frieden nicht mehr irre machen, und so wie ich dachte meine Frau auch.

Meinem Schwager schien es mit seinem Handel freilich besser zu glücken; er gewann dabei viel, und weil er wußte, daß er mich wohl brauchen könne, überredete er mich, daß ich, statt der fremden Gehülfen, die ihm schon manchen Nachtheil gebracht hatten, ihm bei seinem Geschäft

beistehen möge. „Ich will die Reisen machen und den auswärtigen Verkehr besorgen; du sollst indeß die Aufsicht und Leitung des Geschäftes daheim führen; was uns an Gewinn kommt, das soll dann gern zum Theil auch dein gehören, denn du bist ja mein Fleisch und Blut". Ich ging ein auf diesen Vorschlag; es glückte mir, durch eine glückliche Unternehmung mit Wolle unser gemeinschaftliches Geschäft in einen so guten Gang zu setzen, daß mein Schwager mir aus Dankbarkeit anfangs ein Drittel, dann die Hälfte des jährlichen Gewinnes abgab.

Jetzt wollte es wirklich scheinen, als sollte mein alter Wunsch mit dem Reichwerden in Erfüllung gehen, denn ich hatte schon ein sehr ansehnliches Capital in meines Schwagers Handlung stehen. Dabei lebte ich mit meiner Frau und meinen Kindern im Essen und Trinken und in der Kleidung noch eben so schlecht und gerecht fort, wie vorher, da ich mich von der Tuchmacherei nährte, nur daß ich meiner alten Mutter, die ja in ihrem Leben Noth genug ausgestanden hatte, manchmal etwas besondres zu Gute that, und meiner Schwester, die sich in Ortenberg verheurathet hatte, und der es anfangs ein wenig schwer ging, je zuweilen etwas zufließen ließ. Ich hielt auch noch immer einen Gesellen und arbeitete selber in freien Stunden auf meinem Handwerk, so daß mir meine Werkstatt fast eben so viel austrug, als mein Hauswesen mich kostete. Mit meinem Schwager aber ging es anders zu. Der hatte nach Geld und schönen Kleidern gefreit; hatte sich aus Frankfurt am Main eine Frau aus einem vornehmen, dabei auch ziemlich vermöglichen Hause genommen, die er mit Extrapost nach unserm kleinen Ortenberg brachte, und, damit sie meinen möchte, Ortenberg sey auch eine große Stadt, nach Verabredung mit dem Postillon erst durch

alle Gassen und Gäßchen hindurchfahren ließ, bis er mit ihr an seinem Hause hielt. Aber die junge Frau merkte doch bald den Unterschied; ihr that es bange nach ihrer großen, schönen Vaterstadt; sie wollte sich das Heimweh durch allerhand Kurzweil vertreiben lassen, mein Schwager mußte ihr eine kostbare Equipage sammt Bedienten und Jungfer anschaffen; sie kutschirten mit einander bald nach Wetzlar, bald nach Hanau, und in Frankfurt blieb sie oft ganze Monate lang. Dazu verlangte sie auch, wie große Leute, ein Landhaus, und mein Schwager war auch wirklich so nachgiebig, daß er ein Bauernhaus bei Ortenberg kaufte, das er niederreissen und dafür ein buntes, steinernes Kartenhaus hinsetzen, statt der Baumanlagen und Felder aber einen französischen Lustgarten mit Springbrunnen anlegen ließ. Das alles kostete gar viel Geld, und, wenn man's hätte berechnen wollen, weit mehr, als die Frau in unser Haus gebracht hatte; mein Schwager war aber wie taub und blind, sahe sogar seinem Weibe die Spielsucht nach, die ihr und ihm gar große Summen kostete. Ich aber war nicht blind und taub; ich sahe wohl, wohin es bei solchem Gange kommen müßte; öfters suchte ich meinen Schwager zur Einsicht zu bringen, aber er wurde entweder zornmüthig und bitter, warf mir meine Armuth vor und prahlte mit dem Eingebrachten seiner Frau, oder hörte mich nur flüchtig an. Da sprach ich einmal ausführlich mit meiner klugen Frau über die Sache, und die war ganz meiner Meinung, daher setzte ich mich auch bald nachher mit meinem Schwager so, wie ich's nun erzählen will.

Mein lieber Bruder, sagte ich eines Tages zu ihm, da seine Frau wieder nach Frankfurt am Main verreist war, und wie man hörte, von dort eine Lustreise nach

Paris machen wollte, du weißt, daß uns dein seliger Vater auf seinem Sterbebette zur brüderlichen Liebe gegen einander vermahnt hat, und ich meine, ich hab es bisher nicht daran fehlen lassen, dir diese Liebe nach Kräften zu erweisen. Auch weißt du wohl, daß ich, da ich in euer Haus kam, gar nichts hatte, sondern ein blutarmer Mensch war. Alles, was ich jetzt habe: mein Haus, sammt Garten und Feld, vor allem aber mein häusliches Glück mit Frau und Kindern, das danke ich doch nächst Gott nur deinem seligen Vater und dir. Nun habe ich zwar jetzt sechs oder sieben Jahre für dich in deiner Handlung gearbeitet, und du hast mir für meine Mühe einen so großen Lohn angerechnet, daß er zum ansehnlichen Kapital geworden ist, aber ich habe dabei doch auch noch auf meiner Werkstatt so viel erwerben können, daß ich mit den Meinigen zu leben hatte. Darum nimm' du und behalte das, was das Deine war; ich mag nichts aus dem Erwerb deiner Handlung haben, als was ich etwa, es wird gerade nicht viel seyn, hin und wieder von diesem Verdienst in meinem Haushalt verwendet habe. Wenn du das was ich dir gern und willig gebe, treulich zusammenhältst, und vor allen Dingen den Gelüsten deiner Frau Zaum und Gebiß anlegst, dann wirst du als ehrlicher Mann leben und bestehen können, sonst aber geht es mit deinem ganzen Anwesen auf Spott und Schande hinaus; denn wenn du das rechnetest, was schon jetzt nicht mehr dein, sondern fremdes Gut ist, da sollte dir wohl dein Leichtsinn und deine Frauenhätschelei vergehen.

Mein Schwager weinte und wollte anfangs mein Anerbieten nicht annehmen; er hatte sich in seinem Leichtsinne selber Wolken vor die Augen gezogen, und in den beständigen Lustbarkeiten, zu denen seine Frau ihn verleitete,

war er seit etlichen Jahren nicht mehr dazu gekommen, seine Rechnungsbücher einmal gründlich durchzusehen. Ich aber hatte ihn heute einmal, wo ich ihn längst haben wollte; ich ließ ihn nicht wieder aus den Händen, bis ich ihm den ganzen Bestand seiner Dinge haarklar auseinandergesetzt hatte. Er war nun endlich doch zu der Einsicht gekommen, daß ich mit meinen bisherigen Warnungen und Ermahnungen recht gehabt habe.

Mein Bruder, sagte ich zu ihm beim Fortgehen, ich lasse dir all meinen verdienten Antheil an unserm seitherigen Gewinn, ich lasse dir all das Geld, das mein gehörte in deiner Handlung; aber etwas nehme ich doch mit mir hinaus und lasse dir's nicht: das ist mein ehrlicher Name, mein gutes Gewissen gegen Gott und Menschen. Siehe du doch ja zu, daß du auch vor Gott und an dem Nächsten rechtschaffen handeln und ein ehrlicher Mann bleiben mögest. Wenn du ferner, wie bisher, deiner Frau ihren Willen lässest; so lässest du der Sünde Herrschaft über dich und dein Haus, und wo die waltet, da ist kein Segen, weder oben noch unten.

Mein Schwager gab mir die Hand darauf, daß er von nun an ganz Anders auf seine Sachen sehen, auch schon für jetzt seiner Frau ihr kostspieliges Reisen verbieten wolle. Wie lange und wie weit er seinem guten Vorsatz würde aus eignem Vermögen nachgekommen seyn, das weiß ich nicht; denn der liebe Gott, wie das öfter geschieht, kam seiner Schwachheit zu Hülfe und that das Meiste, ja Alles für ihn. Seine Frau kam nämlich etliche Wochen nachher krank aus Frankfurt zurück, blieb auch von da krank, bis sie nach etlichen Monaten starb. Auf ihrem Sterbebette hat meine Frau sie öfters besucht, und es stehet zu hoffen, daß diese Besuche nicht vergeblich

gewesen sind. Mein Schwager verkaufte darauf, freilich mit großem Verlust, sein Lusthaus, das er auf dem Lande hatte, bezahlte seine Schulden und fieng wieder im Kleinen ein Geschäft an, wobei er noch jetzt besteht.

So war es denn auf einmal wieder mit meinem Reichwerden am Ende. Ich war indeß ganz wohlgemuth dabei, denn ich hatte mir's nun schon allgemach zum Wahlspruch gemacht: so ihr Nahrung und Kleider habet, so lasset euch begnügen. Auch meine Frau war mit Allem, was gekommen, ganz wohl zufrieden, denn ihr Sinn ist nicht nach hohen Dingen gestellt. Ich trieb nun wieder recht fleißig meine Tuchmacherei, und der liebe Gott segnete mich so reichlich dabei, auch hatten wir mit unsrem kleinen Feldbau und unsrem Viehstand etliche so gute Jahre, daß ich statt unsres alten, etwas baufälligen Häusleins ein schönes, neues Haus, sammt neuer Viehstallung herstellen konnte Dazu hatte freilich unser baares Geld nicht ganz ausgereicht, sondern ich hatte etwas dazu aufnehmen müssen. Indeß der Bau war nöthig gewesen, und so vertraute ich auf Gottes Durchhülfe und Segen, fing aber, damit ich meine Schuld eher abzahlen könnte, nebenbei ein kleines Handelsgeschäft an. Einmal führte mich dieses Geschäft hinaus ins Sächsische, und ich konnte gerade jenesmal recht zufrieden seyn, denn ich hatte meine Waaren gut angebracht und manche mir zweifelhafte Posten, die ich ausstehen hatte, glücklich eingetrieben. Auf der Rückreise führte mich mein Weg durch den Thüringer Wald, und ich ritt oder fuhr damals nicht, sondern ich ging hübsch zu Fuße und trug meinen schweren Reisesack selber, denn ich dachte: so lange du noch mit fremdem Gelde wirthschaftest, mußt du wenigstens die eignen Füße, Hände und Schultern dazu gebrauchen, und darfst, nach dem

alten Sprichworte, zu deinem Schwarzbrod nicht Butter und Käse zugleich essen.

Der Thüringer Wald war damals gar sehr wegen der vielen Mordthaten und Räubereien verschrieen, die in ihm geschahen. Schon mancher Wandersmann und Handwerksbursch war in den Wald hineingegangen und nicht wieder herausgekommen, und niemand wußte, wo solche Leute hingekommen seyen. Auch hatte erst kurz vorher eine Gesellschaft von Jenaischen Studenten, die noch dazu mit Hirschfängern bewaffnet waren, in einem Gasthause, das mitten im Walde liegt, große Lebensgefahr ausgestanden. Denn sie wollten, im Vertrauen auf ihre Zahl und Stärke, dort übernachten; man richtete ihnen ihre Streu so ein, daß die Köpfe im Kreise, um eine große hölzerne Säule, die mitten in der Wirthsstube stund, herum zu liegen kamen; sie hatten sich schon niedergelegt, da ließ eine innre Angst den einen von ihnen nicht schlafen, dieser ließ auch den Andern keine Ruhe, bis sie alle wieder aufstunden und sich an einen Tisch setzten. Um Mitternacht aber, als man die jungen Leute im besten Schlafe glaubte, wurde plötzlich von dem mörderischen Wirthe eine schwere, eiserne Maschine losgelassen, die oben an der Decke hing, und wie ein Kranz die Säule umgab, diese hätte sie, durch ihr Niederstürzen, alle zerschmettert, wenn sie liegen geblieben wären. So aber erwehrten sie sich tapfer des Wirthes und seines Knechtes, als diese hereinkamen, um die Todtvermeinten zu berauben, und kamen glücklich bis zur nächsten Stadt, wo sie die Sache bei Gericht anzeigten. Von dort hat man dann gleich Soldaten und Gerichtsdiener nach dem Wirthshaus geschickt, wo man viel geraubtes Gut und Leichname von ermordeten Menschen gefunden hat. Auch den Wirth und seinen Knecht, welche beide

im Kampf mit den Studenten verwundet worden waren, hat man späterhin gefangen genommen, und sie sind hingerichtet, das Wirthshaus aber niedergerissen worden. Wenn aber auch bei dieser Gelegenheit zwei jener Mordräuber bei Seite kamen, so blieben ihrer doch noch genug im Walde, und es reiste niemand ohne Grauen durch denselben.

In Arnstadt, wo ich über Nacht blieb, hatte ich den ganzen Abend fast nichts als dergleichen Mord- und Raubgeschichten gehört, ich wußte aber, daß am andren Morgen ein Fuhrmann mit seinem Knechte, beides gar starke Leute, mit mir desselben Weges ziehen würden, dazu wußte ich auch sonst, daß ich nicht allein sey, denn ich hatte ja Den bei mir, welcher der Wächter Israels und sein Schutz genannt wird, darum war ich getrost und guter Dinge.

Ich machte mich am frühen Morgen, bei Tagesgrauen, mit den Fuhrleuten auf den Weg, und wir blieben beisammen bis am Mittag, wo die beiden Leute ihren Pferden bei einer Waldschenke, die ziemlich sicher seyn sollte, Futter gaben und selber etwas aßen. Bis dahin war uns nichts zugestoßen, auch nichts begegnet, das verdächtig ausgesehen hätte. Mir ging diese Art zu reisen gar zu langsam; man hatte mir gesagt, daß der Weg von dort an, wo wir hielten, viel bergab ginge, und daß man in fünf Stunden wohl aus dem Wald hinaus, zur nächsten Meiningenschen Ortschaft kommen könne; da machte ich mich in Gottes Namen allein auf den Weg, denn es war im October, wo die Sonne schon frühe zu Rüste geht, und wenn ich noch am Tage oder in der Abenddämmerung den Wald passiren wollte, hatte ich keine Zeit zu verlieren. Etliche Stunden lang gieng es ganz gut, wiewohl ich nicht ohne Furcht und Sorgen war, und so oft ich ein Geräusch

hörte, mich seitwärts vom Wege in das Gebüsch versteckte, weil ich meinte, es könnten Räuber kommen. Als aber nun die Abendsonne das gelbe und rothe Laub der Birken und Buchen beschien, und ich nicht gar fern unter mir, an einem Waldbache, das Wirthshaus erblickte, von dem ich in Arnstadt gehört hatte, daß es das verdächtigste und übelberüchtigteste von allen sey, obgleich man noch keinen sichren Beweis gegen die Wirthsleute habe aufbringen können, da verließ mich der Muth gänzlich und ich blieb einige Zeit mit Bangen hinter einer alten Eiche stehen. Endlich dachte ich: wenn du mit einem rechten Umwege um das Haus herumgingest, daß dich niemand darinnen gewahr würde, solltest du wohl mit Gottes Hülfe ihnen glücklich entkommen, denn es kann doch nicht mehr gar so weit bis zum Ende des Waldes seyn. So ging ich denn seitwärts tief in den Wald, mußte mehrmalen über Felsen hinab und hinanklimmen; aber je schlimmer und unzugänglicher die Wildniß war, durch die ich kam, desto lieber war mir's, denn ich dachte, hier sucht dich gewiß kein Räuber auf.

Ueber diesem meinem Herumsteigen hatte ich die Richtung verloren, und da ich mich nach meinem Bedünken weit jenseit des Wirthshauses wieder auf den Weg herumlenken wollte, konnte ich diesen mit aller Mühe nicht wiederfinden. Darüber wurde es Nacht, und es stieg noch dazu ein leichter Nebel auf, der die Sterne verdeckte. Ich hatte doch in meinem Leben schon mancherlei erfahren, aber in einem solchen Walde war ich noch niemals allein geblieben, sondern immer unter Leuten gewesen. Ich dachte indeß, so oft mich meine Angst zu einem guten und gescheidten Gedanken kommen ließ: es ist besser und sichrer, mit seinem Gott allein in einem finstren Walde zu hausen,

als in Gesellschaft böser Menschen in einer beleuchteten Wirthsstube zu sitzen.

Zuerst kamen die Eulen und schrieen so erbärmlich über meinem Haupte und in meine Ohren, daß mir die Haare zu Berge gingen; dann kam das blöckende Gebrüll der Hirsche, die gerade jetzt, im Herbste, auf der Brunst stunden, und einmal war mir's, als hörte ich einen Wolf im Gebüsch heulen. Zuletzt legte ich meinen Ranzen am Boden hin und kletterte auf einen Eichenbaum, damit mich wenigstens kein wildes Thier ertappen könne. Wie ich so in den Zweigen saß, bemerkte ich nicht gar fern von mir ein Feuer, ich meinte aber, es säße eine Räuberbande herum und getraute mich deshalb nicht darnach hinzugehen.

In dieser Nacht habe ich wohl viel gebetet, aber ich meine fast, es haben mehr die Angst und die Todesfurcht, welche gewöhnlich viel versprechen und wenig halten, als das glaubige Herz aus mir gebetet. Doch wurde ich dabei ruhiger und ich gewann zuletzt ein festes Vertrauen, daß ich den Gefahren glücklich entkommen werde.

Endlich, — ei wie lange dauerte mir's bis zu diesem endlich, fing der liebe Tag wieder an zu dämmern und der Nebel war ganz vergangen; mit jeder Minute konnte ich weiter umhersehen. Ich schaute mich zuerst, ehe ich vom Baum herunterstieg, recht genau unter und neben demselbigen um, ob da nicht etwa ein Wolf oder ein wildes Schwein versteckt wäre, dann stieg ich, weil jetzt wieder jedes Aestlein sichtbar war, etwas höher hinauf, um nach der Stätte des Feuers eine beßre Aussicht zu gewinnen, das ich heute Nacht hatte leuchten sehen. Da erkannte ich nun deutlich, daß dort keine Räuberbande sey, sondern ein Köhler war dabei, der eben seinen Meiler anschürte und seine Hütte nahe dabei hatte. Da faßte ich

alsbald guten Muth, stieg vom Baum hinunter, nahm meinen Ranzen und arbeitete mich durch's Dickicht nach der Hütte hin. Der Köhler wunderte sich etwas über den frühen Besuch, und hielt seine Schürstange so, daß er mich, wenn ich etwas Schlimmes im Schilde geführt hätte, wohl damit abtreiben konnte; er merkte mir aber bald an, daß ich mich selber vielmehr vor andren Leuten fürchte, als diese in Furcht jagen wolle, und da ich ihm erzählt hatte, wie ich hieher gekommen, hieß er mich niedersitzen auf seiner Moosbank und erquickte mich mit einigen Bissen Brod und Käse, sowie mit einem Trunke Bier. „Wenn ihr etliche Stunden bei mir verziehen wollt, sagte er, dann könnt ihr mit meinem Sohne, der mir diesen Morgen neuen Mundvorrath bringt, gut und sicher zum Wald hinaus bis auf die Straße nach Meiningen und bis in das erste Dorf gehen, denn ohne Geleitsmann solltet ihr euch schwerlich aus dem Forst hinaus finden." Ich nahm das sehr gern an, und nach der durchwachten, kalten Nacht überschlich mich gar bald ein sanfter Schlaf, da, in der Nähe des wärmenden Feuers.

Nach etlichen Stunden weckte mich der gute Mann. Sein Sohn war schon lange gekommen; ich mußte noch etwas von dem neuen Mundvorrath kosten, dann machte ich mich mit meinem Führer auf den Weg. Jetzt sahe ich's erst, wie weit ich in der Nacht von der rechten Richtung abgekommen, und doch am Ende durch eine gute Hand zu dem hülfreichen Köhler geführt worden war; erst nach drei vollen Stunden Gehens, mitten durch den Wald, wo kein deutlicher Weg noch Steg war, kamen wir hinaus, und bald sahe ich mich auf sichrer Straße wieder unter Leuten.

Mein junger Köhler wollte eben nichts von mir annehmen, als mein herzliches Vergeltsgott; ich zog jetzt

ganz allein wieder meines Weges. So wohl war mir's lange Zeit nicht gewesen, als da aussen im wärmenden Strahle der Herbstsonne; ich sang gar manches Lob- und Danklied, und wußte meiner Freude kein Ende darüber, daß ich mit sammt meinem kleinen, ehrlich erworbenen Gute glücklich aus den Händen der Räuber entkommen sey. „Jetzt kannst du, so dachte ich, wieder einen großen Theil deiner Schuld abzahlen, und dein Häuslein gehört nun bald dir und deinen Kindern ganz zu eigen, auch für alle häusliche Forderungen, die der Winter mit sich bringt, ist jetzt reichlich gesorgt. Sechshundert Thaler jetzt eingenommen, vierhundert bekommst du an Weihnachten — wenn dein Geschäft ein Paar Jahre so gut von statten ginge, wie bisher, dann könntest du, so murmelte ich halblaut vor mich hin, dann könntest du" — —

Ich wollte eigentlich sagen „ein reicher Mann werden", aber ich schämte mich des Wortes vor meinem Gott, der mich schon so oftmals in meinem Gewissen und in meinen Schicksalen wegen jenes Wunsches gezüchtigt hatte. Ja ich schämte mich diesmal wirklich recht vor mir selber und vor dem lieben Gott, und stimmte mein Sprüchlein an „wenn wir Nahrung und Kleider haben", betete auch recht ernsthaft und kräftiglich, daß mir doch Gott meinen thörichten Wunsch, reich zu werden, ganz aus dem Herzen herausreissen möchte. „Du hast schon so Vieles an mir gethan, sagte ich zu ihm, hast mich in so vielen Gefahren der Seele und des Leibes bewahrt und erhalten, ach errette mich doch auch aus dieser größten Gefahr des Geizes".

Liebe Herren, es bleibt eben dabei, wir wissen manchmal selber nicht, was wir bitten und was wir bitten sollen, sondern ein Andrer vertritt uns mit seinem Seufzen;

ein Andrer, welcher besser versteht, was uns gut ist, als wir selber. Hätte ich's vermuthen können, wie bald mein Gebet wegen des Herausreissens sollte erhört werden, wie wehe aber das thun würde, ich hätte schwerlich so gebetet. Und doch war Alles sehr gut gewesen, denn ich hatte dabei eine Kraft in mein Herz empfangen, die ich wenige Stunden nachher gar gut brauchen konnte, wenn ich nicht in meinem Leid und Sorgen versinken sollte.

Ich kam gegen Abend nach Meiningen, ließ mir in einem bürgerlichen Wirthshaus ein Kämmerlein mit einem Bette anweisen, damit ich auf meine Beschwerden recht ausruhen könnte, und ging dann in die Wirthsstube hinunter zu den Gästen. Da sahe ich einen Bürgersmann aus meinem Städtlein: aus Ortenberg sitzen, der gewöhnlich mit Schustergeräthschaften hausiren ging. „Ei, wie steht's bei uns zu Hause, Meister Wilhelm, redete ich ihn an". „Wie soll's stehen, antwortete er ganz trübsinnig; so, wie's eben über Brandstätten und in Jammerstunden seyn kann". „Was? fragte ich ganz erschrocken, über Brandstätten und in Jammerstunden?" — „Ja, antwortete er, es thut mir leid, Meister Pähler, daß ich's berichten soll; bei eurem Nachbar ist am vorigen Dinstag in der Nacht ein Feuer ausgebrochen; euer schönes, neues Haus liegt in Schutt und Asche, auch euer Vieh ist mit verbrannt, und bald hätte es auch einem eurer Töchterlein und eurer alten Mutter das Leben kosten können, die sind aber Gott Lob beide noch gerettet worden, und niemand von den Eurigen ist beschädigt".

Mir verging das Hören und Sehen bei dieser Hiobspost; ich mußte mich niedersetzen. Bringt dem Herrn da ein Glas Wein, rief Meister Wilhelm zur Wirthin; ich aber verbat mir Alles, ließ mir's nur noch einmal

wiederholen, daß doch niemand von den Meinigen mitverbrannt sey, und daß auch meines Schwagers Haus sammt einem großen Theil des Städtleins und die Kirche noch ständen; dann ging ich hinauf in mein Kämmerlein und schloß die Thüre hinter mir zu. Anfangs weinte ich da meine stillen Thränen. — Jetzt ist alles hin, was ich im Schweiß meines Angesichts erarbeitet habe; woher nun Brod nehmen für meine Frau und Kinder, und für die alte Mutter. „Bin ich nicht, so jammerte ich laut, ein recht betrübter und unglücklicher Mensch?“ Betrübt wohl, so sprach's zu mir in meinem Herzen, aber unglücklich nicht. Hast du nicht das Beste in deinem Herzen festbehalten, was dir weder Noth noch Tod nehmen kann; sind dir nicht alle die Deinigen glücklich aus den Flammen errettet worden, und du bist noch gesund und stark, kannst auch dazu ein Handwerk. Darauf fiel mir das schöne Trostlied von Paul Gerhard ein: warum sollt' ich mich denn grämen, und ich sang damit mein Herz so zur Ruhe, wie eine Mutter ihr schreiend Kind mit einem Wiegenliede.

Ich hatte gemeint, ich würde für Kummer die ganze Nacht nicht schlafen können; ich lag aber kaum im Bette, da schlief ich auch schon ein. Freilich weckte mich der Kummer gar zeitig wieder auf, und sobald es dämmerte machte ich mich auf den Weg, denn ich konnte es kaum erwarten, daß ich heim zu den Meinigen käme. Das Morgenroth stieg am Himmel auf, und die Raben aus einem benachbarten Wäldlein flogen bei seinem Glanze heraus auf's Feld nach ihrem Futter. Da fiel mir, ich kann wohl sagen, mit rechter Gotteskraft der Gedanke an Den ein, der das Geschrei der jungen Raben hört, wenn sie um ihr Futter fliegen; an Den, welcher gesagt hat, daß, wenn auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen könne, doch Er unsrer

nicht

nicht vergessen wolle, die er gezeichnet hat in seine Hände. Und da betete nicht mehr die Angst oder die große Sorge aus mir, sondern der freudige Glaube, wie ein Kind ihn an seinen lieben Vater hat: „Du hast mir nun Alles genommen, betete ich, womit ich für die Meinigen zu sorgen gedachte; jetzt wirst du ja, du lieber Vater, selber für uns sorgen. Wie du genommen hast, was das Unsrige war, so nimm' nur auch uns selber ganz und gar, mit allem was wir sind, zu deinen treuen Händen; denn wir wollen ganz Dein seyn und Dein bleiben".

Es giebt ein schönes Lied, meines Wissens von einem Nürnberger Schulrector verfaßt; es heißt: „wie wohl ist mir, o Freund der Seelen, wenn ich in deiner Liebe ruh". Dasselbige Lied habe ich in jener Morgenstunde viel gesungen, und ich kann sagen, daß ich das „wohl seyn", von welchem das Lied handelt, damals recht kräftiglich empfunden habe.

Als ich wieder so nahe an mein liebes Ortenberg kam, es war an einem Sonntag in der Frühe, daß ich vom Hügel herunter das ganze Städtlein überschauen konnte, und als ich nun statt meines Wohnhauses nur eine schwarze Brandstätte erblickte, da trat mir freilich das Wasser wieder in die Augen. Ich fand die Meinigen in dem Hause meines lieben Schwagers, worinnen jetzt, nach dem Tode seiner Frau, für die freilich das ganze Haus zu klein gewesen, Raum genug war. Mein treues Weib fiel mir weinend um den Hals, wir sprachen aber zu einander: „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sey gelobet", und da ich erst alle meine Kinder und meine alte Mutter so unverletzt wieder um mich sahe, da hatte ich mein Leid vergessen, und wir gingen zusammen in die Kirche, die ja auch noch von den Flammen unversehrt dastund.

Weißt du was, sagte ich, als wir zu Mittag wieder beisammen waren, zu meiner Frau, ich werde eine Zeit lang bei einem Meister als Geselle arbeiten, denn müssig kann ich nicht bleiben. Ich weiß aber, daß unsre Gläubiger mir das Geld, das ich zum Bau unsres vorigen Hauses entlehnte, noch lassen werden, und dann habe ich aus meinem bisherigen kleinen Handel beiläufig noch so viel, daß wir uns, sobald der Frühling kommt, ein neues Häuslein werden bauen und einrichten können. Ist's auch kleiner als das vorige, so soll dafür unsre Zufriedenheit desto größer seyn.

Wir wohnten nun, den Winter über, in dem Hinterhause meines Schwagers ganz vergnügt beisammen. Nur meine Mutter, die freilich schon in die achtziger Jahre war, befand sich unwohl seit dem Schrecken über die Feuersbrunst, bei der sie fast mitverbrannt wäre, weil sie mein kleines Töchterchen hinaustragen wollte, und dabei ein herabstürzender, brennender Balken ihr den Ausweg versperrte. Sie hielt sich mühsam noch etliche Monate ausser dem Bette, dann aber legte sie sich zum Sterben und ihr Ende war sehr sanft. In der letzten Zeit, da sie sahe, wie wir uns plagen mußten, sagte sie öfters zu mir: „es wird dir noch recht wohl gehen, mein Sohn, denn es heißt: ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden, und das ist Gottes wahres Wort, was an dir in Erfüllung gehen wird, weil du an deiner alten Mutter bis zu ihrem Ende viel Gutes gethan und sie geehrt hast".

Als der Frühling näher kam, und nun der Aufbau meines Hauses seinen Anfang nehmen sollte, hatte ich eben doch viele Sorge. Es gehörte gar zu viel zum Bau und zur neuen Einrichtung, denn es war uns, weil das

Feuer bei Nacht auskam, wo die Meinen schliefen, Alles verbrannt, sogar die Betten, Kleider und Wäsche, so daß ich das Geld, das ich von der letzten Reise mitgebracht hatte, zum Theil auf die neue Bekleidung meiner Leute, und auf andre solche Sachen hatte wenden müssen. Viel fremdes Geld wollte ich auch nicht gern aufnehmen, denn das Geld war damals, nach der Kriegsnoth, selten unter den Leuten, und mußte hoch verzinst werden. Wenn ich jedoch manchmal in freien Stunden und bei Nacht im Bette, wenn ich nicht mehr schlafen konnte, die vielen Ausgaben, in die ich mich stecken sollte, berechnete, und dagegen die Einnahmen so klein erfand, daß ihre Wagschale hoch in die Luft schnellte, da legte ich in diese leichte Schale den Spruch hinein: befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; Er wird's wohl machen; und die Wage kam dann wieder ins Gleichgewicht und stund ruhig. Denn der Bau und die neue Einrichtung für mein Handwerk mußte doch einmal seyn; ich war sie schon den Meinigen schuldig, für welche ich zu sorgen hatte, und auch meine vorigen Schuldner konnte ich von meinem jetzigen Wochenlohn als Geselle nimmermehr bezahlen.

Eines Tages, es war eben Sonntag Palmarum, der mir von Kindheit an ein fröhlicher Tag gewesen ist, hatte meine liebe Frau, die sich seit einiger Zeit auch der Sorgen zu sehr annahm, am Morgen das Lied: „befiehl du deine Wege" gesungen, und hatte dazu geweint. Ich sagte: „liebes Weib, das Lied, das du singst, ist wohl ein schönes, herrliches Lied, das mich seither oft getröstet hat, aber es ist doch immer ein Kreuz= und Trostlied, und mir ist heute so wohl zu Muthe, daß ich lieber ein rechtes Freuden=, ein Lob= und Danklied mit dir singen, und Dankpsalmen beten möchte. Horch nur, wie die

Lerchen draussen so freudig singen am schönen Frühlings-tag, und deine seligen Eltern, sowie meine Mutter selig, werden dort oben noch schönere Freudenlieder singen, und wenn du nicht seit etlichen Wochen kränklich wärest, würdest du dir auch nicht so viel Sorgen machen". — Meine Frau nahm sich das zu Herzen, was ich sagte, wischte sich ihre Thränen ab und war ganz fröhlich mit mir.

Als wir aus der Kirche nach Hause kamen, hörte ich, daß unser Herr Graf nach Ortenberg gekommen sei; er habe zu mir hergeschickt und mir sagen lassen, ich solle zu ihm hinkommen. Unser Herr Graf von Stolberg Wernigerode ist gar ein frommer, guter Herr, den seine Unterthanen lieb haben, wie die Kinder ihren Vater, ich fürchtete mich daher nicht vor ihm, sondern ging getrost zu ihm hin. „Meister Pähler", sagte er zu mir, „ihn hat im vorigen Herbst ein Unglück betroffen mit seinem Hause, und ich kann mir denken, daß er jetzt in Sorgen ist wegen des neuen Aufbaues. Ich habe so eben Geld bei mir liegen, er kann bei mir haben, so viel er braucht, auf fünf Jahre ohne alle Zinsen". Ich dankte dem guten Herrn mit Thränen; er aber schüttelte mir die Hand; darauf lief ich heim zu meiner Frau, und erzählte der, was mir Fröhliches geschehen sey.

Ei, wie rasch ging es jetzt vorwärts mit dem Bauen. Ich ließ, nach einiger Ueberlegung, dennoch das neue Haus wieder eben so groß, und eher noch größer, machen, als vorher; dabei kam mir eine Gelegenheit zu einem recht guten Ankauf von Wolle, und ich wagte es in Gottes Namen, kaufte und verkaufte dann wieder mit Vortheil, und weil ich in meinem Handel immer ganz mäßiglich zu Werke ging, so daß ich niemals mehr Gewinn nahm, denn ich mit gutem Gewissen konnte, dabei auch stets auf gute

Waare hielt, so bekam ich so viele Bestellungen, daß mein Geschäft fast ins Große ging. Dazu hielt ich mehrere Gesellen, und arbeitete selber fleißig auf meinem Handwerk, brauchte auch in meinem Hause gar wenig, denn meine Frau, die jetzt wieder ganz gesund und gutes Muthes war, hielt Alles sehr brav zusammen. So geschahe es denn, daß ich schon im dritten Jahre nach dem Bau meinem Herrn Grafen fast sein ganzes Kapital, und statt der Zinsen den herzlichen Wunsch von Gottes Lohn und Segen zurückgeben konnte, und jetzt, wo das fünfte Jahr seit meinem Brande verflossen ist, bin ich, wie man zu sagen pflegt, keinem Menschen mehr etwas schuldig, sondern habe noch übrig, zu geben den Dürftigen, will auch, so mir Gott das Leben schenkt, bei meiner Nachhausekunft daran denken, noch etwas Besondres für die Waisen und Nothleidenden meines Ortes zu thun. Denn das, was ich heute auf den Gütern des Herrn Ritter Conrad gesehen habe, hat mir gar wohl gefallen; und gerade nur Kapitalien hinzulegen, oder reich zu werden, das suche ich jetzt Gott Lob nicht mehr, sondern möchte lieber nur ein treuer Haushalter werden mit dem verliehenen Pfunde.

Dies ist nun meine geringe Lebensgeschichte, ihr lieben Herren. Wenn ich ein wenig zu weitläufig und schwatzhaft dabei gewesen bin, und manches erzählt habe, das für solche Herren gerade nicht sehr unterhaltend war, so bitte ich, sie wollen mir's nicht für ungut nehmen, denn ein Sperling weiß von nichts weiter zu singen, als von seinem Neste.

Ritter Conrad nahm das Wort und sagte: habt Dank für euren treuen Bericht; ihr habt uns gute Waare gegeben, mein lieber Meister, die Jeder von uns auf seine Weise brauchen kann. Auch der Doctor aus Cöln, der

neben dem Meister Pähler saß, drückte ihm die Hand und sagte: ihr seid mir erst nun recht von Herzen als lieber Landsmann willkommen; der Offizier aber schien ganz besonders bewegt. „Dieser ehrliche Mann da, sagte er, ist bei seinem anfänglichen Gelüste nach Geld und Gut von so vielerlei Versuchungen angefochten und immer daraus errettet oder darinnen bewahrt worden, weil es seine Art war, nicht zu hoch zu fahren, sondern sich an den niedren, festen Boden zu halten. An seinen Händen klebt kein unrechtes Gut, noch weniger aber ein unschuldig vergossenes Blut. Was soll ich dagegen von mir sagen? — Diese meine Hände sind befleckt worden von dem Blut eines Menschen, den ich meinem Abgott, der falschen, schnöden Ehre als Opfer geschlachtet; ich konnte nicht vor dem Fall bewahrt bleiben, weil ich mich nicht von der Demuth halten und führen ließ, sondern weil mein Hochmuth mich hinaufriß nach lauter hohen Dingen — ich bin ein Mörder".

Alle schwiegen mit theilnehmender Bewegung; denn an der Stimme und an dem ganzen Wesen des Mannes konnte man wohl bemerken, daß „der Mörder" nicht mehr in ihm, und daß auch der Hochmuth ihm vergangen war. Er sahe um sich und fuhr dann fort: Ich weiß und fühle, ich bin hier unter Solchen, die sich von Herzen freuen können an einem Sünder, der Buße that; warum sollte ich ihnen diese Freude nicht machen, indem ich zuerst mein schweres Elend, dann meine Genesung und Errettung daraus, Ihnen beschreibe; sieht man doch in meiner Lebensgeschichte überall jene Hand hindurchscheinen, die nicht will den Tod und das Verderben der Menschenseele, sondern ihre Heilung und ihr Leben. Wenn deshalb unser edler Hauswirth es erlaubt, und meinen Mitgästen es

gefällt, so bin ich gern bereit, Einiges von den Schicksalen meines Lebens zu erzählen, damit wir Alle gemeinschaftlich uns daran freuen können, daß wir bei und über uns einen Retter haben aus der Noth.

Herr Conrad, sowie seine Gäste, bezeugten ihr aufrichtiges Verlangen, die Erzählung zu hören, und der Offizier begann sie, wie folget:

Geschichte des Herrn von Hochwarten.

Ich stamme aus einem alten, gräflichen Hause, das vormals in Böhmen sehr ansehnlich war; von meiner Jugend an habe ich mich jedoch nach meiner mütterlichen Abstammung, Carl von Hochwarten, genannt, bin auch unter diesem mütterlichen Geschlechtsnamen seit meinen Kriegsdiensten gegen die Türken nicht ganz unbekannt. Mein Großvater, von väterlicher Seite, war bei jenen Bewegungen in Böhmen, welche den Ausbruch des dreißigjährigen Krieges herbeiführten, nicht unthätig gewesen; zwar traf ihn nicht das gleiche Loos mit jenen Männern seines Landes, welche bald nachher in Prag unter der Hand des Henkers ihr Leben endeten, worunter manche seiner Freunde waren, aber er wurde all seiner Güter und Ehrenämter für verlustig erklärt, und mußte, wie ein Geächteter, sein Vaterland verlassen. Mit einigen geretteten Trümmern ihres Vermögens kamen meine Eltern in die Schweiz, wo mein Großvater in großer Zurückgezogenheit und äußerlicher Beschränkung lebte und nach wenig Jahren starb. Sein einziger Sohn, mein Vater, hatte an dieser Zurückgezogenheit kein Gefallen; so-

bald er zum Jüngling gereifet war, suchte er (denn auch die Mutter war jetzt gestorben) Kriegsdienste unter verschiedenen Heeren; denn noch stund das arme Deutschland in den Flammen des langwährenden Krieges, in welchem Freunde wie Feinde auf gleiche Weise es zertraten und verheerten. Nach dem Abschluß des Friedens zog er, durch verschiedene Umstände bewogen, in das Bisthum Hildesheim, wo er mit dem, was er im Krieg sich erworben, und mit dem Rest seines elterlichen Vermögens sich ein kleines Besitzthum ankaufte. Hier lernte er meine Mutter kennen, warb um ihre Hand, und ihr Vater gab der Zuneigung seiner Tochter nach. Diese Ehe war von kurzer Dauer; jener düstre Schatten der falschen Ehre, der späterhin mich zum tiefen Falle brachte, ist auch meinem armen Vater zum Verderben gewesen; er blieb in einem Duell. Als man den schwer Verwundeten in unser Haus brachte, und als er bald nachher in den Armen meiner zärtlichen Mutter starb, da war diese, so hat man mir später erzählt, ganz lautlos und still. Es war aber leider nicht die Stille der ruhigen Ergebung und Fassung, sondern die des erstarren machenden Schreckens und der Verzweiflung. Die gute Frau war seit längerer Zeit von den bängsten Ahnungen gepeinigt gewesen, und hatte unablässig meinen Vater, den sie gar nicht mehr aus ihren Augen lassen wollte, vor einem nahen, großen Unglück gewarnt. Seit vielen Nächten, besonders seitdem der Gemahl in dringenden Geschäften nach der Stadt verreist war, hatte sie nur wenige Stunden geschlafen, denn wenn sie die Augen schloß und die müden Sinnen ihr vergingen, da wurde sie von furchtbaren Träumen wieder aufgescheucht. Sie hatte schon vorher, ehe sie der harte Schlag traf, aus Angst und Sorgen unmäßiglich viel geweint,

nun, da die Stunden kamen, wo ihr die Thränen eine Linderung gewesen wären, hatte sie gar keine mehr.

Als sie, einige Stunden nach dem Verscheiden meines Vaters, aus ihrer Erstarrung des innren Schmerzens wieder zu sich kam, und sein Blut an ihrem Gewand, neben sich aber den Leichnam sahe, dessen kalte Hand sie noch immer fest in der ihrigen hielt, sagte sie: ich kann nicht weinen, aber ich fühle es, daß die brennend heißen Thränen sich innerlich hinein, wie in mein Haupt ergießen. Gott erhalte mir meine Seele gesund; ich hoffe und wünsche, daß ich bald sterben werde, sonst müßte ich fürchten für meinen Verstand.

Die Hoffnung meiner armen Mutter wurde erfüllt. Sie starb, am gebrochenen Herzen, als man sie auf ihr vieles anhaltendes Bitten, weil eine längere Weigerung ihr Verlangen fast zum Wahnsinn zu steigern schien, noch einmal zu dem Sarge ihres Gemahls hinzugelassen hatte. Sie hatte von dem Augenblick an, wo man meinen verwundeten Vater zu ihr brachte, bis zu ihrem Ende, keine Thränen vergossen, auch keinen andern Gedanken, wie es scheint, gehabt, als den, an ihren todten Gemahl; denn so zärtlich sie mich vorher, bis zu den Stunden ihrer harten Prüfung, geliebt, und ohne Aufhören unter ihren Augen behalten hatte, so verlangte sie doch von da an niemals mehr nach mir, ja sie hatte, als die Wärterin mich zu ihr brachte, um sie durch den Anblick ihres Kindes zu trösten, anfangs mich gar nicht zu bemerken geschienen, und da ich endlich in ihre Arme verlangte, fast wie im Unwillen sich hinweggewendet, und gewinkt, man solle mich wieder forttragen.

Ich war damals, als meine beiden Eltern starben, erst seit Kurzem von der Brust der Mutter entwöhnt;

kann mich deshalb gar nicht mehr, weder an meine arme Mutter, noch an meinen Vater erinnern. Man brachte mich zu meinen alten Großeltern, die in ziemlich weiter Entfernung von uns damals ein Schloß bewohnten, welches der Familie zugehörte. Ich kam da vor allem in die Pflege meiner Großmutter und einer Tante, die, meines Erachtens, mit zu großer Zärtlichkeit an mir hiengen, und mir zu viel von meinen kindischen Unarten nachsahen.

Die ersten Erinnerungen, die mir aus meiner Kindheit geblieben, oder durch das, was man mir später erzählte, in mir wieder aufgefrischt worden sind, lassen mich mit Recht vermuthen, daß ich ein sehr hochfahrender, herrschsüchtiger Knabe gewesen sey. Im Spiele mit andren Kindern wollte ich immer der erste seyn, Alle sollten nur mir gehorchen, und wenn etwas nicht nach meinem Willen ging, da gerieth ich bald in den heftigsten Unmuth. Am liebsten spielte ich Krieg mit meinen kleinen Gesellen, wobei ich jederzeit der Herzog oder ein Feldmarschall seyn wollte, und da ich das vornehmste Kind in unsrem Dorfe war, auch niemand von den Meinigen mir widerstund, und noch weniger mich bestrafte, so wuchs mein unbändiges, starrsinniges Wesen mit jedem Tage. Wenn dann auch zuweilen meinem Großvater, der mich übrigens, weil das Podagra und andre Leiden des Alters ihn an sein Zimmer und an seinen Lehnstuhl festbanneten, nur selten sahe, etwas von meinen bösen Unarten zu Gesichte oder zu Ohren kam, und er mich strafen wollte, da redeten ihm die Großmutter und die Tante, öfters so, daß ich's hörte, darein. Laß ihn doch, sagten sie, ist er doch aus kriegerischem Blut und von tapfrem Muth, wer weiß, was noch für ein großer, ansehnlicher Mann aus ihm wird.

Und eben solche Worte, wenn sie auch nicht ganz

ernsthaft gemeint waren, gossen Oel in das Feuer, das damals schon in mir brannte, denn sobald ich nur zu denken anfieng, war das mein herrschender Gedanke: daß ich einmal ein recht großer, von aller Welt gefürchteter und geehrter Mann werden möchte. In den Krieg wollte ich gehen, und da solche That verrichten, daß alle Welt darüber erstaunte und erschräcke.

Man sollte meinen, ein Gedanke an den Krieg und an das Kriegführen hätte in einem Kinde meines Alters, und in den Umständen und Umgebungen, in denen ich damals lebte, gar nicht aufkommen können. Die Wohnstätte meiner Großeltern lag in einer Gegend, über welche sich alle Greuel des dreißigjährigen Krieges mehr als einmal ergossen hatten; deren Bewohner den Becher des Jammers bis auf seine letzte Hefe hatten austrinken müssen. Auf viele Meilen weit und breit umher sahe man damals nichts als das Gemäuer von zerstörten Dörfern und Flecken; als meine Großeltern das Familienschloß, in welchem wir jetzt wohnten, zuerst wieder bezogen — es geschahe kurz vorher, ehe man mich zu ihnen brachte — da fanden sie, ausser dem festen Gemäuer, nichts mehr von Allem, womit vormals die leeren Räume ausgefüllt waren; ich selbst kann mich noch erinnern, daß man in mehreren Zimmern und Gemächern des Schlosses, die noch nicht wieder bewohnbar gemacht worden waren, weil unsre kleine Familie ihrer nicht bedurfte, die Blutflecken an den Wänden und Fußböden gewahr wurde, welche theils von der Mordlust, theils von den Wunden der mehrmalen hieher gebrachten, kranken Soldaten zeugten. Wenn man in dem allmählig sich wieder anbauenden Dörflein unter den Trümmern der niedergebrannten Häuser einen Keller aufräumte, fand man ihn gewöhnlich erfüllt von den Ge-

rippen jener ehemaligen Bewohner des Ortes, die hier, statt der gehofften Bergung, den Tod von mordsüchtigen Kriegern gefunden hatten. Das greise Haar, das noch an den Schädeln hing, sowie die zarten Kindergebeine, verriethen es, daß man hier weder des hohen Alters, noch der Säuglinge verschont hatte.

Ein Ort, in der Nähe unsres Schlosses, war vorzüglich berüchtigt wegen der Spuren der Kriegsgräuel, die dort gefunden wurden: dies war die Ruine eines vormaligen, durch seinen Bau und seine Lage überaus festen Ritterschlosses, welches vor alten Zeiten zu den Besitzungen derer von Hochwarten gehört hatte. Erst nach mehreren Jahren hatte ein alter Hirt, dem man nachsagte, daß er dort viele im Kriege vergrabene Schätze aufgefunden, das bekannt gemacht, was in jenem Schlosse die Wuth des Krieges zurückgelassen. Ich war damals etwa ein Knabe von fünf Jahren; ich ruhete nicht eher, bis meine Großmutter und Tante mir den alten Jäger mitgaben, daß er mich hinauf begleite zu dem alten Schlosse. Dort stund ich und sahe mit einer Lust, wie sie im Grausen selber liegt, dem Herausschaffen der Menschengerippe zu, in denen einst Seelen wohnten, die an dieser Stätte die Bitterkeiten des Todes in vervielfachtem Maße gekostet.

War ich denn von Kindheit an von der Natur jener Adler, oder vielmehr jener Geyer, die sich da versammlen, wo ein Aas ist; deren Zug gehet nach dem Geruch und den Schrecknissen der Grüfte und des Todes? Als ich den Weg zu dieser alten Mordstätte wußte, an welcher, wie man erzählte, mehr den sechshundert geflüchtete Landleute, ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters, auf einmal von den Kroaten geschlachtet worden waren, da

schlich ich mich schon als Knabe öfter hinauf; sogar bei einbrechender Dämmrung und bei Mondschein, denn ich kannte die Furcht nicht, verweilte ich dort stundenlang; hätte ich etwas von Geistern gewust, ich hätte sie zum Erscheinen herausgefordert, oder gäbe es solche Gespenster, sie wären mir ungefordert erschienen.

Eben jenes alte Schloß, mit seinem hohen, der Zerstörung trotzenden Gemäuer, wurde mir aber bald nachher eine Art von Schule, die für mein späteres Leben nicht ohne Folgen geblieben ist. Ich fand dort, von Zeit zu Zeit, jenen alten Schafhirten, den nämlichen, welchem man nachsagte, daß er ein Schatzgräber sey. Dies war er nun zwar nicht, wohl aber trug er in sich selber einen Schatz, der mir in meinem Knabenalter ein unschätzbar hoher zu seyn schien: das war die Fülle der Erzählungen von Begebenheiten, die er selber gesehen und erlebt hatte. Der Alte hatte als Soldat den größesten Theil des dreißigjährigen Krieges mitgemacht, und selbst einige Jahre lang im venetianischen Seedienst gegen die Türken gekämpft; er sprach so gern und so lebhaft von seinen Kriegszügen, beschrieb den Verlauf jeder einzelnen Schlacht so anschaulich, daß mir selber, in meiner regsamen Einbildung, so zu Muthe ward, als sei ich mitten im Rauchdampf der donnernden Geschütze, und zwischen den blinkenden Schwertern, zuweilen nahm mich's so hin, daß ich mit beiden Armen um mich schlagen, und dazu, in der Einbildung, als säße ich zu Pferde, hüpfen und springen mußte. Bei solcher Gelegenheit sagte dann der alte Hirt: „Allgemach Herr Junker, ihr werdet noch zeitig genug auf die Rosenbeete kommen, da es statt der Stacheln die scharfen Schwerter, statt der Thautropfen die Musketenkugeln giebt".

Mein alter Hirt, den ich im Sommer fast täglich auf seinen Weideplätzen aufsuchte, und der im Winter öfter, das hatte mein Eigenwille gegen alles Sträuben der Großmutter und Tante durchgesetzt, mich besuchte, mußte auch etwas von der Natur der Todtenvögel an sich haben; die Geschichten, die er am liebsten und öftersten erzählte, waren zugleich die grausenhaftesten. Mitten in seinen Berichten über die Begebenheiten einer Schlacht, verlor er sich in die Beschreibung der entsetzlichen Gräuel, welche die blutdürstigen, verwilderten Schaaren der Soldaten in Städten und Dörfern an den unschuldigen Bürgern und Bauern verübt hatten. Es war ein Gefühl in meinem Innren, das mich vor diesen Thaten schaudern machte, und doch hörte ich sie fast gern an, sowie manche Menschen bei den Gemälden vom Bethlehemitischen Kindermord, oder den Verheerungen der Pest mit einer Art von Vergnügen verweilen, ich meinte sogar zuletzt, das müsse so seyn; es gehöre zum Soldatenstande.

Gewiß, ich war damals in Gefahr, daß alle die Keime des menschlichen Gefühles, die in mir lagen, erstürben, und mein Herz dem völligen Verhärten unterläge. Der Hinabsturz zur Tiefe, in der ich endlich erwachte, sollte wenigstens gehemmt und aufgehalten werden, damit er nicht gänzlich mich zerschmettere und vernichte; dafür wurde damals in meinem zwölften Jahre gesorgt.

Mein Großvater war gestorben; nach seinem Tode fand sich's, daß unsre Vermögensumstände in sehr ungünstiger Verfassung seyen, denn die Familie hatte im Kriege fast Alles verloren, und hatte, so lange der alte Herr lebte, mehr von dem Credit sich erhalten, den der Name und das vorige Ansehen dem Hause gaben, als von dem eignen Einkommen. Die Felder und Güter hatten damals

wenig Werth, denn das Land war noch so verödet und menschenleer, daß sich kaum Hände genug für den Anbau der Hälfte jener Grundstücke fanden, welche brach und wüste lagen. Obgleich daher ein Theil unsrer Güter verkauft wurde, kam doch so wenig dabei heraus, daß meine Großmutter und Tante, nachdem sie mich nach Hildesheim in eine Freischule für junge Adliche gebracht, beide in ein Kloster gingen. Sie weinten sehr, bei dem Abschied von mir, ich aber, so weit hatte ich es in dieser Kunst schon gebracht, verhärtete mein Herz; denn das Weinen, so meinte ich, schicke sich nicht für mich.

So kam ich doch durch Gottes gute Fügung unter männliche Zucht und Aufsicht, die meinem ungebändigten, verwilderten Sinne so noth that. Nach dem Willen meiner Großmutter sollte ich jetzt auf einmal ein Geistlicher werden, und in der That, dieser Stand schien auch der zu sein, der mich in damaliger Friedenszeit noch zu den günstigsten Aussichten und Hoffnungen berechtigte. Die so hoch für mich eingenommene Frau hatte mir auf der Reise nach Hildesheim gar viel von dem Glück gesprochen, das ich durch meine adliche Geburt bei dem geistlichen Stande machen könne; ich könne gar bald ein hoher Prälat, ein gefürsteter Abt, ja ein Bischof werden, der wie ein andrer Fürst seinen eignen Hofstaat, seinen Marstall voll schöner Rosse, seine Forsten voll jagdbaren Wildpretes besitze. Aber so begierig ich auch schon damals nach hohem Rang und Würden war, wollten doch diese Reden nicht bei mir haften; mein ganzer Sinn stund nach dem Soldatenstand.

Wie schwer mußte mir es nun bei einem solchen Sinne und bei der Gewöhnung an die ungemessenste Freiheit fallen, mich jetzt auf einmal in eine fast klösterliche Beschrän-

kung hinein zu finden. Alles was ich, gleich beim Eintritt in das Erziehungshaus um mich sahe, war mir zuwider, ich hatte keinen andern Gedanken als den, wie ich wieder hinauskommen könne aus diesen verhaßten Mauern. Ein andrer, weichherziger Knabe hätte wahrscheinlich vor Heimweh geweint; ich aber knirschte mit den Zähnen und verschlang meinen Ingrimm in mich selber hinein, jedoch so, daß ich ihn überall, wo meine Ohnmacht es vermochte, merken ließ. Denn ich sprach kein Wort, antwortete auch nicht, wenn die Lehrer mich fragten; wenn die andern Knaben saßen, da stund ich, wenn jene stunden, da setzte ich mich; die Schüssel mit Essen, die man am ersten Tage vor mich hinsetzte, ließ ich unberührt stehen; in mein Bette, das für mich bereit war, legte ich mich nicht; ich hatte oft davon gehört, wie der Hunger den Tod herbeiführe, obgleich noch niemals selber den Hunger empfunden; ich wollte lieber sterben, als in dieser Schule leben.

„Laßt den wilden Falken nur trotzen; er wird schon noch zahm werden", sagte der Vorsteher der Schule, ein klug und kräftig aussehender alter Mann, zu meinen Mitschülern, die mit Abscheu und Staunen mein brutales Thun beobachteten; die Knaben lachten über jene Worte des Lehrers, und dieß verdroß mich so sehr, daß ich beinahe, zum ersten Male seit meiner früheren Kindheit, geweint hätte; geweint aus Zorn.

Mir schaudert vor mir selber, wenn ich an meinen damaligen Zustand gedenke, desto dankbarer aber denke ich an die Geduld und weisliche Pflege des Mannes, zu welchem mich Gott, um mich zu retten, geführt hatte: jenes Vorstandes der Schule, von welchem ich so eben sprach. Vielleicht könnte es scheinen, er habe darinnen gefehlt, daß er mich zu mild behandelte, denn die meisten andern

Lehrer

Lehrer an seiner Stelle würden eine solche Bosheit, wie die meinige war, hart gezüchtigt haben. Sowie ich jedoch meine Natur kenne, muß ich glauben, daß jede sichtbare Aufwallung des Zornes von seiner Seite das Feuer des Ingrimmes, welches in mir wüthete, noch heftiger entzündet und mich vollends ganz verstockt hätte. Der Mann wußte andre Mittel. Er sahe mich zwar zuweilen mit einem so durchdringend strafenden Blicke an, daß ich mein freches Auge niederschlagen mußte, auch erzählte er bei seinem Unterricht, bei welchem ich doch meine Ohren nicht zuhalten konnte, eine Geschichte von einem Menschen, der anfangs durch seine Bosheit ein Gräuel und Aergerniß der andren war, dann aber bekehrt und gebessert, und nun eine Zierde und Ehre seines Landes wurde. Eine Geschichte, welche dennoch, so hart mein Herz war, ihres Eindruckes auf dasselbe nicht ganz verfehlte. Doch es gab auch noch andre Mittel, meinen Sinn zu beugen.

Wie ich schon erwähnte, hatte ich am ersten Tage meines Eintrittes in das Schulhaus die Schüssel mit Essen, die man vor mich hinsetzte, verächtlich stehen lassen, ohne ein Wort dabei zu sagen, hatte dann auch am Abend aus Trotz mich nicht in das Bette gelegt, sondern war die ganze Nacht hindurch, in meinen Kleidern, auf dem Boden sitzen geblieben. Das starke Frühstück, das ich noch vor meiner Ankunft im Hause mit meiner Großmutter und Tante genossen, machte mir zwar das Entbehren der Speise für diesen Tag noch ziemlich leicht, bei Nacht aber fror es mich auf meinem ungewohnten Sitze so stark, daß ich, hätte nicht die trotzige Scham vor meinen Mitschülern mich gehindert, noch am Morgen das warme Lager gesucht haben würde. Man rief mich heute nicht zum Frühstück wie die Andern; ich blieb am Boden sitzen, bis es mir selber

gefiel aufzustehen und mich in die Lehrstunde zu begeben. Am Mittag fand ich nicht, sowie meine Mitschüler, eine Schüssel mit Essen vor mich hingesetzt; der Tisch, vor meiner Stelle, war leer. So sehr es aber auch mich hungerte, sagte ich dennoch kein Wort; desto eher, so dachte ich, wird der Hungertod dich aus dem Käfig erlösen. Wie am Mittage, so geschah mir es auch am Abend; ich fing aber an zu fühlen, daß das Verhungern keine so leichte Sache sey, als ich mir's gedacht hatte; der Zug nach der Speise, die ich vor mir sahe, und deren Geruch in meine Nase drang, war ein so peinlicher, daß ich ihn kaum zu ertragen vermochte. „Ich will Wasser haben", rief ich im befehlenden Tone dem Aufwärter zu. „Man pflegt hier zu bitten, Junker, wenn man etwas haben will", antwortete mir dieser; ich schwieg mit verbissenem Grimm und erhielt kein Wasser. Da freute ich mich auf das Lager und die Ruhe der Nacht, dort wirst du, dachte ich, einschlafen und nicht wieder aufwachen. Heute, so war mein Vorsatz, wollte ich von dem warmen Bette, das ich gestern verschmäht hatte, stillschweigend Gebrauch machen. Ich kam in den Schlafsaal, aber siehe da, mein Bette war hinweggenommen; die andern Alle begaben sich auf ihr bequemes Lager unter die schützenden Decken, mir blieb nur, sowie gestern, der Boden, auf den ich mich in schweigendem Trotze hinstreckte.

Nur eine einzige Lampe, im gläsernen Gehäuse, brannte in der Mitte des Saales; alle meine Mitschüler schnarchten oder schnauften den neubelebenden Odem des Schlafes aus; auch ich würde, ermüdet noch von der vorigen, schlecht zugebrachten Nacht, ermattet von Durst und Hunger bald eingeschlafen seyn, wenn mich nicht ein heftiger Schmerz in der Brust und im Magen — eine Wirkung

des Hungers wie der nächtlichen Kälte — wach gehalten hätte. Jetzt kommt der Tod, dachte ich. Aber wie ganz anders kam mir jetzt in dem stillen, dämmernden Saale der Tod vor, als er, nach meiner Meinung, unmittelbar vor mich hintrat, denn vorhin, da ich ihn aus der Ferne herausgefordert hatte. Wie weh thut der Tod, so jammerte ich halblaut, und mein nächster Gedanke war, wie wehe wird erst die Hölle thun. Das, was der Pfarrer in dem Dorfe meiner Großeltern, der mich während der Jahre meiner Kindheit unterrichtete, von Gott und Ewigkeit gesagt hatte, das wachte Alles in meiner Seele auf, nicht aber mit jenen Zügen, an denen der Glaube des Christen sich stärkt und freut, sondern mit all den Schrecknissen, welche für den Sünder in dem Gedanken der Ewigkeit liegen. Mir war, wie einem Missethäter, der die Werkzeuge seiner wohlverschuldeten Todesmartern schon vor sich sieht, meine Zähne knirschten nicht mehr vor Grimm; sie klapperten mir vor Angst und Frost.

Während mein innrer wie äußrer Schmerz sich in halblauten Tönen, denn ich war ja der einzige Wachende im ganzen Saale, Luft machte, fühlte ich eine wohlthuende Wärme mich anwehen. Es war zwar im Anfang des Mai's, wo selbst bei kühlen Nächten die Sitte des Hauses sonst keine künstliche Erwärmung der Zimmer gestattete, der sorgsame Vorsteher aber hatte, wie ich erst lange nachher erfuhr, aus Vorsorge für mich den Ofen, in der Nähe der Stelle heitzen lassen, auf die ich hingestreckt lag. Mich lockte die überaus angenehme, meine Schmerzen lindernde Wärme vom Boden auf; ich schlich mich leise zu dem Ofen hin. Da sahe ich auf einem benachbarten Gesimse einen zinnernen Becher stehen, in ihm, wie mir schien, ein wenig Wasser, als ob einer meiner Mitschüler beim Trin-

ken den kleinen Rest übrig gelassen habe. Mit einer unbeschreiblichen Begierde verschlang ich die Flüssigkeit, welche, wie ich nun erst bemerkte, nicht Wasser, sondern eine kräftig nährende Fleischbrühe war, die der wohlwollende Vorsteher auch für mich hatte dorthin stellen lassen. Es war freilich nur eben so viel, um das Verschmachten zu verhindern, nicht um mich zu sättigen, doch stillte mir der Genuß die Schmerzen des Magens, das Herz schlug mir nicht mehr so bang, die Brust war erleichtert. Ich mochte jetzt nicht mehr an das Verhungern denken; mir grauste vor dem Tode; die Liebe zum Leben, die Lust zur Speise, das Sehnen nach einem erquicklichen Schlafe verscheuchten mir alle Lust zum Sterben. Ich schlief wirklich in der Nähe des Ofens ein, statt des Kissens stützte meinen Kopf ein hölzerner Schemel; das Ungewohnte dieses Lagers erregte mir dennoch, so fest mein Schlaf schien, ungewohnte Empfindungen, die mich noch vor dem Grauen des Tages erweckten.

„Solltest du nicht“, so dachte ich bald nach meinem Erwachen, „dich auch anders aufführen. Ist doch der Vorsteher der Schule einmal dein commandirender General; du, wie ein Soldat, mußt gehorchen. Ja, so sprach mein noch immer trotziges Herz weiter: gehorchen, wenn er dir nichts befiehlt, was dir unmöglich, oder was der Ehre eines adlichen Junkers zuwider ist“.

Dies waren für diesmal die letzten Regungen meines trotzigen Herzens, die mich vollends bis zu jenem Wendepunkte führten, an welchem der Trotz in Reue und Verzagtheit überging. Zwar beim Frühstück, wozu ich mich heute wenigstens als Augenzeuge einfand, konnte ich's noch nicht über mich gewinnen, den Aufwärter um einen Becher Milch zu bitten; ich ging mit nagendem Hunger in

die Lehrstunden. Der Vorsteher, so schien mir es, blickte mich heute mit andren Augen an, als gestern und ehegestern, nicht mehr so streng und strafend, sondern wie mit einer Regung des Mitleides. Sahe doch auch ich ihn nicht mehr mit so frechen Augen an, wie vorher; mein innrer Grimm war gewichen, mein Uebermuth gebrochen, mich hatte ein mir vorhin fast unbekanntes Gefühl von Wehmuth und Reue angewandelt, das dem Blick des ernsten Mannes entgegenkam, und durch diesen nicht zurückgeschreckt wurde.

Als ich am Mittag meine Stelle des Tisches wieder leer sahe, während jedem der Mitschüler seine reichliche Portion zugetheilt war, trat ich zum Aufwärter hin und bat diesen, wie ich's sonst nie gegen einen Bedienten, ja kaum gegen meine Großmutter gepflegt, um etwas Speise. Der Mann sahe mich freundlich an, rieth mir aber, vor Allem, denn dieß sey Sitte des Hauses, zum Vorsteher auf sein Zimmer zu gehen, und diesen um Verzeihung zu bitten wegen meines gestrigen und vorgestrigen Benehmens, dann würde bald für mich gesorgt werden, wie für alle die Andren. Hiermit verließ mich der rathgebende Mann.

„Um Verzeihung bitten", so murmelte ich vor mich hin, „das thue ich nicht, das habe ich niemals in meinem Leben gethan; lieber wollt ich verhungern".

Während ich abermals mit leeren Händen und leerem Munde bei dem Tische saß, an welchem die andren Knaben so reichlich und fröhlich sich sättigten, wandelte mich dennoch mehrmalen die Neigung an, zum Vorstand hinzugehen. „Der Mann scheint gut zu seyn, dachte ich, er würde dich wohl nicht sehr ausschelten, oder vor den Mitschülern beschämen". Indeß war das Essen vorbei, meine Mitschüler gingen in den Garten zu ihren Spielen, von

denen ich gestern aus Starrsinn mich entfernt gehalten hatte, heute aber aus Ermattung mich fern halten mußte. Wir gingen wieder hinein nach den Lehrstunden; meine Kniee vermochten kaum den Körper zu tragen, es war mir, als würden die Beine vor Müdigkeit brechen. Der Vorsteher sprach heute davon, wie Gott mit einem durch Noth und Mangel gebeugten uud gedemüthigten Menschenherzen so mitleidig umgehe, und wie auch wir gegen ein solches Herz Mitleid haben müßten. Er sahe mich dabei so an, als wollte er sagen: „ich habe Mitleid mit dir", und ich weiß nicht, wie viel mein damaliger körperlicher Zustand, oder wie viel seine Reden zu der ungewohnten Weichheit meines Herzens mochten beigetragen haben; ich fühlte, daß meine Augen feucht wurden. Ich hatte mich jetzt schon mit ziemlich ernstem Vorsatz entschlossen, dem Manne nachzugehen auf sein Zimmer, er aber erleichterte mir die Ausführung dieses Vorsatzes noch ganz besonders, indem er, zum Staunen meiner Mitschüler, heute mir den Auftrag gab, womit er sonst gewöhnlich den ehrte, der an diesem Tage sich am besten und fleißigsten verhalten hatte: ihm die Bücher nachzutragen auf sein Zimmer.

Ich trat mit Herzklopfen in dieses hinein, denn ich erwartete von dem strengen Manne eine harte Strafrede, oder eine noch empfindlichere Züchtigung, und ich konnte mir's nicht verbergen: ich hätte diese verdient. Ich stund schweigend und mit niedergeschlagnen Augen, suchte nach Worten zu meiner Abbitte, da redete er mich in einem so liebevollen Tone an, daß mir's durch's Herz ging. Franz, sagte er zu mir, du hast deinen unglücklichen Vater nicht gekannt; ich aber habe ihn gekannt und war sein Freund. Ich habe ihn lieb gehabt, deinen Vater, und schon deshalb liebe ich auch dich und will dir, so lange du bei mir bist,

diese Liebe beweisen. Doch dein Starrsinn, dein böser Trotz müssen weg, denn gegen wen trotzest du und bist so grimmig; gegen mich, der deines Vaters bester Freund war und auch der deine seyn will, oder gegen Gott, der noch vielmehr aller Menschen und auch dein bester Freund ist?

Diese so ganz unerwartete Freundlichkeit und Liebe eines Mannes, von welchem ich meinte, er müsse mich hassen, machte mich so betroffen, daß ich ihm, fragend gleichsam, ob das sein Ernst sey, in sein Auge blickte. Da sahe ich eine Thräne in diesem Auge, und nun konnte ich nicht mehr widerstehen; ich weinte laut vor Rührung und küßte die Hand, die er mir hinreichte, viele Male. Als ich wieder sprechen konnte, da ging mir das reuige Bekenntniß meines Vergehens und die Bitte, mir zu vergeben, so leicht vom Herzen und von der Zunge, und mir war so wohl dabei, wie noch niemals in meinem Leben. Ja, dieser Mann hatte den Schlüssel zu meinem Herzen gefunden; er hatte in seiner Weise jener erbarmenden Liebe es nachgemacht, die uns, sobald wir nur gedemüthigt, uns nach ihr aufmachen wollen, schon entgegenkommt auf unsrem Wege, und uns an sich ziehet durch lauter Güte und Wohlthun.

Ich kam, noch immer weinend, zu meinen Mitschülern zurück, und schämte mich dieser Thränen nicht. Am Abend fand ich auch für mich den Tisch gedeckt, und meine Schüssel war mit Speisen versorgt, wie sie, nach dem mehrtägigen Fasten, für mich am zuträglichsten erschienen; in der Nacht ruhete ich, auf die ermüdenden Stürme meines Starrsinnes, im bequemen Bette aus.

Am andren Morgen fand ich mich, nicht etwa zunächst nur leiblich, sondern in meinem ganzen innren Wesen, wie neugeboren. In der That, ein neues Element des

Lebens war in mich gekommen, das allein den Menschen wiedergebären kann: dies war die Liebe. Der Freund meines Vaters und meiner, der Vorsteher der Schule, begrüßte mich mit ganz besondrem, bedeutungsvollem Blicke; ich hatte mich auf sein Wiedersehen gefreut, wie noch niemals auf den Anblick eines Menschen, denn diesen Mann liebte ich; für ihn, so dachte ich gleich in den ersten Tagen meines Hierseyns, hätte ich wollen ins Feuer und ins Wasser gehen; ich hatte niemals Gelegenheit gehabt, die Anhänglichkeit eines Kindes an einen treuen Vater zu empfinden, so aber, meinte ich, müsse mein verstorbener Vater ausgesehen haben, so müsse er gewesen seyn, nur daß dieser da das Gewand eines Geistlichen, mein Vater jenes eines Kriegsmannes trug.

Welche unwiderstehliche Macht liegt doch in der Liebe, eine Macht, welche die Kräfte der Erde, ja zuletzt die des Himmels bezwingt; warum machen wir so selten von dieser Macht Gebrauch in unsrem Verkehr mit der Welt und mit den Seelen der Menschen!

Mein neuer Freund, so darf ich den wackren Rector wohl nennen, es war der erste wahre, treue Freund, den ich auf Erden gefunden, machte ganz guten, geschickten Gebrauch von der Herrschaft, die er durch Liebe über mein noch ungezähmtes Herz gewonnen. Er schenkte mir nichts; er ließ mich im reichlichen Maße die Zucht der Liebe schmekken. Jeden Ausbruch meines bis dahin noch nie gezügelten Eigensinnes, meines Hochmuthes, meines Jähzornes ahndete er hart; mir schien es oftmals härter, denn die Unarten aller meiner Mitschüler, und dennoch sagte mir ein sichres Gefühl, welches sein Blick, sein ganzes Benehmen in mir erzeugte und bestärkte: er hat dich ganz besonders lieb. Ich nahm an dem Unterricht, vor allem

an dem seinigen, nicht bloß sehr lebhaften Antheil, sondern ich that mich bald unter allen meinen Mitschülern, durch ganz besondern Eifer und durch schnelles, lebendiges Erfassen der Gegenstände, hervor; schon im zweiten Jahre nach meinem Eintritt in die Schule, ward ich von den Lehrern als der kenntnißreichste und fleißigste unter allen ihren Zöglingen bezeichnet.

Ich weiß gar wohl, was diese Sturmwindseile in den Gang meiner geistigen Entfaltung brachte, und mein alter Freund wußte es auch, und suchte den etwa möglichen Schaden auf angemessenste Weise zu verhüten. Es war das innre, verzehrende Feuer meines Ehrgeizes, was, wie ein tief verborgener Heerd die Gewächse, die über ihm stehen, alle meine Kräfte so anspannte und bewegte, daß ich fast flog, während die Andern ruhig gingen.

Wie wohlthätig, so möchte ich sagen, wenn ich's wagen dürfte, über Gottes Führungen zu urtheilen, wäre es für mich gewesen, wenn ich länger, wenn ich viele Jahre in jener Schule, unter der geistigen Zucht und Pflege meines alten Freundes hätte bleiben und im Stillen erstarken dürfen. Aber ein Vorfall, ich weiß nicht, soll ich ihn ein Glück für mich, oder, das war er wenigstens für eine ganze Reihe von Jahren, ein Unglück nennen, riß mich aus der sichren Ankerstätte hinaus in ein wildes Meer der neuen Erfahrungen und Kämpfe. An einem Sommertage hatte uns — meine Mitschüler und mich — einer unsrer Lehrer hinausgeführt auf das Feld; ein furchtbares Gewitter überraschte uns, als wir auf unserm Rückweg schon in der Nähe der Stadt waren; wir fanden ein Obdach gegen den niederstürzenden Regen in der Wohnung eines Gärtners. Die Blitze zuckten noch immer durch das Gewölk; ich stund unter der Thür des

Gärtnerhauses und sahe dem Bewegen der Himmelskräfte zu. Da dröhnte ein Donner, stärker denn die andren; der Blitz hatte in das obere Gebäude des benachbarten Pulvermagazins geschlagen, es stund in Flammen; alle Menschen, in weitem Umkreise, entflohen, denn im nächsten Augenblick konnten die brennenden Balken das untere, dünnre Getäfel durchschlagen, oder ein Funken in die unterirdischen Kammern voll Pulver fallen, und ein Schlag entstehen, der alle Häuser der Nachbarschaft — wahrscheinlich auch einen Theil der Stadt verheerte. Könnte nur jemand die Schleuse des Teiches, der ober dem Pulvermagazin liegt, eröffnen, so schrieen mehrere ängstliche Stimmen, dann stürzte das Wasser sogleich in die untern Räume des brennenden Gebäudes, und die Gefahr wäre vorbei. Aber wer sollte dieser Jemand seyn, der seine Hand in den Rachen der sichren Todesgefahr strecken wollte? Waren doch selbst die zur Aufsicht des Gebäudes bestellten Leute im ersten Schrecken entflohen, der wachthabende Soldat aber vom Blitze betäubt oder erschlagen.

Jener Jemand fand sich doch, und dieser war ich. Ohne mich lange zu bedenken, in der Unbesonnenheit der jugendlichen Keckheit, sprang ich, so schnell die unbequeme Kleidung der Schule mir's erlaubte, zu der Schleuse des Teiches, gleich ober dem brennenden Gebäude, hin, öffnete sie und kam mit versengtem Haar und verbranntem Gewand ganz langsam, als wäre nichts geschehen, zurück. Die Gefahr von der Stadt und den außer den Mauern gelegnen Nachbarhäusern war jetzt abgewendet, das Feuer erlosch.

Meine Keckheit kam mir selber als gar nichts Besondres vor; es war so meine Natur, und ich kann wohl sagen, daß ich weder vor noch nachher aus dergleichen

Aufwallungen meiner Natur ein besondres Wesen gemacht habe, wohl aber aus der Ehre bei den Menschen, die mir zuweilen als Frucht solcher Aufwallungen kam. Hat doch bei der letzten Belagerung von Wien, durch die Türken, ein dreijähriges Kind mit seiner zarten Hand eine feindliche Bombe ausgelöscht, die in seiner Nähe niedergefallen war, und ich war ein kräftiger Jüngling, als ich die Schleuse aufzog. Uebrigens weiß, Gott sey Dank dafür, auch meine Seele in vollem Maße, was die Furcht sey; sie hat bis in ihre innerste Tiefe jene Schrecknisse erfahren, welche die Furcht mit sich bringt vor Dem, der nicht allein den Leib tödten kann, sondern Leib und Seele verzehren im Feuer Seines Zornes.

Unser Landesherr, der Bischof, hatte von jener Sache gehört, ich sollte mir eine Gunst erbitten; da erwachte die alte Liebe zum Soldatenstande, welche bis dahin nur wie unter der Asche der Resignation geschlafen hatte; ich wünschte mir eine Freistelle in einer Art von höherer Militärschule, die jenseit des Rheines, in einer bald nachher an Frankreich gekommenen, damals noch deutschen Stadt, unter Leitung von meist französischen Offizieren, errichtet war. Mein Wunsch wurde gewährt; mit tiefer Bewegung der dankbaren Liebe schied ich von meinem alten, väterlichen Freunde; ach, daß ich die Ermahnungen, die er mir mit auf den neuen Weg gab, doch treuer und besser in meinem Herzen gehegt und gepflegt hätte!

Die Schule, in welche ich jetzt für ein oder etliche Jahre, bis zu meinem Uebergang zum Kriegsdienste, eintreten sollte, war fast durchgängig nur von Knaben und Jünglingen des höheren Standes besucht. Hier war die innre Triebfeder, die Alles bewegte und leitete, nicht die Liebe und Ehrfurcht vor Dem, der die Liebe giebt und

gebietet, sondern immer nur Ehre und wieder Ehre. Diese Triebfeder hatte nur eine zu gefährliche Macht über mein Herz; ich ließ mich ganz von ihr beherrschen und bewegen. Vor allem, und fast ausschließend nur durch sie, gelang es mir, mich in dem ganzen Gebiet des Unterrichtes, zu welchem mich ja ohnehin meine natürliche Neigung trieb, so emporzuarbeiten, daß man von allen Seiten Gift und immer wieder Gift, das heißt Lob und immer nur Lob, auf mich häufte. Hierdurch lebte mein vormaliger Hochmuth schon in sehr merklichem Maße wieder in mir auf, und mit ihm jene Empfindlichkeit, die nichts sich will sagen lassen, nichts duldet, nichts verträgt; jener starrsinnige Eigenwille, der vor Nichts sich beugt.

Unter den adlichen Jünglingen, welche mit mir zugleich unsre berühmte Vorschule für den Militärdienst besuchten, gefiel mir vor allem Einer, mit dem ich bald eine jugendliche Freundschaft schloß. Die besondre Zuneigung, welche ich zu ihm faßte, gründete sich nicht zunächst darauf, daß wir Landsleute waren, denn mein neuer Freund war auch aus dem Hildesheimischen gebürtig, auch hatte keinesweges das mich zu seinen Gunsten bestochen, daß er ein Verwandter unsres Bischofes, meines Wohlthäters, war, sondern das, was uns aneinander fettete, war jener natürliche Gegensatz der Sinnes- und Gemüthsart, der uns Einen in dem Andren gerade das finden ließ, was Jeder zu seiner Ergänzung bedurfte. Mein Freund, Carl von Römhilden, war eben so sanft und nachgiebig, als ich heftig und störrig; ihm fehlte jene Entschlossenheit, die ich besaß; er hatte keine Gaben, welche zum Glänzen gemacht sind, nicht jene Beweglichkeit in das Aeußere, auf welches unsre französischen Lehrer das meiste Gewicht legten, war deshalb von diesen, sowie von seinen meist

französirten oder französischen Mitschülern als ungelenker Deutscher verachtet. Da nun ich kam, und in den Augen jener Leute dem deutschen Namen Ehre machte, fühlte er sich selber in mir, seinem Landsmanne, geehrt; er bewunderte mich, dies schmeichelte meinem Ehrgeiz; mit dienstwilliger Gefälligkeit ordnete er meinen Wünschen sich unter, dies gefiel meinem Hochmuth.

Aber eben dieser inwendige böse Gesell, mein Hochmuth, der durch jede Nahrung, die er empfing, immer unersättlicher und stärker wurde, spielte mir bald nachher einen Streich, der mit mir zugleich und durch mich auch meinen Freund traf. So sehr nämlich auch unsre Lehrer bei vielfachen Gelegenheiten meinen militärischen Talenten und Geschicklichkeiten Ehre widerfahren ließen, war mir dies doch nicht immer genug; ich glaubte mich gegen einige ihrer jungen Landsleute zurückgesetzt, ließ einsmals meine Empfindlichkeit darüber auf eine unpassende Weise laut werden, und sollte zur Strafe dafür am darauf folgenden Tage Arrest haben, sowie für längere Zeit eine Art von Degradation erleiden. Dies war mir unerträglich; in meinem Herzen wüthete der Grimm, zwar verhaltener denn vormals, in meiner zuchtlosen Kindheit, dafür aber desto zerstörender. Ich theilte meinem Freunde das mit, was in meinem Innren kochte und tobte; noch an diesem Abend, sagte ich zu ihm, werde ich aus diesem Haus der Tyrannei und Ungerechtigkeit entfliehen, und wehe dem, der mich an meiner Flucht zu hindern wagt. In wenig Stunden bin ich über die nahe Gränze; mein Weg geht nach Frankreich, dort nehme ich Kriegsdienste unter Türenne oder Condé; es wird ja noch ein Ort und eine Gelegenheit zu finden seyn, wo das Verdienst seine Lorbeeren neidlos und ungeschmälert empfängt.

„Ich werde dich begleiten, sprach mein, nur allzu nachgiebiger Freund; auch ich sehne mich schon längst hinweg aus diesem Hause, auch ich möchte gern unter Türennes siegreichen Fahnen fechten. Erst vor etlichen Tagen empfing ich eine bedeutende Summe Geldes vom Hause; sie wird uns ausreichen zum Reisegeld und für die Kosten des ersten Aufenthaltes in Paris".

Diese Theilnahme meines Freundes kam mir freilich damals sehr zu statten; ich hatte nicht daran gedacht in meiner blinden Leidenschaft, daß ich ganz ohne Geld sey, und auch ohne dieses war ein solcher Gefährte mir von hohem Werthe. Der Pförtner des kleinen Kastelles, das unsrer Anstalt eingeräumt war, hatte, dies wußten wir aus mehreren Anlässen, eine große Liebe zum Gelde; ein Goldstück, das ihm mein Freund in die Hand drückte, machte ihn alsbald willig, uns, wie er meinte, für etliche lustige Stunden durch eine Thüre seiner Wohnung in den Garten, und aus diesem ins Freie zu entlassen. Noch in derselben Nacht entkamen wir glücklich über die Gränze. Frankreich brauchte damals viele Soldaten; durch Vermittlung eines hohen Offiziers der nächsten Gränzfestung, dem wir unsern Stand und unsre Absicht eröffneten, wurde uns die schriftliche Erlaubniß zur Weiterreise nach der Hauptstadt gewährt; zwei erträglich gute Pferde wurden von uns aufgefunden und gekauft; wie Vögel, aus dem Käfig entkommen, genossen wir der lieblichen Freiheit, wir wiegten uns, sowie jene in den Zweigen, in goldnen Träumen und hohen Erwartungen von der Zukunft.

Als wir nur noch wenige Tagreisen von dem Ziel unsrer Reise entfernt waren, hatten wir eines Vormittages, um dem Staub und der Sonnenhitze zu entgehen, einen Pfad durch den schattigen Wald eingeschlagen, der uns

ein Richtweg schien, welcher die Krümmung der großen Straße abkürzte. Bei dieser Gelegenheit hatten wir uns jedoch verirrt, und obgleich wir abstiegen und unsre Thiere queer durch den Wald führten, konnten wir doch die Straße, die wir ganz nahe geglaubt hatten, nicht wiederfinden. Bei einem Hause, das, von einer Wiese umgeben, mitten im Forst lag, hielten wir endlich still, damit wir des Weges uns erkundigten. Man versprach uns einen Führer, und während dieser noch verzog und die Pferde im Stall des Bauern einiges Futter bekamen, hatte ich mich im Schatten der Bäume hingesetzt zum Ruhen. Da bemerkte ich zwei Männer, in ziemlich abgetragener Soldaten-Montur, davon der eine ein stattlich schönes Roß hinter sich am Zaume führte. Ich weiß nicht, ob sie mich sahen; wenn aber auch dies der Fall gewesen wäre, würden sie schwerlich in ihrem Gespräch sich zurückgehalten haben, denn sie redeten plattdeutsch; wie konnten sie vermuthen, daß hier, mitten in dem Lande einer ganz fremden Sprache, ein Mann in Offiziérskleidung sie verstünde.

„Der Fuchs fängt niemals ein Rebhuhn, sagte der Eine, wenn sich's in die Nähe seines Baues setzt, sondern er spürt immer im weiteren Kreise nach Beute umher. Mein Rath wäre, wir blieben etliche Tage oder Wochen lang, bis der Lärmen wieder vorbei ist, hier im Walde bei dem Bauern; so nahe am Schuß sucht uns Keiner". — „Ich bin's gern zufrieden, sagte der Andre, steht's doch auch bei uns, daß wir aus dem Apfelschimmel einen Fuchs oder Rappen machen, ebenso wie aus unsrem alten Weißen einen Apfelschimmel".

Unter diesem Gespräch zogen die beiden, nachdem sie noch etliche Minuten zum Tränken ihres Pferdes aus dem

Bächlein verwendet, auf das Bauernhaus zu, und bald darauf folgte auch ich ihnen nach. Ich hatte aus dem eben gehörten Gespräch allerdings Verdacht auf eine Spitzbüberei gefaßt, ich prägte mir, so gut ich's vermochte, Gestalt und Kleidung der zwei Männer in's Gedächtniß, ließ mir jedoch durch keine Miene merken, daß ich ihre Sprache verstünde, und bat meinen Freund, als ich ihn auf uns zukommen sahe, dasselbe zu thun.

Ich sollte fast um Verzeihung bitten, daß ich hier eine an sich so unbedeutende und kleinliche Begebenheit erzähle. Aber es ist nun einmal so: unsre vermeintlich so großen, wichtigen Schicksale hängen an kleinen, nichtswerthen Fäden, vielleicht damit wir lernen sollen, wie das, was uns so groß erscheint, in den Augen Dessen, der unsre Schicksale lenkt, nicht höher geachtet sey, denn das Kleine, und wie beide, Kleines wie Großes, uns aus einer Quelle kommen. Jene Pferdedieberei, der ich hier so zufällig auf die Spur kam, wurde für unsern Eintritt in Paris und in eine, nach menschlichem Urtheile, glänzende Laufbahn so folgenreich, daß ich sie als die erste Stufe meines nachmaligen, sogenannten Glückes betrachten muß.

Unser Führer war gekommen, ich merkte mir, mit verdoppelter Aufmerksamkeit, den Weg, der zum Theil zwischen den Kalkfelsen, mitten durch den Bach, dann über und neben Baumstämmen, welche der Sturmwind entwurzelt zu haben schien, nach der Hauptstraße zurückführte. Nach etwa einer Stunde kamen wir in ein Landstädtchen. Das Gasthaus war voller Soldaten und neuangeworbner Rekruten, dazu schien ein Jahrmarkt oder Volksfest in der Nachbarschaft den Andrang vermehrt zu haben; es war ein Lärmen im Hause, bei dem man das

eigne

eigne Wort nicht vernahm. Wir beide waren froh, daß uns der Wirth in einen Verschlag oder Nebenraum des großen Gastzimmers hineinführte, wo wir einen alten Herrn fanden, dessen Kleidung und Benehmen auf seinen hohen Stand schließen ließ. Daß er aus der Hauptstadt kam, das ergab sich im Verlauf des Gespräches; seinen Namen und Stand erfuhren wir später.

Der alte Herr schien von großer Ungeduld heimgesucht; so oft er des Wirthes oder eines seiner Leute ansichtig wurde, fragte er, ob sein Reitknecht noch nicht zurück sey? Er hatte diesen, wie mir der Wirth erzählte, nach dem Gut eines Freundes, dem er auf der Vorbeireise einen Besuch zugedacht hatte, vorausreiten lassen, um nach dem Gebrauch der Höflichkeit zu fragen, ob sein Freund zu Hause zu treffen und sein Besuch ihm genehm sey. Nach der Versicherung des Wirthes war es ganz unmöglich, daß der Reitknecht schon wieder zurück seyn konnte, denn der Weg nach jenem Gute betrug 6 volle Lieuen, und der gnädige Herr war erst seit etlichen Stunden da. „Ich kann hier nicht länger bleiben, rief endlich der alte Herr in überwallender Ungeduld; man führe meinen Apfelschimmel aus dem Stalle und verschaffe mir einen Boten; ich werde dem langsamen Reitknecht entgegenkommen“.

Der einäugige Hausknecht eilte nach dem Stalle; nach einigen Minuten führte er einen Apfelschimmel heraus, dessen kostbares Reitzeug zu der Gestalt des häßlichen, abgelebten Thieres einen sonderbaren Contrast bildete. Während der Herr noch mit dem Wirthe sprach, wollte der Hausknecht dem Thiere einen scheinbaren Schmutzfleck am Halse abwaschen, da ging die Farbe, die ihn zum Apfelschimmel entstellte, zugleich hinweg, und ganz erschrocken ließ der Mann seine Bürste fallen. Indeß war der Bote

gekommen, der alte Herr wollte aufsteigen, da betrachtete er sein Roß genauer, und wer kann den Schrecken und zugleich den heftigen Unmuth beschreiben, der den lebhaften Franzosen erfaßte, als er auf einmal seinen Sattel und Zeug auf einem fremden, unter all seinem Begriff schlechten Gaule erblickte, und zugleich erfuhr, daß durchaus kein andrer Apfelschimmel im Stalle sey, als dieser da, der auch gar nicht einmal abgesattelt worden.

Die Wirthsleute hätten eigentlich die heftigen Vorwürfe nicht verdient, womit der Herr sie überhäufte. Sein Reitknecht selber hatte das Roß seines Herrn in den Stall geführt, denn der Hausknecht war in Geschäften abwesend; dem Wirth und seinen Leuten gaben in jenem Augenblick die Soldaten genug zu thun. Als der Reitknecht im Auftrag seines Herrn fort mußte, hatte er noch auf's Möglichste für das schöne Thier seines Herrn gesorgt, und auch dem Wirth die weitren nöthigen Aufträge für den Hausknecht hinterlassen, ehe jedoch dieser zum Stalle kam, hatten schon Diebe die Gelegenheit sich zu Nutze gemacht, hatten einen eilig als Apfelschimmel angemalten Schimmel an die Stelle des ächten hingestellt, jenem das schöne Reitzeug aufgelegt, und waren durch eine Hinterthüre des Stalles, bei dem eben laut tobenden Getümmel, unbemerkt mit ihrem Raube entkommen.

Ich versuchte mehrere Male das Wort zu nehmen, aber lange Zeit ließ mich die überströmende Beredtsamkeit des Zornes unsres fremden Herrn nicht dazu kommen. Endlich hörte er doch auf mich, und als ich ihm sagte, daß ich den wahrscheinlichen Ort wisse, nach welchem sein geraubtes Roß entführt sey, und daß ich ihm mit ziemlicher Zuversicht versprechen könne, ihm dasselbe nach wenig Stunden wieder zu verschaffen, da heiterte

sein Gesicht sich auf; er überhäufte mich schon im voraus mit den höflichsten Versicherungen seines verbindlichsten Dankes. Der Gaul hat mich, so fügte er hinzu, fünfhundert Louisdors gekostet; er ist von ächter türkischer Abkunft und ein Thier ohne alle Fehler, von den vollkommensten, liebenswürdigsten Eigenschaften.

Zwei bewaffnete Männer zu Pferde begleiteten mich; wir fanden ohne große Mühe den Weg zum einsamen Waldhause, und das gestohlene Roß in seinem Stalle. Die beiden Diebe hatten sorglos geschlafen auf dem Heuboden; als sie den Lärm und seine Bedeutung bemerkten, entflohen sie eilig in den Wald, und wir konnten uns jetzt nicht die Zeit nehmen, sie zu verfolgen, ich beschrieb sie jedoch dem Vorstand des Ortes so genau, daß sie wahrscheinlich ihrer Strafe nicht entgangen sind.

Die Freude des alten Herrn, als er sein Roß wieder erblickte, äußerte sich eben so laut und lebhaft als vorhin sein Unmuth. Er umarmte mich und meinen Freund, erkundigte sich genau nach unsren Namen, und hatte die Artigkeit, uns zu versichern, daß er den Ruhm unsrer beiderseitigen hohen Familien schon oft vernommen habe, und daß er sichs zur höchsten Ehre schätze, zwei junge Herren aus diesen edlen Häusern vor sich zu sehen: „sobald Sie nach Paris kommen", fügte er hinzu, „erzeigen Sie mir die Ehre, mich in meinem Hause zu besuchen, ich bin der Adjutant des Herzogs von Bouillon, der Marquis von Laumont".

Der Reitknecht des Marquis war gekommen und hatte seinem Herrn, der jetzt nicht mehr daran dachte, seine Langsamkeit auszuschelten, sondern von bester Laune war, gemeldet, daß sein Freund in einer Chaise sogleich nachfolgen und ihn abholen werde. Als die Chaise kam, und

der alte Herr, nach einem zärtlichen Abschiede von uns sich einsetzte, befahl er seinem Knecht, dem Wagen vorauszureiten, und dabei sein türkisches Roß am Zaum zu führen, damit er das Thier — so sehr hatte er dasselbe in Gunst genommen — immer vor Augen habe.

Wir hatten, als wir etliche Tage darauf nach Paris kamen, das höchst unbedeutende Ereigniß fast vergessen, und in den ersten Wochen, die wir in der großen, schönen Stadt zubrachten, ließ uns das beständige Sehen und Hören des Neuen auch nicht dazu kommen an unsern Marquis und sein ihm gestohlenes Pferd zu denken. Wir hatten in dieser Zeit mehrere Versuche gemacht, uns den Zugang zu dem königlichen Kriegsdienste zu eröffnen, unsre Anmeldungen waren jedoch, wie ich meine, jedesmal weder am rechten Ort, noch zur rechten Zeit gemacht worden; überdies wollten wir beide uns nicht mit dem Loos eines gemeinen Kriegers begnügen, sondern wir glaubten, durch unsern Stand sowie durch unsre militärischen Schulkenntnisse, uns zu dem Offiziers- oder doch Kadetenrange berechtigt. Der Erfüllung dieses Wunsches stunden jedoch für uns Ausländer größere Schwierigkeiten entgegen, als wir uns hatten träumen lassen.

„Wenn Sie nicht", so sagte uns einmal ein alter Offizier, der wegen seiner körperlichen Gebrechlichkeit aus dem Militärdienst entlassen war, und welcher täglich mit uns an derselben Wirthstafel speiste, „von oben her an einen solchen Posten, wie Sie ihn sich wünschen, gesetzt werden, mag es wohl lange dauern, bis Sie ihn von unten hinauf ersteigen. Ich meine nämlich damit, eine Empfehlung an Condé, oder an den sehr gütigen Herzog von Bouillon, des Marschall Turenne's Bruder". Da fiel mir auf einmal unser alter Marquis mit seinem türkischen Reit-

pferd ein, und ich beschloß sogleich am andren Tage ihn aufzusuchen, denn Eil that uns nöthig, da unsre, oder vielmehr meines Freundes Baarschaft fast erschöpft, und ein neuer Zuwachs aus dem Vaterlande, obgleich mein Freund dorthin geschrieben hatte, noch sehr ungewiß war.

Die Freundschaftsversicherungen des Marquis waren nicht leere Worte gewesen; wir wurden, als wir am andren Vormittag uns bei ihm melden ließen, aufs freundlichste von ihm empfangen, zum Frühstück eingeladen, und hatten auf diese Weise die beste Gelegenheit, ihm unser Anliegen zu entdecken. Ohne sich lang zu bedenken, versprach er, sich für uns beim Herzog von Bouillon und durch diesen bei seinem Bruder, dem Feldmarschall, zu verwenden, und wie pünktlich er Wort gehalten, das bewies uns der nahe, günstige Erfolg, denn ehe noch eine Woche vergangen war, hatten wir beide eine Anstellung bei einem, meist aus deutschen Soldaten bestehenden Regimente; eine Anstellung, mit welcher wir, obwohl sie nicht glänzend war, zufrieden seyn konnten. Durch besondre, hohe Vergünstigung wurde uns selbst noch eine kleine Summe, zu unsrer Equipirung, angewiesen.

Ich bin nicht gesonnen, Sie mit der Erzählung von den Feldzügen zu ermüden, an denen ich, nach meinem damaligen Ausdruck, „so glücklich war", unter des großen Türenne's Führung, Theil zu nehmen. Der Mann hatte eine Gewalt des Geistes, die in allen hierzu empfänglichen Seelen eine Begeisterung wirkte, welche unter seinen Fahnen das Ungewöhnliche zum Gewöhnlichen, ja das unmöglich Scheinende zum leicht Möglichen machte. Ich kämpfte mit gegen das unschuldige Holland, gegen Spanien, und, ich bekenne es mit tiefem Schmerze, auch gegen mein armes deutsches Vaterland. Aber ich erkannte damals

mein Unrecht nicht. Mitten auf dem Grunde einer allmälig wieder in mir herrschend gewordnen Gesinnung, die mich gegen Alles todtenkalt ließ, außer gegen meinen Abgott: die Ehre, hatte ich mir eine Art von sogenannter Lebensphilosophie erbaut, nach welcher mir alles Thun und Treiben der Menschen nicht wie auf innrer Wahrheit ruhend, sondern wie das künstliche Spiel auf einem Theater vorkam, wo jeder die Rolle, die er sich wählte, oder die ihm seine Gesellschaft aufgetragen hat, so meisterhaft als möglich spielen muß. Selbst der, welcher die Rolle des Räuberhauptmannes, des Assassinen, des Gewalthabers übernahm, muß dahin trachten, daß er diese vor den Augen des Publikums auf's Vollkommenste vorstelle; der als harmloser Privatmann Hingestellte muß dieses nach allen Forderungen zu seyn suchen. So, meinte ich, sey mir die Rolle des Kriegers aufgetragen, der des fremden Menschenlebens so wenig achten darf, als des eignen, und ob ich gleich, wie ich dafürhielt der Ehre halber, mich selber aller Kriegsgräuel gegen Wehrlose enthielt, auch wohl zuweilen diesen Schutz für Eigenthum und Person verschaffte, so verhinderte ich dennoch die Unthaten meiner Soldaten bei weitem nicht genug; fast eben so, wie damals, wo der alte Hirt bei der Ritterburg mir seine Thaten erzählte, meinte ich, solche Gräuel gesellten sich zum kriegerischen Heldenfeuer nothwendig, wie der Schatten zum Feuer der Flamme.

Doch, wie ich schon sagte, eben so wenig denn des fremden Lebens, achtete ich des eignen. Ich war noch in der vollen Kraft meiner Jünglingsjahre, denn als ich nach Paris kam, hatte ich so eben erst mein achtzehntes Jahr vollendet, darum fielen mir auch die mühsamsten leiblichen Anstrengungen und Entbehrungen nicht besonders schwer;

der Durst nach Ehre, der mich wie ein Feuer durchglühte, war das Einzige, das ich fühlte; die Wunden, welche mir der Kampf gab, empfand ich kaum, und keine von ihnen hatte mich schwer getroffen, ich fing an, das fast im Ernste von mir zu glauben, was meine Leute öfters von mir sagten: „der Herr ist stich- und kugelfest; der muß zu besondern Dingen aufgespart seyn."

Allerdings war ich dies; ich war behalten zu einem tiefen, schweren Falle, aber auch zu einem Auferstehen aus diesem Falle; zu einem Aufleben aus der Starrsucht des Todes.

Wenn das jugendliche Selbstvertrauen, wenn natürliche Selbstvermessenheit Hand in Hand gehen mit dem unersättlichen Ehrgeiz, da treten freilich Thaten hervor, welche die Welt bewundert; der wahrhaft Verständige wird sie jedoch eben so wenig bewundern, als den Anlauf des gereizten Ebers, womit dieser sich selber in den Spieß des Jägers stürzt. Ohnehin zeigt sich in dem Getöse des Krieges und seiner Gefahren eine Macht der Gesellschaftlichkeit, von solcher Größe, wie sie bei wenig andern Gelegenheiten bemerkt wird. Da ich späterhin, im Bagno der Galeerensclaven, zwei Tage und Nächte hindurch einsam auf meinem Strohlager mit dem Tode kämpfte; da mich noch später in Ungarn eine todesgefährliche Krankheit auf's Lager streckte, da fühlte ich den Unterschied: ich spreche es aus, die Natur des Menschen erbebt heftiger vor dem Tode, wenn sich ihr dieser mit leise schleichendem Schritte in der Stille der Krankenstube nahet, als da, wo der Einzelne in Gesellschaft von Tausenden ihm selber entgegengeht; wenn erst die Trommete der Schlacht tönet, und die Donner der Kanonen wie ein Ungewitter über das Feld hallen; wenn das Streitroß dem Kampfe der Männer

entgegenwiehert, dann antwortet dem auswendigen Donner ein innrer Widerhall, mit der Stimme eines Löwen, der sich unaufhaltsam in die Schaaren der Jäger stürzt.

So oft sich die Gelegenheit mir darbot, ließ ich meiner Kampfbegier den Zügel; wenn zuweilen die Aufforderung erging, zu einer freiwilligen That der verzweifelten Tapferkeit, da ließ ich jederzeit mich bereit finden, und wo die militärische Ordnung, an welche ich streng mich hielt, mir's erlaubte, da war ich der Erste voran, der mit dem Degen in der Hand in das mörderische Feuer einer feindlichen Batterie sich stürzte, um dasselbe mit Menschenblut zu löschen.

Durch solche, fast immer mit besondrem Glücke hindurchgeführte, Thaten konnte mir's nicht fehlen, die Aufmerksamkeit meines großen Heerführers auf mich zu lenken. Türenne selber zeichnete, bei jeder Gelegenheit, mich aus; ich war schon beim zweiten Feldzuge einer seiner Adjutanten geworden, stieg von einer Stufe der äußeren Ehren zur andren; trug an meinem Rocke fast eben so viele Zeichen der militärischen Auszeichnung, als Narben der Wunden an meinem Leibe. Ich war noch an der Seite des großen Türenne, als diesen bei Saßbach der Schlag des Todes durch eine feindliche Kugel traf; daß ich damals nicht eben so, wie der edle St. Hiläre, den Tod mit dem Helden theilte, daran war eine Wendung die Ursache, die ich, um einen so eben empfangenen Auftrag des Feldherrn auszuführen, mit meinem Pferde gemacht hatte. Es galt jetzt nicht zu klagen und zu trauren, sondern den Rückzug unsres Heeres zu decken; was ich damals gethan, das würde nur Der recht verstehen, der einmal so wie ich, mit heftiger Begierde auf das

Suchen und Finden des Todes ausging, und das, was er suchte, nicht erlangen konnte.

Ich kam um diese Zeit nach Paris; hier fand ich mich bewundert, geehrt in allen Kreisen, die ich betrat; ich stund, damals kaum 26 Jahre alt, auf der Höhe meines Glückes; stund hier nicht mit dem festen Fuße eines Bescheidenen und Gemäßigten, sondern auf den leicht zerbrechlichen Balancirstangen des Hochmuthes; darum war der Fall mir nahe.

Noch einmal muß ich auf meinen Freund zurückkommen, auf Carl von Römhilden, der so treulich auf meiner Flucht aus unsrer Militärschule mich begleitete, mit seinem Gelde auf der Reise nach Paris, und bei dem ersten Aufenthalt in der großen Stadt, mich unterstützte. Er war mit mir auf gleicher Stufe des Ranges in den Dienst getreten, war nicht minder tapfer denn ich, aber es lag in seiner Natur, daß seine Thaten weniger glänzend sich zeigten, denn die meinen. Er verstund es nicht, die Gelegenheit, sich hervorzuthun, so im rechten Augenblick zu erfassen, wie ich; er focht tapfer mit der Schaar der Tapfren, über das Gewöhnliche aber hervorzubrechen, das war ihm nicht verliehen. Man schätzte ihn als einen braven Soldaten; auch er war zu einigen höheren Stufen emporgestiegen, dieses jedoch nur in sehr langsamer Bewegung, während mein eignes Glück im Sturmschritt voranging. Ich darf wohl sagen, ich hatte ihn so lieb, als ich dies mit meinem in Selbstsucht und Hochmuth erstarrten Herzen vermochte; ich selber hatte bei einer und der andren seiner Beförderungen zu seinen Gunsten gewirkt; auch in Paris sahen wir uns öfters, vor allem in einer Familie, zu der uns beiden der Zutritt freundlich geöffnet war. Noch ein besondrer Zug des Herzens führte meinen

Freund so oft in dieses Haus; er war von Liebe ergriffen gegen die Tochter desselben, und diese Liebe hatte bei den Eltern des Fräuleins, wie bei ihr selber, keine ungünstige Aufnahme gefunden. So oft ich bei der Gesellschaft war, wurde mir, vielleicht schon als dem Gesprächigeren, und wohl auch als dem höher gestellteren, berühmteren Offizier, mehr Beachtung und Auszeichnung zu Theil als ihm. Dieses reizte den Unmuth meines Freundes, und ich, anstatt diesem auszuweichen, erhitzte denselben nur noch mehr durch meine Witzeleien; ja mein Hochmuth, der sich nun auch beleidigt fühlte, ließ ihn noch auf andre Weise meine Ueberlegenheit bemerken. Eines Abends, da ich mich gegen ihn mit einer Verächtlichkeit und Härte betragen hatte, die wohl den Sanftesten außer Fassung bringen mußte, machte sich sein Unmuth durch solche, allerdings ungemäßigte Aeußerungen Luft, daß ich meine Ehre auf's Höchste gekränkt glaubte. Zwar hatte der Hausherr alsbald dem Gespräch eine andre Wendung gegeben, und ein bittender Blick seiner erschrockenen Geliebten meinen Freund zum Schweigen gebracht, aber mehrere Offiziere, welche zugegen waren, hatten die beleidigenden Worte gehört; mein Zorn, so sehr ich denselben an mich zu halten bemüht war, kannte keine Gränzen; sobald die Schicklichkeit es erlaubte, entfernte ich mich.

Noch an demselben Abend sendete ich eine Herausforderung zum Duell an meinen Freund und zugleich ein andres Billet an einem der heute anwesenden Offiziere, mit der Bitte, er möge morgen früh mein Secundant und Zeuge meiner blutigen Rache seyn. Mein Bedienter war kaum hinweg, da erhielt ich einen Brief von meinem Freunde, der dem meinigen begegnet war, er bat mich, nicht aus Feigheit, denn darin kannte ich ihn zu gut,

sondern aus gutem Herzen um Verzeihung wegen seiner Uebereilung und erbot sich zu jeder Genugthuung, zu jeder Gutmachung, welche die Ehre eines Offiziers erlaube. Aus jeder Zeile seines Briefes, dessen Buchstaben später meine Thränen der Reue ausgelöscht haben, sprach sich seine alte, treue Liebe, seine Achtung gegen mich aus. Doch mein Hochmuth war gegen eine solche Sprache der Liebe taub: ich schrieb ihm mit verachtender Kaltblütigkeit zurück, nur durch sein Blut könne meiner tiefgekränkten Ehre Genugthuung geschehen.

Als wir am andern Morgen außen vor der Stadt, an dem bestimmten Kampfplatz uns begegneten, versuchten unsre Secundanten eine Ausgleichung; ich bestund auf dem Zweikampf. Mein Freund suchte offenbar meiner zu schonen, er wahrte mit seinen Degen nur die Bewegungen des meinigen ab; sein Auge blickte mild und ernst, während das meine vor Zorn funkelte. Schon blutete mein Gegner aus mehreren, obwohl minder gefährlichen Wunden, auch ich hatte einen Stich in den Arm empfangen; die Secundanten geboten Halt und wollten den Kampf geendigt wissen, ich aber drang auf die Erneuerung desselben, denn meine gekränkte Ehre, sagte ich, sey noch nicht gerochen und befriedigt. Wir fochten weiter, und nach einigen Gängen stieß ich meinen Degen, mit der Wuth eines Mörders dem Freunde in die Brust.

Er sank sogleich; von der Macht des Gewissens geschlagen, stund ich betroffen neben ihm; er reichte mir die Hand, ich konnte nicht mehr widerstehen, ich beugte mich zu ihm nieder, und gab ihm die meine, die er an seine blutende Brust drückte. Nun ist ja deiner Ehre genug geschehen, Franz, sagte er mit schwacher Stimme. Ich vergebe dir gern und liebe dich noch immer. — Die Zukun-

gen des Todes erfaßten jetzt seine Glieder; der Starrkrampf lähmte seinen Mund, in wenigen Minuten war er verschieden.

Unser Mitgast erzählte vorhin, wie einst die gegen das Feld fliegenden Krähen oder Raben auf sein bekümmertes Gemüth einen tröstlichen Eindruck machten. Auch gegen mich flogen, als ich im dumpfen Schweigen an dem Rand eines Wäldchens neben den Feldern hinritt, Krähen, mit lautem Geschrei herunter; ich schauderte zusammen, mir fiel das Thun der Raben am Leichnam eines hingerichteten Mörders ein. So matt und zerschlagen hatte ich mich kaum jemals gefühlt als heute; mir war es, als hätte man mir selber fast all mein Blut aus den Adern gelassen; ich glaubte vor Ohnmacht herunter sinken zu müssen vom Pferde, mit der Wuth zugleich war auch mein Muth vergangen; einige Reuter kamen auf der Heerstraße mir entgegen geritten; ich bog einen Seitenweg in das Feld ein, ich hatte nicht das Herz, ihnen zu begegnen; ein Rächer in meinem Innren, furchtbarer und mächtiger denn alle Heere der Feinde hatte mich geschlagen, und nicht bloß geschlagen, sondern ganz vernichtet.

Um jene Zeit wurden in Paris die Mordanschläge, so wie die Mordthaten der Duelle nur wenig geahndet. Die fast allgemein herrschende Abgötterei mit der Ehre, machte die Zweikämpfe um der Ehre willen so häufig, und die meisten giengen, namentlich unter den Franzosen so gefahrlos vorüber, daß man wie von einem Kinderspiele, kaum davon sprach; und wenn dann etwa in der Hand der Deutschen oder Spanier aus dem Spiel mit dem Morde die ernste That desselben hervorging, da wurde das Verbrechen entweder verheimlicht, oder, je nachdem der Thäter ein mehr oder minder wichtiger Mann

war, in ein Licht gestellt, welches dasselbe bald so bald anders erscheinen, und das leichtsinnige Urtheil bald milder bald strenger ausfallen ließ. Daß ich, in meiner Stellung keine schwere äußerliche Strafe zu fürchten hatte, das wußte ich wohl; desto schwerer lastete jedoch auf mir die Strafe, die mein Innres traf; die letzten Worte des sterbenden Freundes tönten mir noch immer im Ohre, und nicht so leise wie er sie gesprochen; sie hatten sich zu einem Geschrei verstärkt, das mich mit Entsetzen erfüllte; ich wollte meine Seele davon hinwegwenden und ihm entfliehen, aber auf allen Wegen meiner Gedanken ereilte es mich und schrie mich immer lauter und lauter an; mir war als müßten auch Andre es hören, und jeder der Begegnenden mich darauf ansehen, daß ich unschuldig Blut vergossen. Es half mir nichts dagegen, daß ich mir immer von neuem es vorsagte: wie viel Blut der Feinde hast du im Krieg vergossen; war doch dieser Sterbende auch nur ein Mensch wie die Andern, und hatte mehr dich beleidigt denn die Feinde.

Nach der Verabredung mit meinem Secundanten hatte ich den Weg nach Chalons eingeschlagen; in einer kleinen Stadt am Wege sollte ich Briefe abwarten, und Nachricht darüber wie mein Urtheil, wenn anders der Mord ruchtbar würde, ausgefallen sey. Ich hatte nicht auf mein Pferd geachtet, das hungernde Thier, da ich den ganzen Tag seiner Pflege versäumte, hatte oft lange an den Kornfeldern sich geweidet, bis ich aus meiner Dumpfheit erwachte und den niedergefallenen Zügel wieder aufnahm; gegen Abend hielt es, von seinem Instinkt bewogen, bei einem Wirthshaus; mechanisch stieg ich ab und folgte dem Wirth in das Zimmer. Man trug mir Essen auf, aber ich bemerkte es nicht, erst dann als man

die Mahlzeit wieder hinweggetragen, fühlte ich, daß ich heute noch nüchtern sey, und stillte den Hunger mit etwas Brod und Wasser.

Noch niemals in meinem Leben hatte ich das Dunkel der Nacht gefürchtet; heute als die Abenddämmerung in mein einsames Zimmer hereindrang schrack ich zusammen, ich ließ Lichter und immer mehr Lichter anzünden; mir brannten sie alle zu dunkel. Mir war es als bedürfte ich sehr der Ruhe, ich legte mich zu schlafen, aber so bald ich die Augen geschlossen war ein anderes Sehen da; vor mir stund oder lag in seinem Blute der ermordete Freund und ich fuhr vom Lager auf und schaute unverwandt in die brennenden Kerzen, bis mich mit dem Schlummer zugleich von neuem das Schreckbild beschlich. Wie einem gejagten Hirsche pochte mir mein Herz; ein Schweiß der Angst bedeckte meine Stirn, besser, so dachte ich zweimal der Tod als nur einmal eine solche Nacht, mehrmalen stieg der Wunsch in mir auf, hätte doch lieber sein Degen meine Brust getroffen, als der meinige die seine. Aber — wenn dieses geschehen wäre, so urtheile ich jetzt, ich hätte dem Freunde nicht so, wie er mir die Hand gereicht und gedrückt; ich hätte ihm nicht verziehen; mit allen Flammen des Hasses und des Ingrimmes wäre ich hinübergetreten in die Ewigkeit, da solches Feuer nie verlischt.

Lassen Sie mich schweigen von dem was ich in jener Nacht, was ich in mehreren der darauf folgenden Tage und Nächte erfahren. Ich habe mir selber, durch mein Erzählen den alten Schauder aus seinem Grabe gerufen, darin er seit Jahren geschlafen; er steht vor mir in seiner ganzen Furchtbarkeit und ich kann den Anblick nicht ertragen. Eines erwähne ich noch, keineswegs jedoch um Ihren Abscheu vor meiner That oder meinen eignen davor

zu verringern, sondern nur um auf einen zuweilen sichtbar werdenden meist aber verborgenen Zusammenhang der Thaten und Schicksale der Menschen hinzudeuten; mein Freund, den ich ermordete, war der Sohn des Mannes, der meinen unglücklichen Vater im Duell erstach. Mir hatte schon meine Großmutter, als ich noch Knabe war, darauf hingedeutet; daß der wahrscheinliche Mörder meines Vaters unbestraft lebe, ja daß seine That gar nicht öffentlich kund und aufgedeckt worden, weil er ein Verwandter des Landesherrn sey; seinen Namen jedoch hatte sie mir nicht genannt. Etwa ein Jahr nach dem Tode meines Freundes kam auch sein alter Vater zum Sterben, und er selber hob noch in seinen letzten Stunden den Schleier auf, der über seinem Verbrechen gelegen; mir kam bald nachher, aus sichrer Hand, die Kunde davon zu.

Ich war kaum an dem bestimmten Orte angelangt, da empfing ich Briefe aus Paris. Mein Duell hatte die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, und konnte bei allem Bemühen zu meinem Gunsten nicht ganz ohne Rüge bleiben; diese Rüge erschien indeß wie keine; der Eintritt in die Hauptstadt wurde mir auf unbestimmte Zeit versagt; ich sollte mich alsbald zu meinem Regiment verfügen, und dort das Weitre erwarten; dieses Weitre erfolgte jedoch nicht, es müßte denn darinnen bestanden seyn, daß man mich, wie man sich ausdrückte, „im Vertrauen auf meinen unerschütterlichen Muth und meine oft erprobte Tapferkeit" zum Commandanten in einer der Festungen ernannte, die man in den letzten Feldzügen den Niederländern genommen hatte. Die Rache sollte mir kommen, von woher ich sie am wenigsten vermuthet.

Die Stunden und Tage der ersten heftigen Erschütterung, in die mich das Schreien eines mörderisch vergossenen

Blutes versetzt hatte, waren vorüber; der Mensch besitzt, so lange er noch im Bau des leiblichen Lebens begriffen ist, die Macht und das Material um den nagenden Wurm in seinem Innern so zu überbauen, daß man sein Bewegen nicht mehr siehet noch bemerkt, ohne daß der Wurm deshalb stirbt; ich war wieder so ruhig als ein Mensch es seyn kann, in dessen Innern eine verborgene Hölle glühet. Ich hatte jetzt ein beständiges Bedürfniß viel unter Menschen zu seyn; ich suchte mich selber um den Verlust des wahrhaft treu ergebenen Freundes zu belügen, indem ich mich, mit aller Heftigkeit meiner Natur an einen meiner Mitofficiere anschloß, der erst seit wenig Monaten in meine Nähe gekommen war. Mein neuer Freund war in Paris erzogen und gebildet; er stammte aus einer der vornehmsten, damals bei Hofe einflußreichsten Familie. An Jahren wie an Erfahrung, und ich darf wohl sagen auch an Kenntnissen und Geschicklichkeiten im Geschäft des Kriegsdienstes war ich ihm überlegen, dagegen übertraf er mich weit an Witz und an jenen äußerlichen Gaben, welche in der sogenannten feinen und großen Welt glänzen. Ich gab mich dem Wohlgefallen, ja zuletzt der Bewundrung gegen diese Talente hin; der junge Mann erhielt allmälig eine Art von Macht über mich, wie sie nur die wahre Ueberlegenheit des Geistes dem einen Menschen über den andern geben sollte; unvermerkt gerieth ich zu ihm in jenes Verhältniß, in welchem mein verstorbener Freund zu mir gestanden: ich liebte ihn mehr, und wie sich später ergab, auch treuer denn er mich. Man erzählt von einem alten grämlichen Löwen, der eine so besondere Zuneigung zu einem Bologneserhündchen faßte, welches man zu ihm in seinen ummauerten Kerker hinabgeworfen, daß er von seinem schwachen Liebling sich alle Ausbrüche des hündischen Muthwillens

und

und Neides gefallen lassen; ich war kein Löwe an Großmuth, aber, obwohl sich in solchen Dingen, welche in unserer Stellung das höchste, eigentliche Gewicht hatten, zwischen mir und ihm ein großer Unterschied der Befähigung und Kräfte fand, vermochte dennoch mein Günstling, zuweilen auch gegen meine Ueberzeugung, durch seinen mir unwiderstehlichen Einfluß, meine Meinung wie meinen Willen zu lenken; er gewann mich bald wider, bald für Personen und Sachen; er durfte sich's sogar erlauben, selbst mich zuweilen, in Freundesgesellschaft, zur Zielscheibe eines leichten Witzes zu machen, welcher, so sehr er in den Schranken der sogenannten Ehre blieb, von jedem Andern mich auf's Heftigste würde gereizt haben. Meine affenartige Zärtlichkeit ging so weit, daß ich in vielen meiner Berichte ans Kriegsministerium, das Verdienst und die Früchte meiner eignen Arbeiten und glücklichen Unternehmungen nicht mir selber, sondern meinem Günstling zueignete, was, zusammengenommen mit dem großen Einfluß seiner eignen Familie, es bewirkte, daß er mit ungewöhnlicher Schnelle zu einem Posten emporstieg, der dem meinen der nächste war.

Im Frühling des Jahres 1677 hatte ich eine andre Verwendung im Heere des Herzoges von Orleans und des Marschalls von Luxemburg erhalten. Als dieses Heer am 11ten April jenes Jahres dem heldenmüthigen Prinzen von Oranien, in der bei Montkassel von ihm verlorenen Schlacht die Lehre gab, künftig vorsichtiger zu seyn, war ich nicht unthätig geblieben, ich hatte namentlich durch die glückliche Anwendung einer Batterie, gerade im entscheidendsten Augenblick, keinen ganz unbedeutenden Antheil an dem günstigen Ausgang des Kampfes; noch auf dem Schlachtfeld erkannte dies der Herzog gegen mich an. Der König Ludwig **XIV**. hatte persönlich an diesem Feldzug Theil

genommen; nach dem erfochtenen Siege rief das Volk ihm entgegen: „es lebe der König und Monsieur (der Herzog von Orleans), welcher die Schlacht gewonnen hat". Jener Monarch war jedoch nicht gewohnt, die vermeintlich nur ihm gebührende Ehre mit einem Andern zu theilen, und obgleich der Herzog sein eigner Bruder war, ließ er doch ihn, sowie Alle, die derselbe als glückliche Theilnehmer am Kampfe vorzugsweise hervorgehoben, seine Empfindlichkeit und Kälte bemerken. Auch mich traf diese Empfindlichkeit des Königes, als ich etliche Tage nach der Schlacht ihm vorgestellt wurde; sie traf mich, wie der Blitzstrahl einen Baum, der leicht zu entzünden ist; mein Inneres stund in Flammen. Ich war damals, durch ein leibliches Uebelbefinden, das die Anstrengung, verbunden mit Nachtwachen, mir zugezogen, noch reizbarer als gewöhnlich; als ich am Abend mit meinem vermeintlichen Freund und einigen, wie ich dies wußte, mir treu ergebenen Männern allein war, machte ich meinem ganzen Unmuthe Luft; meine von innrem Grimm entzündete Rede schonte selbst des Monarchen nicht, wiewohl ich hierbei nichts aussprach, das eine eigentliche Beleidigung der Majestät gewesen wäre, weil mir ja damals bei all meinen Worten und Handlungen das als Gesetz galt, was zur fest abgemessenen Ehre und Ordnung meines Standes gehörte. Ich glaubte bei dieser Gelegenheit nur die Ehre des Herzogs von Orleans zu vertheidigen; was mich jedoch trieb, war nur mein eigner, gekränkter Stolz.

Wenige Tage nachher wurde ich vor ein Kriegsgericht gestellt. Man las mir den Inhalt all meiner neulichen Aeußerungen des Unmuthes vor; in mehreren Hauptzügen stimmte dieser Inhalt mit dem, was ich gesprochen, überein; im Ganzen war er zur gehässigsten Carricatur entstellt;

ich verlangte die Entgegenstellung der Zeugen; jene Offiziere, von denen ich noch jetzt die Ueberzeugung habe, daß sie nur das würden ausgesagt haben, was wahr gewesen, hatte man plötzlich aus höherem Auftrag zu andren Dienstgeschäften, an entferntere Orte, versendet, nur mein vermeintlicher Freund konnte vor Gericht erscheinen. Ich war ruhig, als man noch einmal in seiner Gegenwart die Anklage vorlas; da jedoch Jener als Zeuge gegen mich auftrat, und Alles, was er eben gehört, als wahr bestätigte, fühlte ich, wie mir scheint, im verdoppelten Maaße denselben Schmerz, den mein treuerer Freund empfunden haben mochte, als ich die mörderische Waffe ihm in die Brust stieß. Ich blieb jedoch nicht so sanft dabei, als mein ermordeter Freund; das Blut stockte mir vor Wuth in den Adern; meine Zunge war wie gelähmt, ich warf einen Blick voll tiefer Verachtung auf meinen Verräther; man führte mich ab ins Gefängniß.

Der Schlag, der mein ganzes bisheriges Glück vernichten sollte, war scharf berechnet; die Mine mit mörderischer Einsicht angelegt. Aeußerungen andrer Art, die ich bei verschiednen Gelegenheiten über die Feldherrntalente des Prinzen von Oranien und des östreichischen Heerführers Montecuculi gethan; Briefe von unverfänglichem Inhalte, die ich von Zeit zu Zeit aus dem deutschen Vaterlande empfangen und wieder beantwortet hatte, wurden mir als Beweise von Verrath angerechnet, und obgleich man in meinen Papieren nichts gefunden, das diese Anklage rechtfertigte, würde dennoch der Tod eines Hochverräthers mich getroffen haben, wenn nicht die kräftige Fürsprache des Marschalls von Luxemburg wenigstens das noch bewirkt hätte, daß mir, statt des Todes, lebenslängliche Galeerenstrafe zuerkannt wurde.

Mein gewesener Günstling war, dies hatte er bewirken wollen, an meinen Posten vorgerückt; er hatte nicht bedacht, daß er nicht sehr lange das zu scheinen vermöge, was er bloß durch meine Kraft und beständige Mitwirkung war; sein Glück ist, wie ich nachmals erfuhr, von kurzer Dauer gewesen; als in der damals sehr veränderlichen Gunst des Hofes seine Familie ihren meisten Einfluß verlor, sank auch er, aus seiner Stellung entlassen, in ein selbstverschuldetes Nichts zurück.

Welcher Mensch, in dem der Hochmuth und ungebändigte Ehrgeiz nicht eben so wüthend flammten, als in mir, kann sich ganz in die Bewegung meines Wesens denken, die mich erfaßte, als mir vor den Augen meines Regimentes, durch entehrende Hand, die äußeren Zeichen meines bisherigen Standes: die Erinnerungen an manchen heißen Kampf meiner kräftigsten Jahre entrissen, und statt jener die Kleider eines Galeerensclaven, statt der Ehrenzeichen die Ketten angelegt wurden. Es war eine Erstarrung und Dumpfheit von andrer Art, denn jene, die mich nach meinem Freundesmord befallen, sie wirkte noch lähmender denn die damalige; ich hatte mit den gemeinen Verbrechern, an die mich die gemeinsame Kette schloß, zu Fuße gehen sollen, schon bei den ersten Schritten sank ich bewußtlos nieder; man führte mich der andern Schaar auf einem Karren nach.

Im Hafen von Brest wurde ich an eine der Galeeren geschmiedet; meine starke Natur hatte der Zerstörung von innen getrotzt, und überdies stellte ich mich stärker als ich war, nur um bald möglichst aus den Augen der Menschen zu kommen. Schon nach etlichen Tagen lief unser Schiff aus dem Hafen; es war mir eine Art von Trost, daß keiner der Offiziere auf der Galeere mich persönlich kannte;

die Peitschenhiebe, womit der barbarische Unteraufseher der Sclaven mich züchtigte, wenn ich von der ungewohnten Arbeit ermattet war, oder sie mit Ungeschick angriff, erschienen mir ungleich erträglicher, als der Blick eines bekannten Auges. War mir doch selbst der Anblick des heitren Himmels und der Sonne, die zu meinen früheren Thaten mir geleuchtet, vielmehr schmerzlich als wohlthuend; wenn dagegen die Wolken heraufzogen und unter ihren Fußtritten das Meer sich bewegte; wenn der Sturm die Wogen schlug, und eine grüne Welle nach der andren, mit Schaum bedeckt, unserm Schiff entgegenkam, da war mir's, als fühlte ich eine Abkühlung und Linderung meines innren Wehes. Ich sprach mit Niemand; von dem Geschwätz meiner Mitsclaven vernahm ich kaum einzelne Worte; übrigens gab ich, in dumpfer Gleichgültigkeit, der Natur ihre Rechte; ich aß und trank und schlief, wie jeder Andre der angeschmiedeten Bande.

Nur einmal auf dieser Seefahrt gerieth unsre Galeere mit zwei spanischen Kriegsschiffen in einen Kampf; ich ging der Gefahr mit einer innren Lust entgegen, denn ich sehnte mich hinweg aus dem Leben, was aber der Tod sey, das hatte ich noch nicht wahrhaft erkannt. Dennoch, als das eine der feindlichen Schiffe uns so nahe kam, daß mein Auge den Kanonen, denen schon die entzündende Lunte sich nahte, tief in ihren Mund sahe, und als ich aus der vielfachen Uebung meines Blickes an solchen Gegenständen es erkannte, daß die furchtbare Ladung einige Fuß hoch über der Ruderbank den Bord des Schiffes treffen würde, legte ich mich, zur unwillkührlichen Abwehr, gerade ausgestreckt auf die Bank hin, während meine Mitsclaven, als wollten sie der Gefahr entspringen, schnell sich erhoben und aufrecht stunden. Die Entladung des feindlichen Unge-

witters erfolgte, unser Schiff krachte; als ich mich von neuem von der Ruderbank erhub, sahe ich, daß ich der einzige noch lebende Sclav auf dieser Seite war; an den andren Ketten hingen blutende, zerschmetterte Leichen. Ich beneidete fast das Loos dieser Unglücksgefährten, und doch war ich selber ihm ausgewichen; ich wollte nicht leben, und dennoch entfloh ich dem Tode.

Nach dem Nimweger Frieden war ein Theil der Flotte, unter ihr auch die Galeere, deren Ketten ich trug, nach Toulon gekommen, dort mußte ich mit den andern Sclaven bei den Arbeiten des Schiffsbaues Hand anlegen. In den Tagen meines Glückes war ich einst längere Zeit in Toulon gewesen, es lag damals ein königliches Regiment hier in Garnison, dessen Offiziere zum großen Theil mir wohl bekannt waren; mir grauste vor dem Gedanken, daß einer von ihnen, denn sie sahen öfters den Arbeiten zu, mich erkennen würde. Ich durfte dieses nicht fürchten, denn mein Elend hatte mich so entstellt, daß nur der innre Gram, nicht das leibliche Aussehen, sich gleich geblieben war. Einst hatte ein Offizier das Commando über jene Soldaten, die uns bei unsrer Arbeit begleiteten und bewachten, welcher mehrere Jahre unter mir gedient und den ich selber zu seiner Stelle befördert hatte; ich hörte, denn ich stund gerade in der Nähe, daß er unsren Inspector fragte, ob nicht ein Baron von Hochwarten unter den Sclaven sey? Jener verneinte es, denn hier auf der Galeere hatte man mich nur bei meinem Vornamen François genannt, mein gewöhnlicher Zuname war in der Aussprache des fremden Volkes allmälig so verstümmelt und verändert worden, daß er dem Inspector als ein noch nie vernommener erschien; mir war es ein Trost, daß die Welt mein so vergessen habe, und daß mein alter Bekannter mich so nahe vor

Augen hatte und doch nicht sahe. In mir selber, in meinem Geiste, war tiefe Nacht; so gefiel mir auch das Dunkel, das meinen äußren Menschen vor der Welt bedeckte.

Ja, Nacht war es in mir und um mich, aber noch war die Mitternachtsstunde nicht gekommen, nach deren Vorübergehen das Licht eines andren Tages mir aufdämmern sollte. Diese Stunde war mir nahe.

Die innre Krankheit, die an meinem Herzen nagte, hatte hier lange genug ihr verborgenes Werk getrieben, sie durchbrach endlich den Damm meiner eisenfesten Natur und ergoß sich unaufhaltsam in den Leib. Ein bösartiges Fieber, das unter den Galeerensclaven ausbrach, hatte viele derselben hinweggerafft; gleichgültig half ich, so oft mich die Reihe traf, bei dem Hinausschleppen und Eingraben der Leichen. Da ergriff auch mich die Seuche; ich ward, wie die andren Kranken dieser Art, von den noch Gesunden gesondert und in das Lazareth gebracht, das man im Bagno eingerichtet hatte. Noch war ich, so oft ich wachte, bei Bewußtseyn, nur während der einzelnen Zwischenzeiten des unruhigen Schlafes durchglüheten mein Gehirn die wildesten Phantasieen des Fiebers. Gleich in den ersten Stunden meines Krankenlagers sahe ich, wie einer, der neben mir auf dem Stroh lag, mit dem Tode rang; der Kampf war heftig und dauerte lang, mich ergriff ein Schauder vor dem Sterben, wie ich niemals ihn gefühlt hatte. Es ward Nacht, ich konnte nur auf Augenblicke schlummern, und dieser Schlummer brachte mir nur Schrecknisse statt der Erquickung. Ein Bild verfolgte mich beständig in meine Träume; es drang zuletzt auch in die Phantasieen des Wachens herüber: es war das Bild meines gemordeten Freundes. So unstillbar hatte seine Todeswunde nicht geblutet, an jenem Tage, da ich sie ihm

schlug, als sie jetzt vor meinen innern Augen blutete; so schauderhaft tief hatten mich die Blicke des Sterbenden und seine Worte damals nicht erschüttert, wie sie jetzt es thaten; ich wollte vor Entsetzen aufspringen und die Trunkenheit der Fieberangst im Meere kühlen, da fühlte ich, daß mich, außer der Entkräftung, auch noch die Kette am Lager festhielt. Ich wendete mich zur Rechten und zur Linken; ich legte mich auf mein Angesicht; es war vergebens, das Bild blieb unverrückbar fest vor mir stehen; in mein Ohr drangen die Töne des Todesröchelns, von dem einen, dann von einem andern Sterbebette unsers Krankensaales her, denn es waren in dieser Nacht sechs von meinen Mitgenossen des Elendes verschieden; mir war es, als sprächen jene Sterbenden zuletzt noch Worte des Fluches über mich, den Mörder, aus.

„Ich bin ja nicht ihr Mörder," rief ich, so laut meine gelähmte Zunge es vermochte, um mich nur der grauenvollen Phantasie zu entreißen; aber bist du nicht dennoch ein Mörder? antwortete eine Stimme in meinem Innern.

Zu dem einen Bilde, das mich so tief bewegte, gesellten sich, bald wie ein Vorder- bald wie ein Hintergrund viele andre, von fast nicht minder bewegender Gewalt; ich sahe in jener Nacht der Angst und der Schrecken mein ganzes vergangenes Leben, von meiner ersten Kindheit an bis zur jetzigen Stunde in einem Lichte, in welchem ich es noch nie gesehen. Aus den vielen einzelnen Zügen gestaltete sich ein Ungeheuer; ich sahe mich selber und bebte so bei dem Anblick dieses Selbst, daß mir die Furcht durch Mark und Gebein drang. Zuletzt vergingen mir die Sinne; ich glaubte die Hand des Todes an meinem Herzen zu fühlen; als ich wieder zu mir kam

war es draussen Tag geworden, in mir selber aber dauerte noch die Nacht.

Ich war so matt wie zum Sterben; der Arzt, der auch an meinem Lager vorbeiging, ein menschlich fühlender Mann, befahl dem Krankenwärter, mir auch wie den andern Sterbenden die Ketten abzunehmen; ich würde jetzt nicht mehr in eigner Kraft das Lager verlassen; man fragte mich, ob ich nicht der letzten Tröstungen der Religion begehre? — Tröstungen? sprach ich, mit einer innern Bitterkeit; laßt sie kommen. Bald hernach nahete sich meinem Lager ein alter Ordensbruder, den ich schon gestern am Lager mehrerer der Leidensgefährten gesehen und dabei einzelne Worte seiner Rede vernommen hatte. Der Mann blickte mich freundlich und voll tiefen Mitleides an; der Blick erinnerte mich an jenen, womit einst mein geliebter Lehrer und väterlicher Freund, der Vorstand jener Schule, von der ich früher sprach, mein Herz traf. Seit Jahren hatte ich das nicht erfahren, daß jemand mich mit Liebe und Mitleid anblickte; noch vor Kurzem hätte ein fremdes Mitleid mein hochmüthiges Herz mehr beleidigt denn getröstet; seit der letzten Nacht war dies anders geworden; ich fühlte mich des Mitleids bedürftig und nahm es willig an. Jedes Wort des Mannes gieng mir, wie einst die Worte des Lehrers, in der Stunde, da er mich durch Liebe besiegte, zu Herzen; er verlangte, als er mich leiblich wieder etwas gestärkt sahe, meine Beichte; ich verhehlte ihm nichts; noch einmal schlug ich die mit Blut beschriebene Rolle meines Lebens auf und legte sie, was ich noch nie bei solcher Gelegenheit gethan, vor ein fremdes Menschenauge hin. Es ist eine besondre Kraft in dem offnen, unverstellten Bekennen; das Bild unsres eignen Wesens wird uns, wenn wir es wie mit einer andren Sehkraft an=

blicken, klarer und festbestimmter; das offne Bekennen ist der erste Schritt zum Sieg über unsern Hochmuth; der erste Schritt zum Friedenshause der Demuth.

In dem Angesicht meines Beichtvaters regten sich die Züge eines tiefen Schmerzes, als ich ihm mit oft unterbrochener, schwacher Stimme, die Hauptumrisse meines Lebens gab; ich wußte nicht, sey es ein Gefühl des Abscheues oder der Theilnahme, was ihn bewegte; ich erwartete ein hartes Wort der Strafe aus seinem Munde, denn ich fühlte, ich hatte das verdient; er aber sprach nur, mit sanften Worten, von der Kraft der Reue und der innern, fest entschlossenen Umkehr zum Leben. Das Wort Reue hatte ich wohl sonst gehört, das aber, was dieses sey, hatte ich nur ein oder etliche Male in meinem Leben, damals, wo mein Lehrer mein störriges Herz in seine Zucht nahm, erfahren. Heute sollte ich wissen, was Reue, sollte aber auch wissen, was Trost sey. Meine Angst war dahin und hinweggenommen, ich fühlte die ersten Anwandlungen von einer Ruhe, die mehr denn Ruhe, die Frieden ist.

Was den Ordensbruder so zu mir hinzog, was ihn so lange bei meiner grauenvollen Lage festhielt, das konnte ich damals nicht begreifen, denn mir selber war jene Liebe noch fremd geblieben, die Alles erträgt und Alles vermag. Als er mir die Segnungen gespendet hatte, welche die Religion in seine Hände legte, nahm er Abschied von mir bis auf das Wiedersehen in einem andren Lichte denn das der Sonne ist. — Ich war nicht, wie er erwartet hatte, gestorben, noch einmal besuchte er mich und befestigte mir durch seine Worte den innern Frieden, der mir schon bei seinem erstmaligen Besuch geworden war. Noch einmal, in der darauf folgenden Nacht kämpfte ich mit dem Tode,

aber zu den Lebenskräften, die in meiner leiblichen Natur lagen, waren jetzt noch andere gekommen, deren Quell nicht in dem Leibe selber lag, die jedoch auch über diesen sich ergossen; das Leben siegte über den Tod, ich fing an zu genesen; nach etlichen Wochen konnte ich das Lager verlassen.

Ich kam mir als ein Anderer vor denn ich gewesen, als ich aus den dumpfigen Räumen dieses Lazareths wieder hinaustrat an die freie Luft. Ohne innres Sträuben hatte ich die Ketten mir wieder anlegen lassen, ohne Widerwillen übernahm ich die Arbeiten, die man, meinen Kräften angemessen, mir auftrug. Ich meinte, es sey noch die leibliche Schwäche: die natürliche Folge meines schweren Erkrankens, die mich so tief empfänglich, so empfindsam mache, daß ich das Licht der Sonne, das Wehen der warmen Frühlingsluft nicht ohne tiefe Rührung bemerkte; daß ich gegen meinen Mitsclaven so theilnehmend und in gewissen Fällen selbst gesprächig, gegen unsre Aufseher und Dränger so nachgiebig und demüthig war. Aber obgleich ich meinen innern Zustand nur für eine krankhafte Schwäche meiner Natur hielt, konnte ich doch nicht umhin, mich an ihm zu freuen; mich ängstete zuweilen der Gedanke, daß bei der Wiederkehr der Gesundheit diese Stimmung vergehen werde, denn wann wäre ich jemals bei all meinem vorigen Glück so ruhig gewesen, ja ich darf sagen, so innerlich vergnügt als jetzt in meinem tiefen äußern Elend. Ich dachte allerdings noch oft an meine blutige That und an alles das, was in der Nacht der tiefesten Kämpfe mich erschüttert hatte; aber der Schmerz der Reue ist ein ganz anderer, milderer als jener der Verzweiflung; der erstere ist das Brennen eines Balsams, der zuerst, wenn er sie berührt, die Wunde

reizt, dann aber sie heilt, der andere ist das Brennen eines Giftes, das die Wunde zum unheilbaren Krebsschaden machet. Ohne es noch zu wissen, war ich auf dem Wege nicht bloß einer äußerlichen, sondern auch einer innern Heilung; die Gesundheit, nach dem in meiner Lage möglichem Maaße, kehrte wieder; mein innerer Todesengel, der unbändige Trotz und Hochmuth, kam nicht mit ihr zurück.

Wohl aber sendete er mir zuweilen seine Verwandten: die Ungeduld, die innere Verstimmung und die Neigung zum Murren über mein Schicksal. Einen meiner Mitsclaven, einen leiblich wohlgebildeten Jüngling von etwa vier und zwanzig Jahren, seinem Benehmen nach von guter Erziehung, hatte mir der Aufseher seit meiner Krankheit öfters zum Mitarbeiter beigesellt, damit seine jugendlichen Kräfte das ersetzten, was den meinigen damals abging. Wir waren an eine gemeinsame Kette geschlossen, die uns am Tage zur gleichen Arbeit, bei Nacht für die gleiche Lagerstätte vereinte. Ich hatte noch keinen Mitgenossen meiner Bande gehabt von solcher Sanftmuth und Gefälligkeit; er übernahm freiwillig, wenn er mich ermattet sahe, zu der seinigen auch noch meine Arbeit; bei jeder Gelegenheit sahe er eben so sehr, ja noch mehr auf meine Bequemlichkeit und Erquickung denn auf die seinige; wenn seine geschickte Hand, in den seltenen freien Stunden, irgend ein Schnitzwerk vollendet und aus dem Verkauf an mildthätige Fremde, die unser Bagno besuchten, einiges Geld gelöst hatte, da mußte ich, wenigstens wollte er es, den Wein oder andere Erfrischungen, die er dafür kaufte, mit ihm theilen. Wie hätte eine solche Güte mich nicht jetzt, wo mein Herz so weich war, rühren und tief bewegen sollen; ich fühlte eine wahrhaft

zärtliche Freundschaft für diesen „Freund in der Noth.“ Einstmals hatte mich auch meine tiefe Verstimmung beschlichen; wie einen fernen Donner vernahm ich die Stimme des Murrens über mein unverdientes Loos in meinem Innern. „Daß ich das Unrecht, das einem Bruder des Königes, von diesem selber, dem Monarchen geschahe, vielleicht zu lebhaft rügte, das war mein ganzes Vergehen, welches mich hieher auf die Galeeren brachte; alle andre Anschuldigungen waren ja nur Lüge; ich muß leiden als ein Missethäter und hatte ganz etwas Andres verdient.“ Ich war in düstres Schweigen versunken; auf die einzelnen Fragen meines Kettengenossen antwortete ich nur abgebrochen und kurz. Da hörte ich ihn seufzen, wie aus tiefbekümmerter Brust; ich sahe Thränen in seinen Augen. „Hat man euch vielleicht auch, so fragte ich, ganz ungerechter Weise, wie mich in diese Ketten geschlagen“?

Mein Herr, antwortete der Jüngling, ich dulte diese Strafe mit Recht, ich habe sie verdient; ich bin ein Brudermörder.

Ihr ein Brudermörder? fragte ich erstaunt; darf ich wohl fragen, was euch zu eurer That bewog?

Wir durften so eben, mit den andern Sklaven zugleich, von der schweren Arbeit des Steinbrechens ein wenig verschnaufen; wir beide setzten uns unten im Granatengebüsch und mein Gefährte erzählte:

Ich hatte meinen Bruder so lieb als man wohl einen Bruder haben soll; er war der ältere von uns beiden; er war der Begünstigtere vom Glück; er hatte die väterlichen Güter geerbt. Ich war, dieß darf ich versichern, ganz neidlos hierüber; ich hatte studirt, eine kleine Anstellung beim Handelsgericht unsrer Stadt gab mir mein hinlängliches Brod. Eine junge Verwandtin meiner Mut-

ter war in unserm elterlichen Hause erzogen worden; sie hatte mir eine Neigung eingeflößt, die in ihrem Herzen Erwiederung fand; als ich mich im Stande sahe eine Familie zu ernähren, warb ich um ihre Hand und erhielt sie. Wir waren so eben verlobt, da besuchte ich einst in Familienangelegenheiten meinen Bruder. Ich fand ihn sehr unmuthig und gegen mich in sehr aufgereizter Stimmung. Allerdings hatte ich schon früher bemerkt, daß er von heftiger Zuneigung gegen meine nunmehrige Braut entzündet war, da jedoch sie beständig nur abwehrend und kalt sich gegen ihn bezeugte, hielt ich den Funken für längst erloschen. Mit Freundlichkeit suchte ich seine böse Laune zu besiegen; er ließ sie nicht fahren. Wir speisten allein in einem Gartensaale; es wollte zwischen uns zu keinem guten Gespräch kommen. Ich suchte seine Aufmerksamkeit auf das Geschäft zu lenken, das mich zu ihm führte. Meine Angelegenheit war einfach und von solch harmloser Art, daß sie in jeder andern Stimmung meines Bruders alsbald beseitigt gewesen wäre; er aber fuhr auf, als ob das bitterste Unrecht ihm geschähe; nannte mich einen ehrlosen Betrüger. Ich war mehr betroffen über sein Benehmen denn erzürnt; du thust mir unrecht, mein Bruder, sagte ich gelassen. Ich dir unrecht? rief jener in höchster Wuth; du willst mich zu dem machen, was nur du bist? — Er griff nach einem Degen, wie ein Mörder drang er auf mich ein. Auch ich hatte, nach der Sitte unsers Landes, die meinem Stande diese Waffe mehr zur Zierde denn zur Vertheidigung giebt, einen kleinen Degen an meiner Seite, den ich sonst noch niemals aus seiner Scheide gezogen. Ich hatte ein wenig fechten gelernt; meine Absicht war es nur, die Streiche meines Bruders, der das Fechten nicht verstund,

auszupariren, nicht ihn zu verwunden; er rannte sich selbst meine arme, schwache Waffe in seinen Leib. In meinem ersten Schrecken wollte ich entfliehen; ich that es aber nicht; die Liebe zu meinem Bruder hielt mich zurück. Ich selber rief nach Hülfe, suchte den Arzt auf; mehr aber als Alles suchte ich die Vergebung, die wiederkehrende Liebe meines Bruders. Ach ich fand diese nicht! Er blieb, möge Gott ihm dies vergeben, bis auf seine letzten Stunden, denn er hatte noch mehrere Tage zu leiden, mein unversöhnlicher Feind. Man hatte mich in Gewahrsam genommen; indeß hatten sich Gerichtspersonen bei dem Sterbebette meines Bruders eingefunden, die ihn verhörten; in diesem Verhör stellte er die Geschichte seiner tödtlichen Verwundung, vielleicht weil sein Zorn ihn gegen den wahren Hergang der Sache blind gemacht hatte, so dar, daß ich als vorsätzlicher Mörder erschien. Es waren die Worte eines Sterbenden; man schenkte ihnen mehr Glauben als meiner wahrhaften Aussage; das Urtheil wurde über mich, wie über einen gemeinen Mörder gesprochen; es war noch hohe Gnade, daß man mich nicht auf lebenslang, sondern nur auf zehn Jahre zu den Galeeren verdammte. Dieses, mein Herr, ist meine traurige Geschichte; ihr verstehet nun wohl, daß ich Ursache hatte, zu seufzen, denn ich habe, wenn auch ohne meinen Vorsatz, das Blut meines eignen, leiblichen Bruders vergossen.

Diese Erzählung meines Kettengenossen erschütterte mich tiefer als er es erwarten konnte. Sein Schicksal hatte soviel Aehnliches und doch auch zugleich Unähnliches mit dem meinigen! er war nicht vorsätzlicher Mörder wie ich und doch traf ihn gleiches Loos mit mir; ich drückte ihm die Hand und sagte: zwar ist das, was mich zu-

nächst in diese Bande führte, derselben nicht werth gewesen, aber ich bin ein ärgerer Mörder denn Ihr, ich habe mit Vorsatz und Willen das Blut eines Bruders vergossen. Darum beschämt mich Euer reuiges Bekenntniß, in dieser Stunde meiner Ungeduld und meines Murrens. Aber wenn mir wieder eine solche böse Sünde kommt, dann will ich an Eure Ketten greifen mein Freund, und mir selber sagen, daß ichs verdient hatte, nicht blos die meinigen, sondern in verdoppeltem Gewicht auch die Eurigen zu tragen.

Von diesem Tage an ward ich wirklich meines Unmuthes noch besser Meister denn vorhin. Bald hatte ich in meinem Mitgefangenen dieselbe Quelle des innern Trostes und Friedens entdeckt, die sich in der Schule meiner letzten Leiden auch mir eröffnet hatte; es waren nun nicht mehr die eisernen Banden, die uns am meisten an einander ketteten; fester und unauflöslicher denn diese vereinte uns der Zug einer innern Verwandtschaft, welche mehr und von unvergänglicherer Art ist, denn jene des Blutes.

Im Jahr 1682 lief eine königliche Flotte gegen Algier aus, um das Raubgesindel dieses Barbarenstaates zu schrecken, das den französischen Handel so oft störte und hemmte. Auch ich ward, so schwach ich noch immer seit meiner Krankheit war, wieder an die Ruderbank einer kleinen Galeere geschmiedet und das, was mir bei dieser Veränderung meines Schicksales am schwersten fiel, war die Trennung von meinem bisherigen Kettengenossen und Freunde; denn diesen hatte man in ein andres Fahrzeug versetzt. Ein furchtbarer Sturm zerstreute, in der Nähe der afrikanischen Küste, unsre Flotte; die Galeere, auf welcher ich mich befand, wurde in einem stark beschädigten

Zustand

Zustand in eine Bucht getrieben, wo sie zwar Rettung von dem Untergang im Meere fand, zugleich aber in die Gewalt der Feinde gerieth. Statt eines Sklaven der Christen war ich nun zu einem Sklaven der Türken geworden und mein Loos war hierbei nicht härter denn es vorhin gewesen. Der Corsar, der unser Fahrzeug erbeutet hatte, führte seinen Raub nach Algier; dort wurden wir Alle, die vorhin Freien wie die Gefesselten, die Offiziere und Soldaten eben so wie die Sklaven der Ruderbänke, als verkäufliche Waare zum Sklavenmarkte geführt.

Ich stund da, mit den Andern, in der brennenden Hitze der Nachmittagssonne, da sahe ich, unter dem breiten Sonnenschirme, den ihm ein Neger trug, einen Mann vorüber gehen, der mir alsbald sehr bekannt erschien. Es war ein reicher Israelit, der vormals in Mecheln gewohnt hatte und dem ich dort, als unser Heer mit zerstörenden Waffen in die Niederlande eindrang, sein Haus, darin ich Quartier genommen und sein Vermögen, vor dem Niederbrennen und Plündern durch unsre wilden Schaaren geschützt hatte. Anjetzt lebte er in Algier und besorgte daselbst die Geschäfte des französischen Consulats. Hier in der weiten Ferne vom Vaterlande wandelte mich plötzlich der Drang an, auch in den Ketten und Gewand des Sklaven eine Bekanntschaft wieder anzuknüpfen, die ich als Oberst von Hochwarten, mitten auf der Höhe meines Glückes gemacht hatte. Ich rief den Mann bei seinem Namen an; er blieb stehen, sahe sich um nach dem, der ihn gerufen, aber er kannte mich nicht mehr, denn das, worin vormals mein ganzes Selbst beruhte, das lag ja nur in dem Gewand des äußeren Wesens und in den Kleidern, und dieses Gewand war mir indeß genommen worden; der Baron von Hochwarten war untergegangen

in einem armen Sklaven. Ich ließ mich nicht irre machen durch das verächtliche Staunen meines ehrlichen Israeliten, darüber, daß ein elender, schmutziger Sclav ihn nicht einmal bei dem gewöhnlichsten Titel seines jetzigen Standes, sondern bei seinem gemeinen Vornamen anrief, sondern ich nannte ihm meinen alten Namen und erinnerte ihn an die Zeiten, da er mich als einen Freund und Wohlthäter seines Hauses gekannt hatte. Alsbald wurde er freundlich, trat näher zu mir hin; ließ sich mit wenig Worten den Gang meiner bisherigen Schicksale erzählen und sagte mir dann auf Holländisch, denn diese Sprache war in dem Kreise der umstehenden Sklaven wie Freien am wenigsten bekannt: mir solle noch in dieser Stunde etwas Erfreuliches von ihm widerfahren.

Der wackre Mann hielt Wort. Bald nach seinem eiligen Hinweggehen trat unter den Käufern, die um uns Gefangene handelten, von denen der Dey bereits die Jüngsten und Stärksten als seinen Antheil an der Beute hatte wegnehmen lassen, ein Mensch auf, der seinem Aeußeren nach zur geringeren Klasse des Volkes gehörte; er betrachtete uns, vor allen aber mich, mit Aufmerksamkeit, und ich war wohl eben so leicht zu erkennen als zu beschreiben, denn unter allen meinen Mitgefangenen gab es keinen von solcher Bläße des Angesichtes, mit solch eingefallenen Wangen und tiefliegenden Augen; keinen mit jenem Gepräge der leiblichen Schwäche, das mir meine letzte, schwere Krankheit und die über meine damaligen Kräfte gehende Arbeit des Ruderns aufgedrückt hatte. Nachdem der Mann mich genau, und dabei dennoch so vorsichtig, daß vielleicht nur ich es bemerkte, ins Auge gefaßt hatte, wendete er sich von mir weg und fieng an, um einige der jüngeren, besser aussehenden Gefangenen

zu handeln. Die Preise, die man foderte, schienen ihm viel zu hoch; er fragte nach dem Kaufwerthe fast jedes Einzelnen, nur nicht nach dem meinigen, so wie nicht nach dem einiger Anderer, welche nächst mir wohl die Untauglichsten zur Arbeit waren. Endlich schien er sich nach langem Hin- und Herreden entschlossen zu haben, den gefoderten Werth für einen der noch übrigen stärkeren Sclaven zu bezahlen, aber, fügte er lachend hinzu, dann müßt ihr mir einen dieser Elenden da zur Zugabe machen, ich will versuchen ob ich, durch besseres Futter entweder einen Gartenknecht oder eine Speise für Raben und Hunde aus ihm herausmästen kann. Hiebei deutete er auf einen neben mir Stehenden hin, der noch immer von besserem Aussehen war, denn ich. Unser Corsar wollte von dieser unentgeldlichen Zugabe nichts wissen, er verlangte auch für den Andren noch eine kleine verhältnißmäßige Summe; der Käufer schüttelte den Kopf und sagte, indem er auf mich wies: nun so gebt mir da diesen, der sich vor Schwäche nicht auf den Beinen halten kann; es darf euch einerlei seyn, ob er heut oder morgen in meinem oder eurem Sclavenstalle stirbt. Nach geringem Bedenken ließ der Corsar sich willig finden, mich, zwar auch nicht ganz umsonst, wohl aber um zwei spanische Thaler, abzugeben, und mein Käufer führte seine lebende Waare mit sich hinweg.

Nach einem langen Gange durch die engen, schmutzigen Gassen, der meine Kräfte fast überstieg, kamen wir endlich bei einem ziemlich stattlich aussehenden Hause an, in dessen Hof man uns einließ. Hier fand ich, im Schatten einer Veranda meinen israelitischen Wohlthäter sitzend, der alsbald seinen türkischen Unterhändler sammt dem andern Sclaven entließ, mir dann freundlich meine Ketten abnahm und mich bei sich niedersitzen hieß auf dem weichen, be-

quemen Divan. Ihr seyd nun frei und mein lieber Gast, sagte er zu mir, und ich bin froh, daß mir eure Befreiung so bald gelang, denn hätten die Sclavenverkäufer nur etwas geahndet von eurem vormaligen Stand und Range, oder davon, daß ein für reich gehaltener Consul um euch handeln wolle, dann hätte, abgesehen von dem dazu nöthigen Gelde, eure Auslösung vielleicht Monate langen Aufschub erfahren, weil der Dey euch in seine Gefängnisse genommen und Alles versucht hätte, um die höchst mögliche Summe für die Auswechslung zu bekommen.

Zum ersten Male seit langer Zeit konnte ich im Hause meines freundlichen Wirthes meinen Hunger sättigen, und zwar mit Speisen und Getränken, wie ich, seit meiner Verurtheilung zum Galeerendienste, sie nicht mehr genossen. Ein kleines Zimmer, das an den Garten stieß, mit bequemer Lagerstätte, wurde mir angewiesen, und als ich am andern Tage die reinigende Pflege des Bades genossen und die neue orientalische Kleidung angelegt hatte, die mein Gastfreund mir darbieten ließ, da kannte ich kaum mich selber mehr. In solcher Ruhe und Pflege und bei dem Genusse der balsamischen freien Luft des Gartens, der mir zur vollen Benützung offen stund, hatte ich mich nach wenig Monaten so ganz wieder erholt, daß fast alle Spuren des Elendes, welches ich während der letzten Jahre erduldet hatte, verschwunden waren; ich sehnte mich zurück nach dem Vaterlande und nach einer mir angemessenen Thätigkeit. Mein großmüthiger Gastfreund versorgte mich reichlich mit Reisegeld; durch seine Bemühung gelang es mir auf einem neutralen italienischen Schiffe zuerst nach Sardinien, dann nach Livorno zu entkommen, obgleich die französische Flotte unter dem Admiral du Quesne das Bombardement von Algier bereits begonnen hatte, welches

nachmals den Dey in solche Furcht setzte, daß er alle französische Sclaven umsonst frei gab. Ich durfte froh seyn, daß ich schon früher, auf andrem Wege aus meinen Banden erlöst, nicht unter der Zahl dieser Freigegebenen war; denn meine Entlassung aus der Sclaverei der Türken hätte mich doch nur in die noch schlimmere der Galeerenbänke zurückgeführt; so aber war und blieb ich seitdem für Frankreich, das Land meines Unglückes wie meines Glückes, verschollen und verstorben.

Damals, als ich in Italien ankam, im angehenden Sommer des Jahres 1683, waren die Augen von ganz Europa auf eine Wetterwolke gerichtet, welche drohend, von Osten her, über die Länder der europäischen Christenheit aufstieg: auf die furchtbaren Kriegsheere, die aus der Türkei, geführt durch den Großvezier Kara Mustapha, gegen Oesterreich und seine Kaiserstadt heranzogen. Ich entschloß mich alsbald Kriegsdienste zu nehmen unter dem deutschen Heere, und alle meine Kraft, ja wenn es gälte, selbst mein Leben zum Kampf mit dem gemeinsamen Feinde dahin zu geben. Die Belagerung von Wien hatte bereits begonnen, als ich in den Kriegsdienst des kaiserlichen Heeres unter dem Feldmarschal Karl von Lothringen eintrat. Ich hatte mich als einen vormaligen Offizier des französischen Heeres zu erkennen gegeben, ohne jedoch meines früheren Standes ausführlicher zu gedenken, und obgleich man damals mit Recht gegen Frankreich Verdacht hegte, gelang es mir dennoch eine kleine Offiziersstelle unter einem neu angeworbenen Regiment zu empfangen, dessen Leute, außer der Uniform, nur wenig vom Wesen der Soldaten an sich trugen. Doch ich war hier auf meinem alten, mir wohlvertrauten Felde des Wirkens; es ergieng mir wie Einem, der etwa im Zitterspiele eine vor-

zügliche Fertigkeit erlangte, und der nun nach langer Entbehrung endlich ein solches Lieblingsinstrument, sey es auch noch so gebrechlich und mangelhaft, wieder in die Hände nimmt. Er entlockt ihm Töne, wie seine Hand sie gelernt; die Zuhörer werden aufmerksam, man merkt, daß der Spieler nicht ohne viele und lange Uebung war. An Gelegenheiten fehlte mir es nicht, meine alte Fertigkeit im Geschäft der Waffen, so wie jene furchtlose Entschlossenheit zu zeigen, die eine Gabe meiner Natur ist; ich hatte, wie vormals, Glück bei meinen Unternehmungen; man vertraute mir bald wichtigere Dinge an und fand niemals Ursache, dieses Vertrauen zu bereuen.

Ich darf nun kurz seyn mit dem übrigen Theil meiner Geschichte; Eines hatte ich in der Schule meiner Leiden gelernt: das ist jene Mäßigung, die sich im Glücke nicht erhebt, weil sie dasselbe nicht als ihr Werk und Eigenthum, sondern als ein geliehenes Gut aus andrer Hand betrachtet. Als ich am ruhmvollen Tage der glücklichen Entsetzung von Wien unter den Kämpfern des linken Flügels des christlichen Heeres keiner der Unthätigeren gewesen, und namentlich das Hinwegnehmen einer Batterie, welche die Janitscharen tapfer vertheidigten, vornämlich durch mich gelungen war, da wurde mir auch etwas von jenem Ruhme zu Theil, der dem ganzen Heere gebührte; der edle Feldmarschal selber stellte mich bald nachher dem Kaiser vor; ich diente wieder unter meinem früher geführten Namen und in einer Stellung, die meiner vorigen, unter dem französischen Heere, nicht viel nachstund. Ich hatte bald nachher, am 9. October, in der Schlacht bei Barkan, Gran gegenüber, Gelegenheit, meine Dankbarkeit durch die That zu zeigen; der Rest des türkischen Heeres wurde damals vollends aufgelöst, von 26,000 Ja-

nitscharen und Spahis retteten nur 3000 die Freiheit und das Leben, die übrigen fanden meist ihren Tod in den Fluthen der Donau oder geriethen in die Hände der Unsrigen. Unter den von meiner Hand Gefangenen war der tapfre Pascha von Silistria. Doch der Krieg mit seinen Arbeiten ruhete noch nicht; ich brauchte mich nicht vor den Gefahren des Müßigganges zu fürchten; das Schlachtfeld bei Mohacz am 16 August 1687 ward auch mir bald nachher ein Saatfeld, aus welchem für alle Länder der Christenheit die ersten Früchte einer bleibenderen Sicherheit und Ruhe aufgiengen. An der Seite des jugendlichen Prinzen Eugen, der zwar kaum die Hälfte meiner Jahre, dafür aber das Doppelte meiner Soldatengaben besitzt, war ich einer der Ersten, welcher über die Gräben des feindlichen Lagers vordrang, und mehr noch denn das Gelingen dieser That freute es mich, daß ich den tödtlichen Streich einer Feindeshand von dem jugendlichen Helden abzuwehren vermochte. Auch auf den Mauern von Belgrad war ich am 6. September 1688 einer der ersten, der dort sein Fähnlein aufsteckte; mich hatten die Kräfte jenes Panieres durchdrungen, unter welchem der Glaube beständig siegt. Ein Jahr nachher brachte mich ein heftiges Fieber in größere Lebensgefahr als die Schlachten mit den Türken. Auch diesmal stund ich an den Pforten des Todes; aber mit wie ganz andrem Gefühle der Ruhe blickte ich in seine dunkle Tiefe hinab, als vormals in der Nacht des Kampfes mit der Verzweiflung und dem Entsetzen, die ich im Bagno zu Toulon erlebte. Die Aerzte haben mir, seit meiner Wiedergenesung eine Reise gerathen; ich nahm auf einige Monate Urlaub und bin nun, sobald die Aufträge besorgt seyn werden, die man mir von Wien aus an ein süddeutsches

Fürstenhaus mittheilte, im Begriff nach meinem Regimente zurückzukehren.

Ich habe Sie lange bei der Geschichte eines armen Kriegsmannes aufgehalten, der aus allen seinen Waffenthaten und Siegen zuletzt doch das davongetragen, daß er, von den innern wie den äußern Sclavenketten erlöst, nun als ein Freigelassener einhergehet.

Ihr habt uns reichlich, sprach der Ritter Conrad, mit Euch die Freuden Eures Sieges und Eurer Erlösung aus den Banden schmecken lassen; Gott vergelte Euch die Gabe dieser Herzstärkung.

Mein Herr, sprach der Arzt, ich bin jetzt Tage lang mit Euch gereist und ich wußte nicht, daß Ihr diese Gabe, womit Ihr heute uns erquicktet, bei Euch trüget; ich schäme mich nur, daß ich Euch so viele Stunden mit dem Bilderkram meiner Reiseabentheuer verschwatzt und weggenommen habe.

Nennt Eure anmuthigen Erzählungen von dem, was Ihr zu Wasser und zu Lande erfahren, nicht so, mein Freund, antwortete der Oberst; das, was meine Aerzte mir als Nachkur empfohlen hatten: Erheiterung und Vergnügen, habe ich in den Tagen unsres Zusammenseyns durch Euch in reichlicherem Maaße genossen denn auf meiner ganzen bisherigen Erholungsreise und ich vereine meine Bitte mit der unsres guten Meister Pähler, daß Ihr, wenn unser edler Wirth es erlaubt, uns Einiges aus Eurer Geschichte erzählen möget. Ich halte dafür, daß gerade auf die rauhen Töne der kriegerischen Instrumente, die ich so eben vernehmen ließ, Eure Musik der Flöten und Schallmeyen, denn so erscheinen mir Eure Lebensführungen, im Vergleich mit den meinigen, sehr wohllautend ertönen werde.

Ritter Conrad legte zu den Bitten der beiden Andern auch noch die seinigen in die Wagschaale und der Arzt, der Aufforderung gerne folgend, erzählte seine Geschichte.

Geschichte des Martin Reiser.

Mein Name ist Martin Reiser; ich bin noch vor der Mitte dieses Jahrhunderts in einem Dorfe nicht gar ferne von der holländischen Gränze geboren und lebe seit etlichen Jahren zu Cöln am Rhein als practischer Arzt. Auch mein Vater war Arzt, in einem holländischen Regimente; er hatte meine Mutter, die Tochter eines bemittelten Landmannes lieb gewonnen und sich, als er schon nahe an seinem fünfzigsten Lebensjahre stund, mit ihr vermählt; ich war das einzige Kind dieser Ehe. Meine Eltern waren vor allem glücklich durch ihre Liebe des Einen zum Andern und zu mir, ihrem Kinde. Mein Vater war ein vielgereister Mann; er hatte als Schiffsarzt wenigstens die Küstenstädte mehrerer Länder von Europa, auch von Asien und Afrika besucht und gesehen; unser Haus war voll von allerhand Seltenheiten des Landes und des Meeres, die er mit sich von seinen Reisen gebracht hatte. Wenn er zuweilen mich als Kind auf seinen Knieen hielt oder neben sich sitzen hatte, da erzählte er mir, und auch die Mutter hörte dann aufmerksam zu, allerhand schöne Geschichten von fremden Ländern und Menschen, von klugen Affen und Elephanten, von Vögeln mit buntem Gefieder und kostbaren Steinen; er erzählte, welche Beschwerden und Gefahren er im stürmischen Meere so wie zu Land unter wilden Thieren und Menschen bestanden; zugleich aber auch, welche Vergnü-

gungen und Freuden er genossen; wie lieblich schmeckend die Früchte, wie duftend und schön die Blumen jener fernen Länder sind. Ich konnte nicht satt werden, diesen Geschichten zuzuhören, sie entzündeten schon in frühester Kindheit in mir jene Wanderlust, jenen unwiderstehlichen Trieb, die Welt und ihre Merkwürdigkeiten zu sehen, wodurch ich meiner guten Mutter vieles Herzeleid, mir selber manche Beschwerde, freilich aber auch noch vielmehr Genuß und Freude bereitet habe.

Das Glück unsrer kleinen Familie dauerte nur wenige Jahre. Mein Vater, der, wegen seiner früher geleisteten Dienste, eine ansehnliche Pension genoß, wurde unerwarteter Weise einberufen zu seinem Regiment; er sollte mit diesem auf einem schon bereit stehenden Schiffe nach Ostindien gehen. Vergebens erinnerte derselbe an sein schon vorgerücktes Alter, an seine schon seit längerer Zeit beendigte, mühsame Dienstzeit; seine Vorstellungen konnten bei dem gegenwärtigen Mangel an tauglichen Aerzten keine Berücksichtigung finden, nur das eine erhielt er, daß man ihm zusicherte, daß er schon nach etlichen Jahren durch einen jüngeren Arzt abgelöst und dann für seine neuerdings geleisteten Dienste reichlich belohnt werden sollte.

Der Abschied von einem solchen Vater war schwer. Ich stund damals erst in meinem sechsten Lebensjahre, dennoch begriff ich, was solche Trennung bedeute; die Thränenströme meiner guten Mutter weckten auch meine Thränen; ich hieng an dem Halse des Vaters und meinte, ich wollte so ihn festhalten, daß er nicht von uns gienge. Aber er machte, mit zärtlich besorgter Anstrengung und mit Thränen in den Augen, sich los aus meinen kleinen Armen, bald saß er zu Pferde, ich lief laut weinend ihm nach; er gab seinem Pferde die Sporen und hinter dem

großen Damme, um den sein Weg gieng, verlor ich ihn aus den Augen. Ich kam weinend nach Hause zu meiner Mutter, sie drückte mich an sich; vor Schmerz konnte sie nicht sprechen; ich entschlief, denn bei Kindern stellt sich gar bald als Heilmittel des inwendigen wie auswendigen Wehes der Schlaf ein; die Mutter brachte mich auf mein Lager. Als ich erwachte, war ich so ziemlich über meinen Verlust getröstet; mein guter Vater hatte mir vor seinem Abschied noch alle die schönen bunten Schnecken und Muscheln des Ostindischen Meeres und manche andre Seltenheiten, die bisher in Glasschränken verschlossen, nur selten in meine Hand gekommen waren, herausgegeben zum Spielzeug; ich wunderte mich sehr, daß meine gute Mutter noch immer so weine. „Der Vater hat ja gesagt, daß er recht bald wiederkommt und uns schöne Sachen mitbringt; du darfst nun nicht mehr weinen", sprach ich tröstend zu ihr, und für die arme Frau, die ihren Mann nie mehr auf Erden wieder gesehen hat, mag wirklich in meinem kindisch tröstenden Geschwätz und in meinen Liebkosungen eine Kraft gelegen seyn, welche damals ihre heftig erschütterte Natur aufrecht erhielt.

Es war jetzt ohne Aufhören die Rede von dem Vater und wo wohl derselbe eben seyn möge. Ich hörte davon sprechen, daß sich bei Nimwegen die Regimenter, die für die Fahrt nach den auswärtigen Besitzungen bestimmt waren, versammelt hätten und daß Nimwegen nicht so gar fern von uns sey. Einige Tage nach der Abreise des Vaters, da es unter den Meinigen schon wieder zu gleichgültigeren Gesprächen kam, erblickte die Mutter ein kleines Psalmbuch, von welchem sie wußte, daß ihr Mann auf allen seinen früheren Reisen es bei sich geführt und daß er auch dießmal es nur in der Bewegung des Ab-

schiedes vergessen habe. Sie bemerkte noch andre Dinge, freilich meist nur Kleinigkeiten, an die der gute Mann gewöhnt war und die er gegen seinen Willen zurückgelassen hatte, und in ihrer übergroßen Zärtlichkeit sagte sie: ach wüßte ich doch Jemand, der meinem guten Manne das nachtrüge. Da erbot ich mich selber, in kindischer Unerfahrenheit, ich wolle dem Vater nach Nimwegen nachlaufen und ihm Alles bringen. Die Mutter lächelte, mit Thränen der Liebe im Auge: „mein Martinchen, sagte sie, dazu gehört ein stärkerer Bote denn du bist". Ich bat wieder und immer wieder, sie solle mich gehen lassen; sie aber wies, bald scherzend bald ernsthafter meine Bitte, als den Einfall eines Kindes, von sich.

Wenn du, so dachte ich, denn ich meinte, Nimwegen läge gleich hinter dem großen Damme, bis in dessen Nähe ich neulich meinem lieben Vater nachgelaufen war, einmal recht früh am Morgen, wenn die Mutter noch schläft, aufstündest, und recht schnell liefest, könntest du all diese Sachen deinem Vater bringen, und wenn dann die Mutter herunter aus der Kammer käme, wärest du wieder da und sagtest: Mutter, ich bin bei dem Vater gewesen und er läßt dir melden, daß er recht bald wiederkommen und dir schöne Sachen mitbringen will.

Dieser kindische Einfall hatte mich mit solcher Lebhaftigkeit erfaßt, daß ich wirklich an seine Ausführung dachte und dabei mit einer List und Vorsicht zu Werke ging, die bei solchem Alter wohl nur selten mag gefunden werden. Meine Mutter war am Nachmittag zu ihren Eltern gegangen, ich sollte mit ihr gehen, ich konnte mich aber von meinen schönen Indianischen Muscheln nicht trennen; kaum hatte sie den Rücken gewendet, da suchte ich in Eile die Gegenstände, die mein Vater haben sollte, zu-

sammen, packte sie sämmtlich in ein Säcklein, das ich in meines Vaters Muschelnsammlung gefunden und versteckte dasselbe auf der Hausflur, hinter einem Schranke. Als am Abend meine Mutter nach dem kleinen Lieblings-Psalmbuch des Vaters suchte, das auch ihr eben deßhalb sehr lieb war, und dasselbe nicht fand, klopfte mir das Herz, ich fürchtete, sie würde mich darum fragen, und dann hätte ich ja Alles müssen sagen, denn ich war gegen meine lieben Eltern immer ein sehr offnes Kind, das nicht mit Lügen umgieng, sie stund jedoch selber für heute von ihrem Suchen ab und fragte mich nicht.

In der Nacht konnte ich nur sehr wenig schlafen, ich meinte immer, der Morgen sey schon da, und als dieser nun endlich dämmerte, da nahm ich ganz leise meine Kleider hinweg, schlich mich durch die offne Kammerthüre ins Wohnzimmer und aus diesem auf die Hausflur, kleidete mich an, nahm meine Reisesächlein und ein kleines spanisches Rohr meines Vaters und als es mir endlich gelungen war, den hölzernen Riegel von der Hinterthüre des Hauses, die nach dem Hof und Garten hinausführte, zu öffnen, da lief ich, so schnell ich konnte, auf dem Wege hin, auf dem ich meinen Vater hatte fortreiten sehen. Ich war endlich an den großen Damm gekommen und bald auch um denselben herum, aber ich konnte Nimwegen nicht sehen, so scharf ich auch hinschaute. Endlich, da ich noch etwas weiter gegangen und über das nächste Buschwerk hinausgekommen war, sahe ich einen Thurm und etliche Häuser. Was konnte das, nach meiner Meinung, anders seyn als Nimwegen. Es war nicht weit, ich kam bald hin; vor einem der Bauernhäuser, deren Läden und Thüren meist geschlossen waren, weil es noch frühe war, sahe ich einen etwa zwölfjährigen Bauernkna-

ben, der so eben seine Pferde an einen Wagen gespannt hatte und nun aufsitzen wollte. Ich fragte diesen, wo das Lager sey, in dem sich mein Vater fände; er sahe mich verwundert an und da er endlich durch seine Gegenfragen herausgebracht, was ich eigentlich wolle, lachte er laut auf und sagte, da hast du noch weithin, das ist nicht Nimwegen, sondern nur ein Dorf; in Nimwegen bin ich selber noch nicht gewesen, aber ich fahre an einen Ort, der an der Straße dahin liegt und wenn du willst, kannst du aufsitzen und ein großes Stück Weges mit mir fahren.

Wir waren eben beide noch ein Paar unverständige Kinder, denn ich halte dafür, daß der Bauernknabe, wenn er nur ein wenig mehr Verstand gehabt hätte als ich, mich nicht würde mitgenommen, sondern Anstalt getroffen haben, daß mich jemand zu meiner Mutter geführt hätte. So aber lud er mich ohne Bedenken ein, mit ihm zu fahren und ich nahm sein Anerbieten ohne Bedenken an. Er gab seinen Pferden die Peitsche und wir waren rasch, ohne daß jemand im Dorfe uns sahe, hinaus auf die Landstraße. Mir war das Fahren noch ziemlich neu, denn ich war bisher etwa nur auf dem Heu= oder Kornwagen meiner Großeltern, und dieses meist nur sehr langsam gefahren; wenn deshalb der Bauernbube seinen munteren, starken Gäulen nur ein wenig die Peitsche zeigte und sie liefen in vollem Rennen auf der weiten Ebene hin, da lachte ich laut vor Vergnügen und mein Begleiter lachte dann mit mir; ich schwatzte ihm allerhand von meines Vaters vielen Reisen und von den schönen Sachen vor, die ich zu Hause habe, er horchte mir mit gutmüthiger Verwunderung zu.

Während ich so in unerwarteter Schnelle vom Hause

meiner Mutter mich entfernte, fieng diese erst an zu bemerken, daß ich fehle. Es war so eben in den längsten Tagen des Sommers, zur Zeit der Heuärnte, wo die Nacht gewöhnlich früher zu Ende geht als der Schlaf der Menschen; die gute Mutter mochte wohl noch einige Zeit nach meinem Weglaufen geschlummert haben, da hörte sie, daß die Hühner auf der Hausflur waren; sie stund schleunig auf und ohne, wie dies sonst ihre tägliche Gewohnheit war, erst nach mir zu sehen, eilte sie hinaus ins Wohnzimmer. Da sahe sie zu ihrem Schrecken, daß die Thüre von diesem nur angelehnt war, die Hinterthüre des Hauses aber, die nach dem Hof und Garten führte, ganz offen stund; ihr erster Gedanke war an Diebe; sie weckte eilig die Magd und die beiden Knechte, rief dann auch noch zu diesen den Knecht meiner Großeltern, durchsuchte außer der Schlafkammer alle Winkel des Hauses und Stalles, sie fand jedoch keine Spuren von Dieben, auch fehlte im ganzen Hause nichts von alle dem, wonach sonst die Diebe gehen; Schränke, Kisten und Kasten stunden unberührt. Sie lief dann zu ihren Eltern und erzählte denen die Sache, auch sie fanden es unbegreiflich wie die Hinterthüre, die ja von innen verriegelt war, könne aufgegangen seyn, ohne daß Jemand, der im Hause selber die Nacht hindurch versteckt gewesen, sie geöffnet habe.

Endlich kam die gute Mutter wieder, die Milchsuppe war bereit, sie gieng hinein in die Kammer, um zu sehen, ob ich noch nicht wach sey? da bemerkte sie zu ihrem Schrecken, daß nicht blos meine Kleidung, sondern auch ich selber fehle, und noch immer voll Gedanken an Diebe, rief sie laut aus: man hat mir mein Liebstes in der Welt, man hat mir mein Kind gestohlen. Ihre Eltern aber,

die alsbald hinzukamen, redeten ihr den Gedanken aus, denn, sagten sie, wer wird denn ein Kind stehlen. Die Großmutter war auch bald klug genug, auf den wahren Hergang der Sache zu rathen, denn sie hatte mein kindisches Geschwätz gegen die Mutter: daß ich meinem Vater etwas ins Lager nachtragen möchte, mehrmalen mit angehört und obgleich der Großvater es nicht glauben wollte, daß ein so kleiner Bube wie ich den Einfall haben könne, bis nach Nimwegen zu laufen, so gab doch dieses den Ausschlag für die großmütterliche Meinung, daß man, bei genauerem Nachforschen alle die Kleinigkeiten wirklich vermißte, die, wie ich dies mehrmalen aus dem Munde der Mutter vernommen, mein Vater vergessen hatte. Man sendete denn alsbald Boten auf alle Wege aus, denn daß ich gerade den rechten nach Nimwegen getroffen, konnte man nicht wissen, wohl aber durfte man voraussetzen, daß ein so zartes, des Gehens noch ungewohntes Kind in der Zeit von ein oder etlichen Stunden noch nicht weit gekommen seyn könne und daß man mich deshalb gar bald wieder einholen werde. Als jedoch alle diese Boten, die gehenden wie selbst die reitenden zurückgekehrt waren, ohne mich mitzubringen, da gerieth meine arme Mutter in große Angst; sie meinte, ich sey ins Wasser gefallen oder sonst ein Unglück mir begegnet, und in dieser Angst mußte die gute Frau mehrere Tage, ja auch nachher, bis sie mich endlich wieder hatte, noch mehrere Monate in vieler Sorge bleiben.

Ich hatte indessen in meinem kindischen Unverstand keine Anwandlung von Sorge gefühlt. Zwar fragte ich von Zeit zu Zeit meinen Gefährten, wenn wir wieder an eine Ortschaft kamen, ob dies Nimwegen sey? aber der schüttelte immer den Kopf und sagte: dahin ists noch gar weit,

weit, wie weit es aber eigentlich sey? das schien er selber nicht zu wissen und ich meinte, wenn ich immer so schnell fortführe, könne es doch nicht mehr sehr lange dauern bis ich zum Lager hin käme. Ueberdies gefiel es mir ja so wohl in unserm Wagen; draußen war schönes, warmes Wetter und die Lerchen sangen in den Kornfeldern.

Am Mittag hielt unser Fuhrwerk in einem Marktflecken an; mein Begleiter fütterte seine Pferde. Mich hungerte nun sehr, ich hatte mir in das Reisesäcklein von meinem gestrigen Abendessen ein Stücklein Brod und etwas Kuchen gesteckt, den mir meine Mutter gegeben. Das Brod aß ich, den Kuchen aber hatte ich für meinen Vater mitgenommen, um ihn dem zu schenken, den aß ich nicht, habe ihn auch am andern Tage nicht gegessen, so sehr mich damals hungerte und so gut er mir roch, sondern er ist, da ich immer nach meinem Vater suchte und ihn nicht fand, zuletzt ganz zerbröckelt.

Während wir hielten, sahe ich viele Soldaten, die eben solche Röcke trugen wie mein Vater einen hatte. Sie waren auch gefahren und hatten noch mehrere Wägen mit Gepäcke bei sich. Ich sagte dem einen von ihnen, mein Vater sey auch unter den Soldaten und im Lager bei Nimwegen und ich wolle dorthin, um ihm die Sachen zu bringen, die er zu Hause vergessen. Der Soldat fragte mich, wie mein Vater hieße; ich sagte Martin, denn ich hatte weder mich noch meinen Vater jemals bei einem andern Namen nennen hören als bei unsrem gemeinschaftlichen Vornamen. Der Soldat lachte und sagte, Martin heißen freilich Viele, da du aber ein Soldatenkind bist, will ich dich mitnehmen nach Nimwegen, daß du deinen Vater noch einmal siehst, denn übermorgen ge-

hen wir zu Wasser, dann kommt dein Vater nicht so bald wieder zu Haus.

Ich halte dafür, daß an dem muthwilligen Einfall des Soldaten der halbe Brantweinrausch, in welchem er sich befand, den meisten Antheil hatte. Denn er und seine Cameraden ließen es sich überall, wohin wir kamen, sehr wohl schmecken. Auf dem Wasser, so schrieen sie, giebt es keine Schenken; da können wir nicht trinken, wenn und wie viel wir wollen, darum laßt uns noch einmal auf dem Lande lustig seyn.

Als wieder eingespannt war, setzte mich mein Soldat auf einen Wagen, mitten unter das Gepäck hinein; ein älterer Soldat sahe es und fragte ihn, was er da thäte? wollte auch nicht einwilligen, daß man mich mitnähme, sondern rieth, daß man mich zu meinen Eltern brächte. Als man mich aber fragte, woher ich sey und ich konnte weder mein Dorf noch meine Gegend nennen, sondern sagte nur, indem ich dies meinem Bauernbuben nachsprach und dabei mir selber etwas auf meine große Reise einbildete, daß mein Ort weit, sehr weit und daß ich gar schnell und viel gefahren sey, gab der ältere Soldat, der zugleich der vernünftigere war, dem jüngeren nach, und meinte auch, es sey besser, man nähme mich mit ins Lager, wo ich meinen Vater wohl finden und wo dieser weiter für mich sorgen werde, als daß man mich hier auf der Straße ließe. So ließ mir der liebe Gott den ersten Streich meiner großen Wanderlust gelingen, damit ich schon jetzt die Bitterkeiten des unruhigen Herumziehens in der weiten Welt und unter fremden Leuten recht kennen lernen und ein gründliches Verlangen bekommen möge mitten in der Unruhe nach der Ruhe, mitten in der Fremde nach der Heimath, welche selbst als niederes,

irdisches Abbild die Züge einer höheren, unwandelbareren Bleibstätte in sich trägt.

Der Abend war gekommen, ich fieng an mitten unter den schreienden, jauchzenden und singenden Soldaten mich zu fürchten und jetzt wäre ich schon lieber daheim bei meiner Mutter gewesen als auf den Tornisterwagen. Endlich wurde gehalten, eine alte, gutmüthige Wirthin, da sie hörte, ich sey ein Soldatenkind, niemand wisse aber woher? gab mir zu essen und fragte mich Vieles, ohne aus meinen Antworten klug werden zu können; zuletzt legte ich mich mit auf die gemeinsame Streu und schlief sehr fest ein. Am Morgen weckte mich dennoch der Larmen und das Wegnehmen eines Tornisters, auf dem mein Kopf lag, noch zeitig genug auf, um bei dem Abmarsche zu seyn. Mein Soldat hatte seinen gestrigen Rausch zum großen Theil ausgeschlafen, ich meine nicht, daß er heute mich zum Mitfahren würde aufgefordert haben, da ich aber selber wieder an den Wagen kam und hinauf verlangte, hob er mich dennoch wieder an meinen gestrigen Sitz unter das Gepäck und sagte: nun so fahre meinetwegen mit.

Wir hatten heute noch lange zu reisen bis wir in das Lager bei Nimwegen kamen; die Mittagszeit war schon vorbei und mich hungerte sehr, denn es hatte mir noch niemand einen Bissen zu essen gegeben und ich war nicht gewohnt, von fremden Leuten etwas zu fodern. Endlich waren wir an Ort und Stelle; der Soldat hob mich herunter vom Wagen und sagte mir, nun geh' und suche deinen Vater. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, sondern machte mich alsbald unter das Gedränge hinein. Da brannten die Feuer; in den Pfannen und Kesseln briet und kochte es, auf den Schenktischen der Marketender gab es Gebackenes und Gesottenes, so

wie Getränke von allen Farben; mir dröhnten die Ohren von dem Getös und Geschrei und von der Musik, die man in den großen Zelten und auf freien Plätzen hörte; eine Zeit lang stund ich, als ich recht in die Mitte des Getümmels kam, ganz verduzt stille, dann aber fragte ich Jeden, der mich anhören wollte, wo mein Vater sey? Wenn mich aber die Leute wieder fragten, wie mein Vater hieße und ich ihnen nichts sagen konnte als seinen Vornamen Martin, oder höchstens, daß er der große Martin heiße, (denn so nannte ihn zuweilen meine Mutter zum Unterschied von mir, dem kleinen Martin), da schüttelten Alle den Kopf und sprachen: den mußt du dir selber aufsuchen.

Mein Hunger war groß, er ließ mich nicht vor einem Tische vorbeikommen, von welchem frisch gebratene Würste mir ganz lieblich in die Nase dufteten; ich blieb dabei stehen und sahe immer, ganz sehnsüchtig nach der Schüssel hin. Da bemerkte mich ein Offizier, der gleich daneben in einem Zelte saß. Kleiner, sagte er, möchtest du gern eine solche Bratwurst haben? Ich nickte begierig und er befahl der Marketenderin, mir Brod und Wurst zu reichen. Mein guter Appetit schien ihn zu belustigen; er fragte mich, was ich hier im Lager wolle; ich erzählte ihm Alles, was ich zu erzählen wußte, zeigte ihm auch die Sachen, die ich meinem Vater nachbringen wollte. „Gutes Büblein, sagte er, du dauerst mich; ich habe gerade auch so einen Kleinen zu Hause lassen müssen, wie du bist, wenn du aber nicht einmal den Zunamen deines Vaters weißt, wie sollen wir ihn finden unter so vielen Leuten?" Er gab mir indeß doch einen Soldaten mit, der mich überall im Lager herumführen und mir besonders so viel als möglich alle Offiziere und Unteroffiziere zeigen

sollte, denn aus meinen Erzählungen, wie selbst aus meiner Kleidung hatte der gute Mann erkannt, daß ich wohl nicht das Kind eines gemeinen Soldaten seyn könne; was aber mein Vater eigentlich sey, das gieng nicht aus meinen Beschreibungen und unvollständigen Berichten hervor.

Ich lief jetzt in Begleitung des Soldaten weit und breit im Lager umher und ich zweifle doch nicht, daß ich, so schwer das schien, wirklich meinen Vater würde aufgefunden haben, wenn derselbe gerade damals im Lager gewesen wäre. Wie ich aber viele Jahre nachher, als ich endlich fern über Land und Meer ihn auffand, von ihm selber erfuhr, war er eben an jenem Nachmittage bis an den Abend in der Stadt bei einem Kranken gewesen, der durch einen der Mitoffiziere von seiner ärztlichen Geschicklichkeit gehört und um seinen Besuch gebeten hatte. Dem Soldaten wurde das Herumsuchen zuletzt auch zu lang, er beredete mich, mit ihm umzukehren zum Zelt seines Offizieres und da er mich weinen sahe, aus Sehnsucht nach meinem Vater, suchte er mich mit falschem Troste zu beruhigen, indem er mir vorspiegelte, daß ich wohl am nächsten Morgen meinen Vater finden werde. Als ich wieder ganz traurig zum Zelt des Offiziers kam und sein Bedienter diesem Bericht erstattete über all unsre langen, vergeblichen Nachsuchungen, zuckte der gute Herr die Achseln, befahl dann dem Bedienten, mir zu essen zu geben, so viel ich begehre, und ging hierauf in ein andres Zelt zu einem Spieltisch der Offiziere, so daß ich ihn nicht mehr zu sehen bekam.

Wie wenig tief sitzen doch die Sorgen und der Kummer in dem Herzen eines kleinen, leichtsinnigen Kindes. Als ich jetzt mit dem Soldatenbedienten mich an dem Ueberfluß, den sein Herr zum Abendbrod uns gelassen, nach

Herzenslust satt gegessen, und der Soldat mir auch noch ein wenig Getränk eingenöthigt hatte, das sehr süß schmeckte, dabei aber so stark war, daß ich darauf husten mußte (wahrscheinlich war es ein Branntwein), da ward ich so vergnügt und guter Dinge, daß ich weder an meinen Vater noch an meine Mutter dachte. Ich gieng hin zu einem Tanzplatz, hörte und sahe da der Musik und dem Tanze zu, wurde aber bald so schläfrig, daß ich mich hinter den Zelten, nahe bei einem Wachtfeuer, auf den Boden legte; mein Reisesäcklein diente mir zum Kopfkissen; in wenigen Minuten sahe und hörte ich nicht mehr, was um mich vorgieng, sondern war hart und fest eingeschlafen.

Ich hatte, wahrscheinlich in Folge des geistigen Getränkes, das mir der Soldat gab, so lange geschlafen, daß mich erst die heiße Sonne aufweckte, die mir ins Gesicht brannte. Als ich aufstund, wie hatte sich da Alles so sehr verändert! Die Wachtfeuer waren längst ausgeloschen, die Zelte abgebrochen; kein einziger Soldat war weit und breit umher zu sehen; das gewesene Lager glich nun einer Stätte der Verwüstung. Als ich so, unruhig und voll Angst über die von den Feuern verbrannte und von Menschen und Thieren niedergetretene Haide hinlief, da sahe ich ein schwarzbraunes, arm und dabei seltsam gekleidetes Gesindel: Männer, Frauen und Kinder, welche überall auf dem Lagerplatz herumspürten, um da allerhand von den Soldaten Verlorenes und Zurückgelassenes aufzufinden. Wenn eines der Kinder ein verlorenes Taschenmesser und sonst etwas der Art, oder auch nur ein Stück Brod und einen noch nicht ganz abgenagten Knochen gefunden hatte, da erhub es ein wildes Freudengeschrei, und öfters suchten die andern Kinder ihm seinen Fund

wieder zu entreißen, wobei es dann zu Raufereien und Schlägen kam, bis die Alten die Händel schlichteten.

Die Leute, die ich da sahe, waren Zigeuner; ich hatte noch niemals vorher solches Volk gesehen, mir war es gar unheimlich unter ihnen zu Muthe, doch fragte ich sie, wo denn die Soldaten mit ihren Zelten hingegangen wären? „Die sind alle auf dem Rheine hinabgefahren nach dem Meere," antwortete mir ein altes, runzliches Weib. Ich fieng an zu weinen, die Alte tröstete mich und sagte: „du kannst ja bei uns bleiben; sollst zu essen haben wie bei Vater und Mutter, und wenn du nicht bleiben magst, bringen wir dich schon einmal wieder zu Mütterchen nach Hause." Freilich wollten diese Trostworte keinesweges bei mir Eingang finden, denn mich verlangte nur nach meinem Vater und der war hinabgefahren auf dem Rheine, oder nach meiner Mutter, die war weit von mir weg. Ohne der Alten zu antworten, wollte ich davon laufen, aber so war es nicht der Wille der Zigeuner, mir eilte alsbald eine von den jüngeren Frauen nach, packte mich bei dem Arm, indem sie mich zugleich gar unsanft kneifte und zog mich zu ihrer Bande zurück. „Davonlaufen darfst du uns nicht, sagte sehr gebieterisch die Alte, sonst wirst du Nägel und Finger fühlen," ein bildlicher Ausdruck, den ich während meines Aufenthaltes unter den Zigeunern gar gut verstehen lernte.

Was half mirs nun, daß ich mich auf den Boden setzte und weinte; die Alten achteten nicht darauf und die Kinder grinzten mich höhnisch an und spotteten über mich in einer Sprache, davon ich kaum einzelne Worte verstund. Nur ein kleines Mägdlein, das zwar auch so schwarzbraun aussahe, wie die andren Kinder, aber keine solchen wild-blickenden schwarzen Augen, keine solchen straff niederhän-

gende schwarze Haare, sondern andre Gesichtszüge als jene, und blaue Augen hatte, verhöhnte mich nicht, sondern es weinte mit mir, wenn ich weinte, sprach auch gerade so wie ich, so daß ich von dem Kinde jedes Wort verstund.

Meine Zigeunerbande, als sie die Gegend, wo das Lager gestanden, nach allen vier Winden hin durchsucht, auch hie und da den Sandboden durchwühlt und auf solche Art Vieles aufgefunden hatte, das die Soldaten verloren und zurückgelassen, brach endlich auf. Die Frauen nahmen mich in die Mitte, damit ich ihnen nicht entliefe, und wir zogen weithin über die öde Haide, durch Busch und durch Dorn, durch Wald und Feld; das kleine Mägdlein, das heute Morgen über mich geweint hatte, wurde getragen, ich hätte mich gern auch tragen lassen, denn ich war sehr müde von diesem Herumlaufen, wenn ich aber meine Müdigkeit klagte und weinen wollte, da kneipte mich das Weib, das mich heute früh gehascht hatte, mit ihren Fingern, an denen gar große Nägel waren, so hart in die Arme, daß ich schreien mußte, dennoch aber das Weinen an mich hielt, weil sonst das Kneipen nur viel ärger wurde. So kamen wir gegen Abend mitten im Dickich an einen Sumpf, durch den die Alten wie die Jungen so geschickt hindurchwadeten, als wären sie Wasserhühner; ich wäre wohl stecken geblieben, wenn mich nicht ein junger Bursche auf Befehl der Alten angepackt und auf seine Schultern geworfen hätte wie einen Sack. Der Sumpf war endlich durchwadet; wir kamen wieder an eine trockne Stelle, die auf der einen Seite gegen den Sumpf hin, von Wachholdergebüschen auf der andren von Felsenwänden umschlossen war, welche so aussahen, als wären sie vormals ein Steinbruch gewesen, denn es lagen noch einzelne, halb bearbeitete Quaderstücke herum. Hier wurde ein Feuer ange-

macht und ich durfte mich niedersetzen und ausruhen, während die Zigeunerkinder um das Feuer her Sprünge machten wie die Affen, auch zum Theil, als hätten sie das Wasserpatschen noch nicht satt, wieder in den Sumpf hineinsprangen und darinnen herumplätscherten. Was sie da drinnen machten, das sahe ich nun auch; sie fiengen sich Frösche und Unken, die sie in Stücke rissen und gleich so roh verzehrten. Vor diesem Abendbrod der Kinder graute mir sehr, mit den Alten hätte ich aber auch nicht essen mögen, denn diese brieten sich einen Hund, der heute Nachmittags uns zugelaufen war, und den sie, nachdem sie ihn geschickt an sich gelockt, erschlagen hatten. Ich durfte indeß doch keinen Hunger leiden, denn für mich und das kleine Mägdlein, von dem ich vorhin sprach, wurden Erbsen gekocht, die wir, obwohl sie noch sehr hart waren, gerne aßen.

Als ich satt war, wollte ich mich niederlegen; aber die Alte ergriff mich bei der Hand und führte mich hin in die Nähe des Feuers, wo sie mir alle meine Kleider und auch mein Hemdlein auszog. Ich schrie laut auf vor Entsetzen, denn mein Vater hatte mir erzählt, daß es wilde Menschen gäbe, welche andre Menschen am Feuer brieten und auffräßen, und ich meinte nicht anders, als jetzt solle es mir auch ans Leben gehen; man werde mich jetzt auch braten und verzehren, wie vorhin den Hund. Als ich so laut schriee, gab mir die Alte einen gar unsanften Ruck am Arm, so daß mir der Schmerz bis hinauf in die Schultern fuhr; das Weib mit den scharfen Fingern stund auch schon in der Nähe und die beiden schrieen mich an: schweig, Junge, man will dich ja nur waschen und kämmen, und dir schönes Gewand geben, dann darfst du wieder schlafen wie ein Dachs.

Mit dem „Waschen" wurde denn auch sogleich der Anfang gemacht; die Alte schmierte mich vom Gesicht bis zu den Fußsohlen mit einem schwarzbraunen Safte ein, der mich da, wo mich die scharfen Nägel der Zigeunerin wund gekneipt hatten, sowie am Augenliede, an das ein Tröpflein gekommen war, gar schmerzlich brannte, dann fuhr man mir mit einem alten, häßlich aussehenden Kamme durch meine Haare, um sie glatt zu streichen und schmierte sie mir mit einem schwarzfarbigen Fette ein, das gar übel roch. Man kleidete mich jetzt wieder an, aber nicht mehr mit meinen Kleidchen, die ich von meiner Mutter mitgebracht hatte, sondern mit einem schwarzblauen, mit manchem bunten Lappen geflickten Kittelchen, von demselben Zuschnitt wie die Zigeunerkinder ihn trugen.

Während man so mich wusch und anzog, hatten die kleinen Zigeunerlein meinen Reisesack aufgemacht und Alles was darinnen war, herumgestreut. Den ganzen Tag hatte ich ihn sorgfältig unter meinen Armen getragen, auch mein spanisches Rohr hatte ich immer in der Hand behalten, jetzt sahe ich, daß einer der nußbraunen Buben, der wildeste von allen, mit meinem Stocke herumsprang und allerhand Luftstreiche damit machte. Ich lief ihm nach und wollte ihm den Stock wieder nehmen, er aber lief davon und äffte mich mit lautem Lachen. Ich klagte meine Noth der Alten, diese aber sagte: „Tiras," so nannte man den Buben," ist unsers Hauptmanns Sohn; er behält, was er hat, und ich leih dir morgen ein Messerlein, da schneidest du dir einen andern Stab." Mit meinen übrigen Geräthschaften ergieng mirs auch nicht viel anders; die Bröcklein des Kuchens, den ich meinem Vater bringen wollte, hatten die Kinder aufgegessen, von den andern Sachen hatten sich die Alten genommen was ihnen an-

stund, nur das Psalmbüchlein und eine alte Brieftasche, die mein Vater früher auf mancher Reise bei sich führte, hatten sie mir gelassen, die ich beide sorgfältig wieder in mein Leinwandsäcklein steckte.

Ich setzte mich jetzt wieder zu dem kleinen Mägdlein, mit dem ich vorhin gegessen hatte. Das gute Kind, so müde es seyn mochte, war noch nicht eingeschlafen, sondern als ich bei meiner gewaltsamen Waschung schrie und weinte, hatte es auch aus Mitleid laut geweint, und als ich mich jetzt zu ihm setzte, weinte es wieder und sagte: warum hast du denn dein Gesicht so garstig gemacht? Erst jetzt sahe ich mir meine Hände, Arme und Beine an, und merkte nun wohl, daß ich eben so schwarzbraun war, wie die Zigeunerkinder, auch spannte mich die Haut meines Gesichtes, daß ich mich gern im Sumpfe wieder abgewaschen hätte; aber die Alte litt das nicht. Wir Kinder schliefen endlich ein; man deckte mich mit dem Fell eines Pudels zu, und ich vergaß im festen Schlafe all mein Leid.

Als wir aufwachten gab man uns einige kalte gekochte Erbsen zum Frühstück und die Zigeuner mit ihren Kindern wadeten wieder durch den Sumpf hindurch, hinaus in den Wald. Mich aber und das kleine Mägdlein ließ man wie ein Paar junge Vöglein, die noch nicht fliegen und schwimmen und deshalb der andern Heerde noch nicht folgen können, unter der Aufsicht eines etwa zwölfjährigen Zigeunermädchens in dem alten Steinbruche zurück. Meine kleine Gefährtin hatte sich bald an mein geschwärztes Gesicht gewöhnt; sie fürchtete sich nicht mehr vor mir und da wir jetzt Ruhe hatten vor den andern, wilden Kindern fingen wir an ganz friedlich mit einander zu spielen, indem wir Häuserchen bauten aus Steinen und ich

dem Kinde mein Leinwandsäckchen gab, womit es, wie mit einer Puppe, spielte. Ich fragte die Kleine, wie sie heiße? Das Zigeunermädchen, das uns beaufsichtigte, sagte, sie heißt Schlampchen; nicht Schlampchen, sagte die Kleine, meine Mama sagt Mariechen. Ich fragte sie, wo ihre Mama sey; das Kind sagte: „als ich gestern aufwachte war Mama weggegangen und die schwarzen Leute haben mich getragen.“ „Das war nicht gestern, sprach die junge Zigeunerin, wir haben schon vor länger als drei Neumonden Schlampchen mitgenommen.“ Ich begriff nun wohl, so unverständig ich auch noch war, daß die kleine Marie eben so wenig ein Zigeunerkind sey denn ich und hielt mich deshalb noch lieber zu dem armen Mägdlein, that ihr auch Alles zu Gefallen, was ich nur konnte.

Unsre Bande kam gegen Abend mit lautem Geschrei und Lärmen wieder zurück. Wir sind auf einer Hochzeit gewesen, sagte lachend die Alte zu unsrer Aufseherin; wir bringen Brodes die Hülle und Fülle. Wirklich sahen wir auch, daß jedes der Zigeunerkinder ein Stücklein der Beute: Semmel oder Brod, in den Händen trug und mit vollen Backen käuete. Auch für uns Zurückgebliebene gab es noch reichlich genug, als man jetzt die Körbe, die nicht aussahen wie Zigeunergut, auspackte; wir empfingen viel Weißbrod und Käse, auch etwas saure Milch brachte uns die Alte in einem Krüglein. Tiras aber, der Bube des Hauptmannes, durfte sich Alles auswählen was er wollte und nahm sich von Allem das Beste.

Nach etlichen Tagen, als die Vorräthe ganz verzehrt und auch alle Frösche und Unken aus dem Sumpfe herausgefischt waren, verließen wir unsern Schlupfwinkel und zogen, wahrscheinlich der Sicherheit wegen, weiter

ins Land. Wir mußten über ein großes Wasser setzen, welches bei Nacht und in aller Stille, auf einer Fähre geschah, die unsre Zigeuner sehr geschickt von ihrer Kette losgemacht hatten. Oftmals mußten wir Hunger leiden, andre Male hatten wir wieder Gänse und Hühner und auch Brod im Ueberfluß. Im Ganzen erging es mir doch erträglich; die Alte, die mich gewaschen hatte, nahm mich manchmal mit sich aufs Feld und in die Wälder, wo sie Kräuter suchte, welche dann in den Dörfern verkauft oder gegen Brod vertauscht wurden. Da ich zu diesem Geschäft, aus besondrer Neigung, sehr willig und geschickt war, kam ich bei ihr in besondre Gunst und ich kann mit Recht sagen, daß ich meine ersten Studien der Natur- und Heilkunde bei den Zigeunern gemacht habe. Denn die Alte, wenn sie mich so schnell und eifrig beim Suchen der Kräuter und Wurzeln oder des schwarzblauen Maiwurmes sahe, aus dessen weichen Seiten ein gelbliches Oel hervordringt, das die Zigeuner zu einer Salbe benutzten, lehrte mich die Namen und die heilenden oder auch, nach ihrer Meinung, zauberischen Kräfte derselben kennen; Namen, die freilich meist ganz andre waren als die, welche wir den Dingen geben. Wenn sie dann meine große Aufmerksamkeit sahe, wenn sie bemerkte, wie schnell ich die Namen behielt und die Pflanzen unterscheiden konnte, wenn sie sahe, wie ich so eifrig — denn ich hatte Lust zur Sache — durch die Gebüsche kroch und über die Felsen kletterte, und fast jederzeit mit brauchbaren, ja in ihren Augen schätzbaren Dingen zurückkam, da streichelte sie mich und sagte, gieb acht Mährchen (so nannten mich die Zigeuner, statt meines Namens Martin) du wirst noch einmal ein großer, berühmter Doctor, der das Land weit und breit durchzieht und Geld und Gut gewinnt. Ich

habe späterhin oft an dieses Sprüchlein der Alten gedacht und betrachte dasselbe als einen jener Beweise, deren ich mehrere benennen könnte, für den Scharfblick des tiefspähenden Volkes der Zigeuner in das Naturell, so wie die Anlagen und hierdurch auch zum Theil in die künftigen Lebensschicksale der Menschen.

Der Sommer war zu Ende gegangen, der Herbst war gekommen, von dessen Früchten und Trauben auch wir öfters zu kosten bekamen, denn, wie ich dies später erkannt habe, wir streiften damals in der Nachbarschaft der Mosel herum. Wenn ich mit der Alten nach Wurzeln oder Enzianen suchte und dann auf ihr Geheiß, denn ich bedachte oder wußte nicht, daß dieses gestohlen sey, über die Mauern stieg um für sie und mich bald da bald dort Weintrauben oder Obst zu pflücken, da verwahrte ich von dem, was auf meinen Antheil kam, immer das Beste, um es der kleinen Marie zu bringen; ja ich hungerte lieber selber, damit ich nur dem Kinde etwas geben könnte. Mit ihr spielte ich, wenn freie Zeit war, am liebsten, denn die wilden Sprünge und Possen der Zigeunerkinder gefielen mir nicht, obgleich ich jetzt ihre Sprache so ziemlich verstund und unter ihnen selber zu einem schlagfertigen Buben geworden war, der seine Fäuste und Zähne wacker brauchte, sobald die andern Kinder dem kleinen Mariechen etwas nehmen oder zu Leide thun wollten. Die Kleine war deshalb so dankbar, daß sie sich jederzeit sehr betrübte, wenn ich von ihr gehen mußte, und hoch erfreute, wenn sie mich wiedersahe.

Des sogenannten Hauptmannes unsrer Bande war ich bis jetzt noch nicht ansichtig geworden; durch die Alte, die zuweilen gegen mich gesprächig war, hatte ich aber erfahren, daß er wohl bald kommen werde und daß wir,

um ihn zu holen, so weit am Rheine heraufgezogen seyen. Endlich kam er; sein Ansehen machte mich fürchten, denn ein so entstelltes, grimmiges Gesicht mit zornfunkelnden Augen hatte ich noch niemals gesehn; eine so rauhe Stimme noch niemals gehört. Er mußte so eben in harter Zucht und Strafe der Gerichtsleute gewesen seyn, denn ich erinnere mich noch gar wohl der rothen wunden Streifen an seinem Hals, Armen und Füßen, die ihm die eisernen Ketten gedrückt haben mochten; sein Haar war ihm glatt geschoren, so daß man sehen konnte, daß die Ohren abgeschnitten seyen; auf seine Stirne hatte man ihm, nach damaliger Sitte der Rechtspflege, ein Zeichen — wahrscheinlich von Galgen und Rad — gebrannt, das mich an die Geschichte von Cain erinnerte, die meine Mutter mir erzählt hatte. Da die Frauen unsrer Bande ihren Hauptmann in solchem Zustand erblickten heulten sie laut; die Alte aber, welche nach ihrer Weise in der Kräuterkunde so wohl erfahren war, legte ihm sogleich Salben und Pflaster auf seine Stirn und wunden Glieder, und nach wenig Tagen waren sie gesund, sogar das Brandmahl an der Stirne war so verbleicht und undeutlich geworden, daß, als nun wieder die braune Farbe darauf geätzt wurde, nichts mehr davon sichtbar blieb; über die Stätte der abgeschnittenen Ohren zog der Hauptmann, bis ihm die Haare wieder wuchsen, eine rothe, türkische Mütze herunter.

Seitdem dieser Mann wieder bei uns war, gieng es mir viel schlimmer als zuvor. Ich weiß nicht was er gegen mich haben mochte; bei jeder Gelegenheit mußte ich seine Wuth fühlen. Zwar betrug er sich beim geringsten Anlaß gegen alle seine Leute, am meisten aber gegen die Frauen und Kinder sehr barbarisch, mit keinem jedoch ging er so

hart um wie mit mir. Oefters, wenn ich ganz ruhig da saß, ergriff er mich bei meinen Haaren und schleppte mich am Boden herum, oder wenn ich lag stieß er mich mit den Füßen von meinem Ruheplätzlein hinweg, auch hörte ich ihn einige Male sagen: den glatten Jungen bring ich noch um, wie die glatten Alten mich umgebracht hätten, wenn ich ihnen nicht entwischt wäre. Die Alte, in der noch ein menschliches Gefühl war, entriß mich manchmal den Händen des Hauptmannes; tröstete mich auch heimlich und sagte: „deine Lebenslinie ist lang und gut; dich wird er nicht umbringen, sondern wirst einmal ruhigen Alters sterben." Meinem von Natur weichem Herzen waren aber jene Mißhandlungen so schwer zu tragen, daß, wenn sie länger gedauert hätten, ich wohl selber ein recht tückischer Bösewicht geworden oder bald gestorben wäre.

Von dem Tage an, wo der Hauptmann wieder zu uns kam, hatte sich unsre Bande in schnelle Bewegung gesetzt; wir zogen, als wenn jemand uns auf der Ferse wäre, meist bei Nacht und Nebel wieder hinabwärts am Rheine, nach den Niederlanden zu. Nach einiger Zeit hielten wir stille: die Eile schien nicht mehr nöthig und wir hatten nichts zu essen, so daß unsre Zigeuner öfters das gefallene Vieh auf dem Anger aufspürten und mit den Krähen und Wölfen um die Wette das Aas verzehrten, wir Kleinen aber wie die Eichhörnchen und Häher nach abgefallenen Buchecken oder nach Eibischbeeren suchten, um davon unsern Hunger zu stillen. Als wir jetzt wieder in der Nähe von Dörfern gelagert waren, befahl der Hauptmann, daß man auch die glatten Kinder, er meinte damit mich und Mariechen, unter die Leute schicken sollte, damit wir Eßwaaren und was sonst zu finden sey, herbeitrügen; brächten wir nichts, da wolle er uns schon

die

die Faulheit so eintränken, daß wir sie auf immer verlernten. Die ersten Male begleitete uns die Alte, die uns zum Betteln und wohl auch zum Stehlen anleiten sollte; später ließ man uns zuweilen allein gehen.

Hätte ich damals gewußt, wie nahe ich dem Wohnorte meiner Mutter sey, wie würde ich Alles versucht haben, was in meinen kindischen Kräften stund, um zu ihr hinzukommen. Aber fünf bis sechs Stunden, denn so viel betrug noch immer die Entfernung, würden mir auch damals ein zu weiter Weg gewesen seyn, um ihn ohne Führer zu machen, und wäre ich auf einmal meiner Mutter begegnet, sie würde mich nicht erkannt haben in meiner Entstellung durch die eingeätzte Farbe, die man seitdem schon mehrmalen an mir erneut hatte und durch die fremdartige Kleidung.

Wenn man mich und die kleine Marie an irgend ein Dorf oder an einen Edelhof hingeführt hatte und uns nun ganz allein hineingehen ließ, da kamen wir gewöhnlich am reichsten beschenkt wieder heraus. Die Zigeuner = Kinder hatten nicht nur in ihrem Gesicht, sondern in ihrem Thun und Wesen etwas so Scheues und Wildes, daß sie selber bei den Leuten Scheu, dazu etwas so frech Begehrliches, daß sie eher den Zorn als das Mitleid der Menschen erregten; selbst die Hunde bellten und fielen diese Feinde und Mörder ihres Geschlechtes mit verdoppeltem Eifer an. Wenn aber ich und meine kleine Gefährtin in die Häuser hineintraten und kaum mit Worten sondern nur mit Blicken um Brod zu bitten wagten, da ließ man sich gewöhnlich in ein Gespräch mit uns ein und wir antworteten in der Allen verständlichen Sprache des Landes. Besonders hatte das kleine Mariechen so gute, freundlich blickende Augen, daß die Mütter oft sagten: sehen die Kinder nicht so

hübsch aus, wie frommer Leute Kind? und daß man uns öfters so viel gab, daß wir es kaum zu tragen vermochten. Einmal, da wir in einem großen Edelhof gewesen waren, hatten wir so reichliche Geschenke erhalten, als fast noch niemals vorher, der Hauptmann aber, als wir ins Lager kamen, das sich damals in einem Gebüsch befand, mißhandelte mich statt des Dankes auch so sehr, als er vorher noch nie gethan hatte. Denn er hatte mir beim Fortgehen gesagt, ich solle Branntwein für ihn betteln und mir dazu einen Topf mitgegeben, ich aber brachte den Topf voller Milch heim, welche uns die Edelfrau geschenkt hatte. Ich war von dem Herumzerren bei den Haaren am Halse und allen Gliedern wie verrenkt, schlief aber zuletzt doch stillweinend neben meiner kleinen Gefährtin ein, denn ich hatte mich ruhig gebetet mit einem schönen Gebetlein, das meine Mutter mich lehrte.

Am andern Morgen sendete man uns beide zu einem Pfarrhof, in einem kleinen, von der Landstraße weit abgelegnen Dörflein. Der Pfarrer und seine Frau nebst einigen Dienstboten wohnten allein in dem geräumigen Gebäude, man hatte den alten Zigeunern, wenn diese dahin kamen um zu betteln, ihr Almosen gewöhnlich zum Fenster hinaus gereicht, uns Kinder aber ließ man hinein, obgleich die Dienstboten eben nicht im Hause waren. Der Pfarrer war ein gar guter Mann, und, was ich nicht wußte, ein Verwandter meiner Mutter. Der Mann nahm sich mit ganz besondrer Liebe der armen verwaisten und verwahrlosten Kinder an; es that ihm wehe, daß so viele Kinder, die im Kriege ihre Eltern verloren hatten, draussen auf der Straße umkamen oder doch verwilderten, ohne nur zu erfahren, ob ein Gott im Himmel sey; er hatte deshalb an einem benachbarten Orte, in Verbindung mit

etlichen wohlgesinnten Amtsbrüdern eine Art von Waisenhaus errichtet. Die Frau führte uns zu ihrem Eheherrn auf sein Zimmer und sagte zu ihm: sieh nur die hübschen Zigeunerkinder. Der Mann sahe uns mitleidig an und fragte mich, als das ältere Kind, ob ich denn auch Etwas vom lieben Gott wisse und ob ich beten könne? Da sagte ich ja, und betete die Gebetlein her, die mich meine gute Mutter an jedem Morgen und jedem Abend, so wie an Sonntagen hatte beten lassen; auch das kleine Mariechen wußte einige dieser Gebetlein, denn ich hatte ihr dieselben, nach meiner Gewohnheit, manchmal vorgebetet und sie mit beten lassen, auch hatte sie einige, so klein sie damals noch war, schon bei ihrer Mutter gelernt. Der Pfarrer erstaunte hierüber und fragte uns, wer hat euch denn das gelehrt? Ich sagte: meine Mutter. Er fragte mich, ist denn deine Mutter eine Zigeunerin? Mit einer Art von Abscheu antwortete ich: nein, wir sind keine Zigeunerkinder. Der Pfarrer fragte weiter, woher wir seyen? darauf schwiegen wir beide, denn wir wußten es nicht. — Aber, fuhr er fort, ihr seyd ja beide so schwarz und so zerlumpt gekleidet wie die Zigeuner. — Man hat uns, so antwortete ich, mit einem schwarzen Wasser gewaschen und mir hat man alle meine Kleider und auch die Sachen, die meinem Vater gehörten, genommen, nur seine Büchlein habe ich noch. Der Pfarrer wurde überaus aufmerksam; er fragte mich, wie heißt dein Vater: — Martin. — Und wie heißest du? — Der kleine Martin. — Wie heißt deine Mutter? — Christine.

Der Pfarrer sahe seine Frau mit freudig bewegten Blicken an und sagte: ich glaube gar der Knabe ist unser kleiner Vetter Reiser; was wäre das für eine Freude für seine Mutter!

Ich hatte indeß aus meinem Leinwandsäckchen, das ich immer bei mir trug, das Psalmenbüchlein und die alte Brieftasche meines Vaters herausgenommen, welche freilich fast so entstellt aussahen als ich selber; denn auf unsern Bettelgängen hatte ich das Säcklein öfters gebraucht, um die Eßwaaren hineinzufüllen, die wir von mitleidigen Leuten empfiengen, ohne darauf zu achten, ob sie fest oder käsig seyen. Der Pfarrer nahm die Bücher in die Hand und machte sie auf und fand beim Hineinblicken seine Hoffnung bestätigt: denn in beiden stund der Name meines Vaters: Martin Reiser, mit seiner eignen Hand geschrieben.

Unbeschreiblich groß war die Freude des guten Mannes und seiner treuen Hausfrau, da sie in mir den verlornen Sohn ihrer schwer bekümmerten Verwandtin, erkannten. So schwarz und schmutzig ich aussahe, nahm er mich doch in seine Arme, küßte und streichelte mich und sagte: nun Gott Lob, daß wir dich wieder haben. Nicht wahr Martinchen, du freust dich, daß du nun wieder von den Zigeunern weg darfst und zu deiner Mutter kommst? Ich sagte freudig „ja; aber das kleine Mariechen muß auch mit mir kommen, denn die will auch von den bösen Leuten weg zu ihrer Mama." Der Pfarrer fragte darauf auch das kleine Mägdlein aus, so gut dies gehen wollte, und aus den freilich sehr unvollständigen Aeußerungen des armen Kindes schloß er alsbald, daß auch dieses von seinen Eltern gestohlen sey.

Während wir beiden Kinder da bei meinem Herrn Vetter so viel Gutes erfuhren, denn die Frau Pfarrerin hatte uns aufgetragen was nur unser Herz und hungriger Magen begehren konnte, klopfte man so ungestüm ans Fenster, daß wir alle vor Schreck zusammenfuhren. Der Pfarrer trat hin; es war unsre Alte. Ich will meine Kin-

der, rief das Weib; sie sind bei euch im Hause. — Die Kinder sind nicht dein, entgegnete der Pfarrer, der Kleine ist mein Vetter, der sich vor etlichen Monaten von seiner Mutter verlaufen hat, und das kleine Mägdlein ist auch nicht euer. Die Frau sagte; die Kinder sind unser, denn wir haben sie euch groß und schön gepflegt; ohne reichliches Kostgeld geben wir sie nicht her. Der Pfarrer, der bei der einsamen Lage seines Hauses und bei der damals ärmlichen Rechtshülfe des Landes es nicht wagte, mit diesen Leuten offenbar zu brechen, weil sie, wie man mit Recht vermuthete, schon mehrmalen ihren Feinden „den rothen Hahn über dem Hause hatten auffliegen lassen," d. h. dieses angezündet hatten, fragte das Weib, was sie für uns begehre? Ihre Forderung war groß, doch ließ sie zuletzt durch das Versprechen sich abfinden, daß ihr der Pfarrer für uns beide die beste Kuh aus seinem Stalle und woran er gerade nicht reich war, auch einiges Geld geben wolle; sie gieng, und schon nach etlichen Stunden war sie wieder da, mit etlichen Zigeunerburschen, welche die Kuh sammt dem Gelde abholten. Der Pfarrer fragte sie noch woher das kleine Mägdlein sey? — Nicht gar fern von da, sagte sie, aus deutschem Lande, den Ort kann ich dir aber nicht sagen, denn ich habe sie nicht geholt, und das Weib, das sie holte, ist jetzt fern von hier bei einer andren Truppe der Unsrigen. — Nicht wahr, Mährchen, rief sie dann noch freundlich grinzend zum Fenster hinein, du hast es gut bei uns gehabt, und hast keinen einzigen Schlag von uns bekommen? — Schläge allerdings, hatte ich nun zwar, einige von Tiras ausgenommen, niemals von den Zigeunern erhalten, dafür aber desto mehr Kneifer von starken Fingern und scharfen Nägeln, Raufen des Haares und Stöße von starken Füßen. Indeß daran

dachte ich jetzt nicht, ich reichte der Alten freundlich die Hand zum Fenster hinaus; sie aber gab der Frau Pfarrerin vor dem Abschied noch einen Topf voll Waschwasser, womit sie uns Kinder bald wieder weiß bleichen und reinigen könne.

Des Letzteren, des Reinigens nämlich, bedurften wir armen Kinder allerdings im höchsten Grade. Unsre zerlumpten Kittelchen wie unser Leib, waren ein Wohnsitz des Ungeziefers, das auf dem Boden des Schmutzes und Unrathes lebte. Die Lumpen wurden weggeworfen, wir selber mehr denn einmal in einem Tage gebadet, und vorläufig in Gewänder, die man von den Kindern einer Nachbarin entlehnte, bald hernach aber in solche gekleidet, die meine freundliche Verwandtin in aller Eile selber hatte gefertigt oder fertigen lassen. Auch das Waschwasser der alten Zigeunerin erwies seine verheißenen Eigenschaften; die braune Farbe von unsrer Haut und der ölige Rus aus unsern Haaren vergiengen davon in Kurzem, so daß wir nun doch wieder wie andre Landeskinder aussahen.

Zu meiner guten Mutter war gleich am andern Tage ein Bote mit der Nachricht von meinem Wiedergefundenseyn fortgeschickt worden. Die arme Frau lag damals krank, sonst wäre sie alsbald gekommen, mich abzuholen, und ich glaube wohl, daß der Gram über meinen vermeintlichen Verlust den meisten Antheil an ihrer Krankheit hatte. Sie war gar zu lange in bangem Zagen und in Ungewißheit über mein Leben oder meinen Tod geblieben. Denn zwar hatte der Bauernknabe, der auf meiner Flucht vom elterlichen Hause zuerst mein schneller Fuhrmann war, etliche Tage nach seiner Heimkehr, da er zufällig hörte, daß man überall nach mir suche, es ausgesagt, daß ein kleiner Junge (seine Beschreibung paßte ganz auf mich) bis an

einen gewissen Ort mit ihm gefahren sey; ich wie er waren aber beide unbesonnene Kinder; ich war von ihm weggegangen, ohne ihm nur zu danken oder Abschied zu nehmen; er hatte sich auch nicht weiter um mich bekümmert, nur das Eine sagte er, daß er mich habe bei Soldaten stehen sehen. Man verfolgte sogar noch weiter meine Spur, bis zu der freundlichen Wirthin, die mich im Nachtlager der Soldaten gespeist hatte, von hier ferner jedoch war alles Nachforschen vergebens; man wußte nicht, sey ich bis ins Lager gelangt und mit den Soldaten fortgenommen worden, oder sonst wohin gerathen und umgekommen; das Letztere schien dem ängstlichen Gemüth meiner armen Mutter das Wahrscheinlichste, weil sie noch vom Seehafen aus einen zärtlichen Abschiedsbrief von meinem Vater empfangen hatte, worinnen derselbe kein Wort von mir schrieb.

Desto größer war jetzt die Freude, da mich nach etlichen Tagen der Reinigung und Pflege in seinem Hause der gute Pfarrer in seinen Wagen nahm und sammt der kleinen Marie zu den Meinigen brachte. Die gute Mutter war durch das Wiedersehen ihres einzigen Kindes so gestärkt, daß sie vom Lager aufstehen und herumgehen konnte; einige Tage lang wollte sie mich gar nicht aus ihren Armen und von ihrem Schooße lassen. Auch dem kleinen Mariechen ergieng es sehr wohl in unsrem Hause; von Allem, was ich bekam, mußte sie die Hälfte und selbst das bessere Theil haben; meine schönsten Muscheln schenkte ich ihr; wir spielten, zur öfteren Freude meiner Mutter, wie die muntren, harmlosen Lämmer mit einander.

Freilich konnte auch, selbst für Kinder unsres Alters, die Alles so leicht vergessen, was sie noch kurz vorher

aufs Höchste erfreute oder betrübte, kein glückseligerer, erfreulicherer Wechsel des äußerlichen Befindens gedacht werden, als der, welcher uns beiden zugestoßen war. Wie oft hatten wir bei den Zigeunern gefroren und gehungert; wie waren die Lager meist so hart oder naß vom Regen; wie weh thaten die Mißhandlungen und das mühsame Herumziehen; jetzt saßen wir ruhig spielend im gewärmten Zimmer beisammen, hatten unsre reichliche Kinderspeise; bei Nacht unser weiches warmes Lager. Es ist zu verwundern, daß dieser außerordentliche und schnelle Wechsel uns beiden Kindern nicht schadete an Seele und Leib, und daß die böse Behandlung keine Spuren, weder im Herzen noch an den Gliedern zurückgelassen hatte; wenn ich aber alsbald so sanft und folgsam der mütterlichen Zucht und Pflege mich fügte, so gern und noch viel lieber als sonst mit der Mutter betete und bei ihr lernte, und noch dieselben Zeugnisse eines weichen, liebenden Herzens zeigte, wie früher, so glaube ich wohl, daß die kleine Marie darauf einen großen Einfluß hatte, denn dieses Kind war mir wie ein guter Engel; es war in allen Stücken noch viel folgsamer und besser als ich, so daß meine Mutter es bald eben so lieb gewann, wie ein eignes Kind.

Ich merke, ich habe mich viel bei diesen Zügen aus der Geschichte meiner Kindheit aufgehalten. Sie waren ein vorläufiger Schattenriß von meinem ganzen nachmaligen Leben. Denn ich bin von frühe an bis jetzt meist nur durch Liebe gezogen worden, und wenn ich dazwischen auch zu Zeiten Bitterkeiten und Haß der Menschen kosten mußte, so diente dies nur, um mich die Süßigkeit der Liebe desto kräftiger schmecken zu lassen. Ja es bleibt dabei, mir sind auf allen meinen Wegen Ströme der Freundlichkeit

und Güte entgegengekommen; ich bin an der Seite dieser Ströme hinangegangen, bis ich zu dem Quell aller Liebe kam, an welchem ich nun sicher und in vergnüglichem Frieden wohne.

So sehr es der kleinen Marie bei uns gefiel, und so herzlich lieb meine Mutter sie hatte, so unterließ diese deßhalb doch nicht, auf alle ihr mögliche Weise sich nach den Eltern derselben zu erkundigen, denn sie hatte ja selbst erfahren, was ein Mutterherz leide, wenn ein Kind ihm geraubt wird. Da die Kleine ganz denselben deutschen Dialekt sprach, der bei uns zu Lande gesprochen wird — sie hatte ihn freilich im beständigen Reden mit mir selbst unter den Zigeunern noch besser erlernt — da wir niemals ein Wort Holländisch aus ihrem Munde vernahmen, und überdieß die Aussage der alten Zigeunerin auf falsche Spur leitete, konnten wir freilich nicht vermuthen, daß ihr Vater tief in Holland lebe und ein Holländer sey, während nur die Mutter und die Wärterin des Kindes Deutsche waren. Meine Mutter, und noch mehr ihr Verwandter, der gute Pfarrer, den sie hierbei zu Hülfe nahm, hatten daher ihre Forschungen nach Mariechens Eltern und ihre Anzeigen von dem Funde des Kindes zunächst nur durch unsre ganze Landschaft und dann durch alle weiter am Rhein hinauf gelegenen Gegenden bis Cöln und Coblenz, so wie landeinwärts am rechten und linken Ufer des Flusses ergehen lassen. Daher blieb dieses kleine Pflegetöchterchen den ganzen Winter und auch noch im Frühling in unsrem Hause, bis dahin, wo ich ihr die ersten Kirschen pflücken und in ihr Körbchen geben konnte.

Eines Nachmittags waren wir Kinder in einer Laube von blühendem Jelängerjelieber ganz vergnügt beisammen; wir spielten mit unsern Muscheln und schönen Steinen

und die Mutter mit ihrem Nähzeuge saß nicht weit von uns, da rollte ein prächtiger Kutschwagen auf der Straße her; ein Herr, der im Wagen saß, fragte die Leute am Wege, ob hier das Haus der Frau Reiser sey, und das Fuhrwerk hielt. Eine Dame und ein Herr, beide sehr vornehm gekleidet, stiegen aus, meine Mutter sprang auf, gieng ihnen entgegen, wir beiden Kinder stutzten, getrauten uns aber nicht hinaus, sondern blieben bei der Laube stehen. Bald aber traten die beiden fremden Herrschaften herein in den Garten, sie giengen eilig auf das kleine Mariechen los; der Herr wollte es auf seine Arme nehmen, aber das Kind that etwas scheu und fremd gegen ihn, da es aber die Thränen in den Augen der vornehmen Frau sahe und ihre Stimme hörte, streckte es seine Arme nach ihr aus, hieng sich an ihren Hals und weinte auch mit, denn die Frau war seine Mutter und der Herr sein Vater.

Herr Cornelius van Ruyter, der Vater unsers Mariechens, war damals einer der reichsten Privatmänner in Holland, dessen Schiffe nach allen Welttheilen auszogen, und wie die Bienen, wenn sie ins Feld fliegen, immer mit den Lieblichkeiten und Schätzen der beiden Indien beladen zurückkehrten. Seine Gemahlin hatte ihm zwar mehrere Söhne geboren, die damals schon ziemlich erwachsen waren, aber das Verlangen der beiden Eltern nach einem Töchterchen war so lange unerfüllt geblieben, daß Frau van Ruyter die Hoffnung, noch einmal Mutter zu werden, schon aufgab; da wurde beiden ihr lang gehegter Wunsch durch Mariechens Geburt gewährt. Als das Kind im dritten Jahre stund hatte Frau van Ruyter auf den Rath der Aerzte eine Erholungsreise nach ihrem Vaterlande; den niederrheinischen, deutschen Gegenden ge-

macht; das Töchterlein war bei ihr, und an Bedienung und Gefolge, die auf das Kind hätten Acht haben können, fehlte es nicht, dazu war man auch unter Verwandten. Aber es geschieht nur gar zu häufig, daß gerade da, wo die meisten menschlichen Wächter sind, das Wachen umsonst erscheint; man hatte das Kind eines Tages in einem Gartensaale schlafen gelegt; die Wärterin war weggegangen und hatte eine junge Verwandtin ihrer Frau gebeten, einige Augenblicke bei Mariechen zu bleiben, auch die Verwandtin war weggeeilt und hatte der Gärtnerstochter denselben Auftrag gegeben, diese aber hatte ihr Vater hinweggerufen. Indeß schleicht sich ein junges Zigeunerweib durch die offne Gartenthüre herein, kömmt in den Saal, sieht das schöne Kind, und in einer schnellen Anwandlung von Diebsgelüste, nimmt sie dasselbe und trägt es mitten in seinem festen Schlafe fort. Die Zigeuner hatten sich damals eben, wahrscheinlich durch eigne Schuld, harte Verfolgungen zugezogen, wobei es zum Theil auf Tod und Leben gieng; der Hauptmann hatte seinen Leuten befohlen, sie sollten Kinder der glatten Leute stehlen, damit man diese hier zu Lande im Nothfall als Geiseln und Auslösungsmittel brauchen könne; dies gab noch nebenbei die nähere Veranlassung zu jenem Kinderdiebstahl.

Kein Mensch im Hause und im Garten hatte die Zigeunerin bemerkt; denn der Garten gränzte an die Landstraße, und an der andern Seite von dieser war ein Gebüsch, aus welchem das Weib hervorkam und in welches es auch alsbald sich wieder verlor. Ueberdies war das lose Gesindel, damit die That nicht entdeckt werde, schon in der nächsten Nacht über Stock und Stein hinweggezogen in eine andre Gegend. Deßhalb war der Vorfall Allen unbegreiflich und der Schmerz der Frau van Ruyter

ein unbeschreiblicher, als nun auf einmal die Wärterin das Haus und den Garten mit ihrem Geschrei erfüllte, Mariechen sey hinweg und nirgends zu finden. Keine Mühe, keine Kosten der Forschungen wurden gespart; zwei Bedienten der Verwandten waren wirklich nach etlichen Tagen zu der Zigeunerbande gekommen, sie hatten wahrscheinlich selbst das geraubte Kind unter den andern Kindern gesehen, aber in der schwarzen Färbung und dem lumpigen Kittelchen, womit das Raubgesindel die Kleine schon in der ersten Nacht entstellte, hatten sie diese nicht erkannt und das arme, scheue Kind erkannte die Reiter, vor denen die Zigeuner ihm Furcht einflößten, auch nicht. Vielmehr wußte das listige Volk jene Boten und durch sie die andern dadurch noch irre zu leiten, daß es von einem schönen, kleinen Mägdlein erzählte, mit welchem ein altes Soldatenweib auf der Fähre sich habe über den Rhein setzen lassen. Das Kind habe sehr geweint und nach seiner Mutter verlangt, die Frau habe es getröstet und gesagt: bring ich dich nur erst nach Münster, da soll dir's schon wohlgefallen. Das Kind habe (wie dieß bei Mariechen wirklich der Fall gewesen) ein blaues Kleidchen angehabt.

So waren die Eltern meiner kleinen Pflegeschwester in nicht geringerem Gram und Sorgen gewesen als meine Mutter, und sie hatten es noch schwerer gehabt als diese, da sie die Last des Kummers mehrere Monate länger tragen mußten. Endlich hatte Herr van Ruyter durch seine Correspondenten in Cöln und fast zu gleicher Zeit durch die Verwandten seiner Frau, die den ganzen Winter in Paris zugebracht hatten und von dort eben heimgekehrt waren, die Nachricht von dem Fund eines Kindes erhalten, das aller Beschreibung nach sein eignes war. Gleich am andern Tage machte er sich mit seiner Gemahlin auf den

Weg zum Aufenthaltsort des kleinen Fündlinges: zum Haus meiner Mutter, und jetzt hatten die beiden glücklichen Eltern ihr einziges Töchterlein wieder in ihren Armen.

Frau van Ruyter konnte nicht satt werden ihr Mariechen zu betrachten; sie hatte gefürchtet, es sey durch den Aufenthalt und die Noth unter den Zigeunern, so wie durch das lange Entbehren der mütterlichen, zärtlichen Pflege ganz elend geworden, jetzt aber fand sie es munterer und blühender als sie es jemals gesehen, zugleich auch größer und stärker, als sonst Kinder dieses Alters sind. Denn das Zigeunerleben: die beständige Bewegung in freier Luft und die große Mäßigkeit hatte uns beiden Kindern keinesweges geschadet, sondern unsre Glieder gestärkt, und die darauf folgende reichliche Pflege im Hause meiner Mutter war uns nur um so besser bekommen.

Nach einem mehrstündigen Verweilen dachte Herr van Ruyter an die Weiterreise; denn unser Dörflein mochte ihm als kein bequemer Ort zum Nachtlager erscheinen. Er fragte die Kleine, ob sie denn nun mit fortfahren wolle mit Papa und Mama? sie sagte ja, wenn Martin mitfährt. Als ihr nun die Eltern zuredeten und ihr begreiflich machen wollten, daß ich ja bei meiner Mutter bleiben müsse und sie jetzt wirklich Anstalt treffen sahe zur Abreise, da machte sie sich von ihrer Mutter los, kam zu mir, umschlang meinen Hals und rief lautweinend, nein ich will da bei Martin bleiben. Ich weinte auch gar sehr und bat meine Mutter, sie solle doch Mariechen nicht weggeben. Die Eltern wurden gerührt über diese Liebe ihrer beiden Kinder, und Herr van Ruyter entschloß sich, das Anerbieten meiner Mutter anzunehmen, mit seiner Gemahlin in unsrem kleinen Haus zu übernachten, die

Diener aber und Pferde im Hause meiner Großeltern unterzubringen. Am andern Morgen dachte man, wenn die Kinder noch schliefen, die kleine Marie unvermerkt in den Wagen zu bringen, und so uns beiden den Schmerz des Abschiedes zu ersparen. Sie aber schlief diesmal nicht so fest, als an dem Tage, an dem sie die Zigeunerin stahl; obgleich es noch sehr früh war, da man sie aus dem Bette nahm, erwachte sie dennoch sogleich und verlangte nach Martin. Auch ich war erwacht, hatte alsbald mich angekleidet, und nun, da man uns trennen wollte, begann das Conzert des Weinens von neuem und wurde immer lauter und heftiger, jemehr die Eltern uns zuredeten.

„Meine liebe Frau Reiser, sprach endlich Herr van Ruyter zu meiner Mutter, Sie haben schon so viel an uns und unserm Kinde gethan, daß wir mit all unserm Vermögen es Ihnen nicht genugsam vergelten könnten, aber ich bitte Sie, fügen Sie zu diesen Wohlthaten noch die neue hinzu, daß Sie auf ganz kurze Zeit Ihren kleinen Martin mit uns gehen lassen. Wenn unser Kind, das jetzt seit Jahresfrist von uns getrennt war, erst ganz wieder an uns wird gewöhnt seyn, und dieß dauert gewiß nur wenig Tage, dann wird die Trennung der beiden Kleinen keine Schwierigkeit haben; in jedem Falle verspreche ich Ihnen, daß Martin binnen heut und drei Wochen wohlbehalten wieder bei Ihnen seyn soll.“

Meiner Mutter kam es freilich unbeschreiblich hart an, mich schon wieder von sich zu lassen; die Großeltern redeten ihr aber zu, sie solle doch dem Herrn van Ruyter diese kleine Gefälligkeit nicht verweigern; ich, da ich hörte, daß ich von meiner Mutter fortsolle, war zwar darüber einige Augenblicke betroffen, mehr aber noch oder wenigstens eben so viel als die Anhänglichkeit an die kleine

Pflegeschwester zog mich das fort, daß man mir sagte, ich dürfe mit in dem schönen Wagen fahren, und würde auch bald in einem eben so schönen Wagen wieder zu meiner Mutter zurückgeführt werden. Denn meine Wanderlust glimmte von meiner Kindheit an immer unter der Asche und jeder Windhauch fachte sie zur Flamme an.

Auf der ganzen Reise nach Amsterdam waren wir beiden Kinder und mit uns Mariechens Eltern aufs Höchste vergnügt, doch hatte sich nun die Kleine schon wieder sehr auch an ihre Mutter gewöhnt, so daß sie bei dieser wenigstens eben so gerne war, als bei mir. Da wir aber nach Amsterdam kamen in das gar prächtige Haus des Herrn van Ruyter; da ich die vielen Bedienten in ihren Livreen sahe; die vielen Herrn und Damen, die beständig aus- und eingiengen um Glück zu wünschen und die kleine, wiedergefundene Marie zu sehen, da kam mir Alles gar fremd vor. Auf dem braunen, glatt gebohnten Boden getraute ich mich nicht recht herumzuspringen, und wenn mich das auch zuweilen ankam, verboten mirs die Bedienten; sie litten es nicht, wenn ich mit meinen Fingern auf den glänzend glatten Tischen herumfahren wollte; als ich einmal mit meinem Balle spielte und dieser, ohne übrigens etwas zu zerbrechen, in eine porzellanene Tasse fiel, nahm mir ihn ein Diener, obgleich der Ball doch mein gehörte, denn ich hatte ihn mitgebracht: dies Alles gefiel mir nicht. Wenn ich zu den hohen Fenstern hinaus schaute, sahe ich nichts als Häuser und einen großen Wassergraben, an dem viele Leute giengen und Kutschen fuhren; ich durfte nicht einmal allein hinunter, denn, sagten die Bedienten, da könne ich ein Unglück nehmen, und von ihnen hatte nur sehr selten einer Zeit, mich auf die Straße zu begleiten. Dazu kam, daß ich auch Mariechen nur selten sahe;

das Kind hatte die Kleider, die es im Haus meiner Mutter bekommen und getragen, abgelegt, und war nun geputzt und frisirt wie eine Dame; es waren täglich andere solche kleine Damen bei ihm zu Besuche, die sahen mich verächtlich an und wollten immer nur mit Puppen ein Spiel treiben, das ich nicht verstund; mir kam es vor, als hätte Mariechen mich gar nicht so lieb wie sonst. Daher verlangte ich bald wieder nach meiner Mutter; doch getraute ich mich nicht etwas zu sagen. Eines Tages aber, da ich aus Langeweile mit den ausgelöschten Kohlen im Kamine gespielt, dann meine schwarzen Hände an der Tapete sowie an einem Teppich abgewischt hatte, der über den Tisch gebreitet war, und nun der hereintretende Bediente mich wacker auszankte, da ließ ich mein Verlangen laut werden: ich sagte, ich müsse jetzt wieder fort zu meiner Mutter. Herr van Ruyter wie seine Gemahlin, denen man bei Tisch es erzählte, redeten wie immer sehr freundlich mit mir, denn sie hatten mich lieb gewonnen, versprachen mir aber dennoch, daß ich schon morgen zu meiner Mutter heimfahren und dieser recht schöne Sachen mitbringen dürfe.

Der Abschied zwischen uns beiden Kindern war jetzt unerwartet leicht. Zwar Mariechen, welche weicher war denn ich, weinte ein wenig, sie ließ sich aber mit dem Versprechen ihrer Eltern, daß ich einmal wieder kommen solle, gar leicht trösten, und mir kam aus Freude, daß ich fortfahren dürfe, keine Thräne. Was wäre doch alle Liebe der Menschen, der Kleinen wie der Großen, wenn sie nicht mitten in ihrer vergänglichen Schaale den ersten Keim einer höheren, ewigen Liebe trüge!

Herr und Frau van Ruyter entließen mich reich beschenkt und mit aufrichtigen Aeußerungen ihrer Zärtlichkeit.

Er

Er sagte zu mir: Martin, wenn du einmal größer bist sorge ich für dich wie ein Vater, damit du etwas Rechtes lernest und ein braver Mann wirst. Ein alter, sehr verständiger Diener des Hauses wurde mir als Reisebegleiter mitgegeben; der ganze Wagen war erfüllt von Geschenken für meine Mutter und für den guten Pfarrer, der uns von den Zigeunern losgekauft hatte, der Letztere hat auch, so lang er lebte, jährlich von Herrn van Ruyter einen reichlichen Zuschuß zu seinem spärlichen Einkommen erhalten.

Die drei Wochen, die man als Termin meines Ausbleibens angesetzt hatte, waren noch nicht um, da sprang ich schon ganz fröhlich aus dem Wagen des guten Herrn van Ruyter heraus und meiner Mutter in die Arme. Zwar als die erste Freude darüber, daß ich daheim, in all meiner alten Freiheit und Bequemlichkeit sey, etwas stiller wurde, fehlte mir meine kleine Pflegeschwester und Spielgefährtin an allen Orten und bei all meinen Vergnügungen; ich sahe ihr kleines Blumenbeet im Garten, das ich meist selber angepflanzt hatte, sahe ihren Stuhl, auf dem sie mit uns bei Tische saß, und gar vielerlei Dinge, die mich an sie erinnerten und fragte dann immer ganz traurig meine Mutter, ob denn Mariechen nicht wieder käme? Wenn jene mir aber dann Hoffnung machte zu einem solchen, künftigen Besuch, da sahe ich nach, ob doch auch alle Muscheln und andre schöne Sachen, welche ich dem Kinde geschenkt hatte, beisammen seyen, pflegte ihres Gartenbeetes und des jungen Hühnchens, das Mariechen zugehörte, so sorgfältig, als erwartete ich heute oder morgen ihren Besuch; das Andenken an die Pflegeschwester war mir anfangs wie eine liebe Gestalt, die man ganz nahe aus einem Fenster zu sich herunterblicken sieht,

und auch Jahre nachher blieb sie mir die liebliche Erscheinung eines Engels im Traume.

Bis zu meinem zehnten Jahre lebte ich in ununterbrochener, friedlicher Stille bei meiner Mutter. Ich war ein lebhaftes, dabei aber leicht durch Liebe zu lenkendes, folgsames Kind; der Schulmeister unsres Dörfleins unterrichtete mich und hatte große Vorstellungen von meinen Fähigkeiten und Kenntnissen. Eines trübte das Glück unsres Hauses: das war die Ungewißheit über das Befinden und den Aufenthalt meines Vaters. Einmal, nur wenige Monate nach meiner kleinen Reise nach Amsterdam, hatten wir einen Brief von ihm aus Capstadt gehabt, worin er uns alles Gute und Tröstliche über sein Wohlseyn und den glücklichen Fortgang seiner Reise schrieb; seitdem war keine weitre Nachricht von ihm eingelaufen. Die guten Groseltern waren auch, kurz hinter einander gestorben; ihr Ende war fröhlich in jener Hoffnung, die ihres Lebens Leitstern gewesen. Meine gute Mutter kränkelte schon seit längerer Zeit und mußte öfters das Bett hüten. Da brachte eines Males ein holländischer Schiffskapitän, der aus der Nähe unsres Dorfes gebürtig war und jetzt seine Anverwandten besuchte, die traurige Nachricht: das Schiff, auf dem mein Vater nach Batavia reiste, sey im Indischen Meere, so viel man jetzt mit Gewißheit urtheilen könne, bei einem heftigen Sturm untergegangen und wahrscheinlich kein einziger Mensch, der sich auf ihm befunden, gerettet worden, weil man seitdem auch gar nichts mehr von ihm erfuhr.

Meine Mutter griff dieser Bericht, den ihr der rauhe Seemann auf die unumwundenste Weise ertheilte, so sehr an, daß sie bei Tag und Nacht weinte und zusehends schwächer wurde. Sie schrieb einen Brief an ihren Ver-

wandten, den Pfarrer, der mich aus der Hand der Zigeuner errettete, und welcher seitdem, weil er sein einsames Haus und seine vereinsamte Gemeinde nicht gut allein lassen konnte, nur ein einziges Mal bei uns zu Besuch gewesen war. Ihm übergab sie die Vormundschaft und Sorge über mich und über alles was sie hatte. Er versprach ihr Alles zu thun was für mich, nach seinem Verstand das Beste wäre; sie nahm mit vielen Thränen von ihm Abschied, denn sie sahe ihn nicht mehr. Ich war oft an ihrem Bette; dachte aber nicht an ihren Tod. Einmal, es war wenig Stunden vor ihrem Ende, winkte sie mir ich sollte näher zu ihr hintreten. Sie konnte nur sehr leise sprechen. „Martin", sagte sie, „ich gehe nun zu dem lieben Gott, der mich nach seiner Gnade von meiner Kindheit an für seine zukünftige Welt erzogen hat und nun auch aus Gnaden will zu sich hinkommen lassen. Du wirst nun bald keine Mutter und keinen Vater mehr haben; aber der liebe Gott wird dir Vater- und Mutterstelle vertreten. Liebe du Ihn von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe und allen Kräften, und gehorche Seinen Geboten, dann wird dirs wohl gehen und du wirst einmal auch in den Himmel kommen, wo deine guten Groseltern sind und dein Vater, und, das hoffe ich ja von Ihm, auch deine Mutter." Nach diesen Worten lehnte sie ihren Kopf auf das Kissen zurück und ihr Gesicht war sehr blaß; ihre Finger zuckten und griffen an der Bettdecke.

Ich fing laut an zu weinen, denn ich hatte gesehen, daß man auch meine Grosmutter und meinen Grosvater, als sie gestorben waren, in die Erde begrub; Mutter, rief ich, liebe Mutter, du sollst ja nicht sterben. Aber sie konnte nur noch mit Mühe und nach vielen vergeblichen Versuchen ihre rechte Hand nach mir hinbewegen und zu-

legt mir sie auf meinen Kopf legen, als wenn sie mich segnen wollte; dann fiel die Hand herunter und der Odem ging erst ganz schwer, dann leise und immer langsamer aus und ein, als ob sie schlafen wollte; meine Base, die dabei stund, fühlte ihr mit der Hand an die Stirn und den Mund und sagte: Martin, deine Mutter ist todt.

So jung ich auch war, ich fühlte jetzt doch in seiner ganzen Kraft, was das Herzeleid sey, denn ich hatte meine Mutter recht von Herzen lieb gehabt. Nun war ich mit meiner Base und mit unsrer alten Magd allein im Hause; niemand fragte mich: Martin bist du hungrig? Martin willst du schlafen gehen? denn die Leute waren es nicht gewohnt, sich um mich zu bekümmern, weil die Mutter, selbst noch auf ihrem Kranken = und Sterbelager das Alles allein gethan oder doch angeordnet hatte. Ich wollte anfangs gar nicht von dem Bette weg, wo die Leiche meiner Mutter lag. Da ich aber ihre Hand anfühlte, und die war so eisig kalt und der halbgeöffnete Mund regte sich nicht; da der Abend dämmerte und ich war ganz allein in der Kammer bei der todten Mutter, da ergriff mich schnell eine Furcht; ich lief hinaus in die Küche, wo ein Feuer brannte, zu den Lebenden.

Es weinte doch niemand so recht herzlich um meine liebe Mutter als ich und die alte Magd und eine Nachbarin, die meiner Mutter Freundin war. Denn die alte Base, die jetzt im Hause meiner Groseltern war und ihre Tochter, die zuletzt bei meiner Mutter gewesen, schienen sich über den Tod ihrer Schwester und Tante nicht so sehr zu betrüben. Ich sollte bei der alten Base wohnen, aber ich blieb lieber bei der Nachbarin, weil ich diese oft bei meiner Mutter gesehen und weil sie mich so lieb hatte, und dahin kam auch unsre alte Magd. Es wollte mir aber

nirgends wohl werden, denn wenn ich aus den Fenstern der Nachbarin hinaus schaute und sahe unser Haus, da dachte ich, ich sollte da hinüber, wenn ich aber dann hinkam und ich fand meine Mutter nicht, da mochte ich auch nicht bleiben. Am Begräbnißtage, als man den Sarg in das Grab hinabließ, da war ich so betrübt, daß unsre alte Magd sagte: Kind weine doch nicht so arg, es wird dir dein Herz brechen. Es war aber auch unser Verwandter, der Herr Pfarrer, zu dem Begräbniß gekommen, und der Tod meiner Mutter mußte ihm auch sehr zu Herzen gehen, denn er wischte sich oft die Thränen ab. Als die Beerdigung vorbei war, nahm er mich bei der Hand und führte mich mit sich in das Haus meiner seligen Groseltern, wo er abgestiegen war, denn die Base, die jetzt darinnen wohnte, war auch seine Verwandtin. Er sagte zu mir: siehe Martin, deine Mutter ist nun zu Gott gegangen und dahin werden wir ja auch einmal kommen, wenn wir fromm sind; denn wer fromm ist, der ist Gott angenehm, und wer Ihm angenehm ist, den führt er zu sich. Du magst doch gewiß gern zu deiner lieben Mutter kommen und zu Gott, in seinen schönen Himmel. Da will ich dich nun jetzt zu mir nehmen; du sollst mein liebes Kind seyn und ich will dich nach all meinem Vermögen lehren fromm zu seyn und zu Gott zu kommen.

Ich küßte meinem lieben Vetter die Hand und mein Herz wurde mir wieder ganz leicht und froh, ich gieng jetzt dem guten Mann gar nicht mehr von der Seite. Er hatte ein Papier von meiner seligen Mutter, worauf Alles verzeichnet stund, was ihr und was mein gehörte; er brachte in Gegenwart des Dorfschulzen und etlicher Zeugen das Alles in Ordnung, obgleich, wie ich merkte, meine alte Bäse über Manches sehr verdrießlich war; wir packten

Verschiedenes ein, wobei, auf meine Bitte, auch meine und Mariechens Muscheln und Steinsammlung nicht vergessen ward; in meiner Eltern Haus zog der Bruder unsrer alten Magd: ein invalider Soldat, um Alles was vor der Hand noch da blieb in Aufsicht zu halten. Schon am dritten Tage fuhr ich mit meinem neuen Pflegevater fort, nach seinem Hause.

Der Pfarrer, sein Name war Gutherr, und seine Hausfrau, hatten mich bald eben so lieb wie ein eignes Kind, und es war bei diesen Leuten ein gutes, stilles Leben. Wenn wir am Morgen mit einander gebetet und einen Psalm gesungen, dann gefrühstückt hatten, nahm mich der Pfarrer mit sich auf sein Zimmer; da mußte ich brav lernen und arbeiten und ich that dieses gern, denn das Lernen war mir eine herzliche Freude und wurde mir sehr leicht. Der Pfarrer hielt es oft selber kaum für möglich, daß ich mit meiner lateinischen Aufgabe schon fertig seyn könne, meinte, ich würde sie ganz versudelt haben, wenn er aber dann sahe, daß sie denn doch so erträglich gerathen sey, sagte er: nun ich sehe, du bist ein Meister Renner und Springer, werde mir nur auch ein Kenner und Durchdringer. Wenn dann meine Lehrstunden vorbei waren half ich, während des Sommers, meiner Pflegmutter bei ihren kleinen Arbeiten im Garten, bekam da manche süße Frucht von ihr und hatte überhaupt so viel Freiheit, mich auf meine Weise zu vergnügen, als ich mir nur wünschen konnte.

Ich dachte aber noch immer gar viel an meine selige Mutter und damals schon, in meinem zehnten Jahre gerieth ich auf jenes Nachsinnen und Grübeln, das mich später auf ein weites, gefahrvolles Meer der Zweifel gebracht hat, bis ich an seiner gegenüber gelegenen Küste

den festen Ankergrund fand. Ich dachte, wo ist nun meine Mutter? Mein Pflegvater sagt, sie sey bei Gott, aber Gott ist im Himmel und sie ist in der Erde und im Himmel ist lauter blaue Luft, wer kann da gehen und stehen? Mein Pflegvater sagt, die Seligen singen Loblieder und preisen Gott, aber meine Mutter konnte ihre Lippen nicht mehr bewegen als sie todt war. Als ich einmal meinem guten Pfarrer Einiges von diesen Bedenklichkeiten sagte, suchte er mir es begreiflich zu machen, daß in dem Leib eine Seele wohne, welche niemals stirbt, diese geht nach dem Tode an ihren Ort, und bei den Menschen, die gut und treu waren, kommt sie zu Gott, während der Leib als Saatkorn für die Auferstehung in der Erde bleibt. Ich fragte: unser Pudel ist auch gut und treu, kommt seine Seele auch zu Gott? Nein, sagte der Pfarrer, der Pudel hat keine solche Seele, die Gott zu erkennen vermag, der Mensch aber hat einen Geist, welcher Gott erkennt, darum kommt er auch zu Gott. Ich sagte, wenn ich Gott erkennen kann, warum sehe ich ihn nicht? Der Pfarrer antwortete, du siehst, so lange du lebst, durch ein Auge, welches Leib ist, Gott aber ist ein Geist, du kannst ihn nur mit dem Geist erkennen und wirst ihn einmal sehen, wenn dein Sehen nicht mehr ein leibliches, sondern ein geistiges Sehen ist, dann auch erst wirst du die Welt sehen, in welcher Gott und Alles, was gleich Ihm Geist ist, wohnet.

Obgleich ich damals die Worte meines Pflegvaters noch nicht ganz vollkommen verstund, so behielt ich sie doch fest in meinem Herzen, und sie sind mir etwas später in manchen schweren Stunden eines von jenen Seilen geworden, an denen ich mich auf den Wogen des Zweifelns fest hielt. Aber mein Grübeln über Dinge von dieser und ähnlicher

Art, ließ ich darum nicht, diese Dinge waren hoch über mir, ich aber grub ihnen mit einem Stöcklein im Boden nach; ich wollte den Sonnenschein, der weit über die Wolken herkommt, unten im Wasser des Teiches haschen.

Mein Pflegvater hatte mehrmalen zu mir gesagt: Martin, ich meine du sollst einmal studiren, du hast Gaben dazu und kannst mit Gottes Hülfe künftig noch ein braver Pfarrer werden; ich war dieses in meinem Herzen sehr wohl zufrieden, aber mein Naturell und meine besondre Neigung führten mich doch bald nachher ganz andre Wege.

Etliche Jahre nach meinem Hieherziehen war der Knecht des Hauses von einem Pferd ans Schienbein geschlagen worden; der Barbier, der ein sehr unwissender Quacksalber war, hatte ihm eine Salbe gegeben, durch welche der Fuß sehr schlimm wurde, so daß der Pfarrer meinte, der Brand könne dazu kommen. Da fiel mir ein, daß mir die alte Zigeunerin, mit der ich oft aufs Kräutersuchen ausgegangen war, ein Kraut gezeigt hatte mit bläulichen Blümlein, dessen frisch ausgedrückter Saft gegen solche Schäden heilsam ist; ich bat den Herrn Pfarrer, mich aufs Suchen ausgehen zu lassen; er begleitete mich selber und nach wenig Stunden kamen wir mit einem ganzen Tuch voller Kräuter nach Hause, ich ließ sie ausquetschen, machte Umschläge von dem Safte, und Gott gab seinen Segen dazu, der Fuß des Knechtes wurde heil, er konnte bald das Lager wieder verlassen und an sein Geschäft gehen.

Meine Cur wurde ruchtbar und nicht lange nachher brachte eine Bauernfrau ihre Tochter auf den Pfarrhof, welche seit mehreren Jahren einen offnen Schaden an ihrem Schienbein hatte. Die arme Person sahe ganz krank und abgezehrt aus, sie hatte bei Tag und bei Nacht viele

Schmerzen. Ihre Mutter fragte nach dem jungen Doctor, der im Pfarrhofe sey; ich stund dabei und bildete mir auf den Titel nicht wenig ein, wagte jedoch nicht in der Gegenwart des Herrn Pfarrers etwas zu sagen, sondern sahe diesen lächelnd fragend an. Der Pfarrer schalt die Frau aus, daß sie von mir, einem unwissenden Knaben, der nur einige wenige Mittel von den Zigeunern erlernt habe, Hülfe suche und nicht lieber zu einem ordentlichen, gelernten Doctor gienge. Die Frau sagte: Herr Pfarrer, bei Gott gilt es gleich, durch viel oder wenig, durch gelehrt oder ungelehrt zu helfen; ich habe weit und breit bei allen gelernten Aerzten für meine Tochter Hülfe gesucht, denn sie ist mein einziges Kind, aber ich habe mein Geld vergeblich über so manches Wasser getragen, es hat ihr keiner von ihrem Schaden helfen können, darum laßt mir nur euren jungen Doctor kommen, ich wills in Gottes Namen mit ihm versuchen. Freilich erstaunte die gute Frau nicht wenig, da jetzt mein Pflegvater auf mich zeigte und sagte: das ist der junge Doctor; denn ich stund damals erst in meinem dreizehnten Jahre, und sahe eben keinem Doctor gleich; doch die Frau blieb bei ihrer Rede: Gott könne durch wenig wie durch viel, durch klein wie durch groß helfen, und ich trat dann ganz blöd mein aufgezwungenes und mir doch angenehmes Amt an. Als ich den Schaden gesehen hatte, erklärte ich, daß ich wohl Kräuter wisse, die ihn heilen könnten, denn ich erinnerte mich ganz gut, daß meine alte Zigeunerin, als unsre Bande zwischen Mosel und Rhein herumstreifte, eine Pächtersfrau von einem ähnlichen offnen Schaden durch Säfte curirt hatte, wozu ich ihr die Kräuter hatte suchen helfen. Ich machte mich auch diesmal sogleich ans Suchen, denn, sagte ich, mein Hauptmittel wächst nicht weit von da an

der Mauer. Ich brachte es; es war Schöllkraut; als dieses der Pfarrer sahe, schüttelte er den Kopf, gieng mir nach in die Küche, wo ich den Saft auspressen wollte und sagte: halt ein Martin, das leide ich nicht, daß du Schöllkraut an den Fuß der armen, kranken Person bringst, denn es ist ein Gift. Ich sagte: das weiß ich wohl, daß es scharf ist, aber die Zigeunerin hat doch damit geheilt. Indeß war dem Pfarrer eingefallen, daß er auf seinem Oberboden in einer Kiste unter andern Büchern ein altes Kräuterbuch habe, das ich noch niemals bei ihm gesehen hatte. Er gieng hinauf und bald brachte er es, schlug nach und fand da wirklich das Schöllkraut beschrieben und abgebildet, und dabei bemerkt, daß sein Saft zur Heilung alter, bösartiger Schäden oftmals heilsam sey. Jetzt bekam er ordentlich Respekt vor meiner Zigeunergelehrsamkeit, ließ mirs zu, daß ich den Schöllkrautsaft auf Scharpie ausdrückte und mit noch andern Kräutersäften vermischt in die Wunde legte. Wahrscheinlich hat das gute Vertrauen, das die Kranke auf meine Mittel setzte, auch seinen Antheil an der Wirkung gehabt; so viel ist gewiß, die Wunde besserte sich, heilte allmählig zu und die Kranke genas.

Lieber denn alles Lob und alle Ehre, welche mir diese Cur brachte, war mir der Umstand, daß nun auf einmal das Kräuterbuch aus meines Pflegvaters Büchervorrath in meine Hände gekommen war. Es war mit Holzschnitten versehen, von freilich ziemlich roher Art, in denen jedoch die Kräuter, wenn man die Beschreibung dazu nahm, zu erkennen waren, dabei waren auch die Heilkräfte und andre gute wie schädliche Eigenschaften der Gewächse erwähnt; ein angenehmerer Fund hätte mir nicht kommen können. Mit meines Pflegvaters Erlaubniß durchsuchte

ich jetzt alle alten Büchervorräthe des Oberbodens und fand da wirklich manche Werke, deren Inhalt in die Kräuter- und Arzneikunde einschlug; der Pfarrer hatte sie geerbt und als für ihn unbrauchbar bei Seite gestellt. Ich aber kannte jetzt kaum etwas Angelegentlicheres, als das Lesen und Studiren in diesen Büchern. Und dieses Studiren schien mir gerade besonders noth zu thun, denn nach meiner letzten Cur kamen der Kranken immer mehrere, welche Hülfe bei mir begehrten, diesen sagte ich dann entweder ganz ehrlich, ich wisse nichts gegen ihr Uebel, oder ich gab ihnen Etwas aus meiner kleinen, selbst zusammengetragnen und zusammengebräuten Apotheke, und, ich begreife es jetzt selber kaum wie es zugieng, in sehr vielen, ja ich kann sagen in den meisten Fällen, halfen meine Mittel.

Mein Sohn, sagte einsmals der gute Pfarrer zu mir, deine Pfuschereien, so gut sie dir auch meist ausschlagen, wollen mir doch auf die Länge nicht mehr anstehen. Entweder studire ganz ordentlich und schulgerecht die Medizin, oder laß das Curiren bleiben.

Das war mir freilich ein Donnerschlag in meinen Ohren, denn ich trieb meine Quacksalberei mit leidenschaftlicher Lust und Liebe; da ich indeß ja nicht ganz von der Arzneikunde weg, sondern vielmehr, wie ichs selber einsah, nur auf einem bessren Wege zu ihr hingeführt werden, da ich nun Gegenstände erkennen lernen und studiren sollte, nach denen mich schon von selber der mächtigste Zug der Wißbegierde hintrieb, war ich Alles wohl zufrieden.

„Dein neues Werk, den eigentlichen bestimmten Weg deines Lebens, mußt du, sagte mein Pflegevater ferner, recht ernstlich mit Gott anfangen; darum laß jetzt alle andre Gedanken und schicke deine Seele zu, ich will dir mit Gottes Hülfe noch das beste Vermächtniß geben, das

in meinem Vermögen steht: den Confirmanden-Unterricht und dein erstes, christliches Abendmahl.

Auf eine herzlichere, eindringendere Weise als mein Pflegvater dies that, hätte mich wohl kein andrer Lehrer an jene Gränze des innren Lebens führen können, an welcher der Mensch mit der vollen Waffenrüstung angethan werden soll, die ihm der feste Glaube an Gott und Ewigkeit verleihet, und zugleich berührt von den ersten Strahlen der Kräfte einer zukünftigen Welt. Mein Pflegvater hatte ja schon von meinem zehnten Jahre an, in welchem ich zu ihm kam, bis jetzt, in mein vierzehntes Jahr, als ein weislicher Baumeister auf dem guten Grunde der kindlich einfältigen Glaubenslehren fortgebaut, den meine fromme Mutter in meinem Herzen gelegt hatte; durch ihn war ich sehr wohl bekannt geworden mit Gottes Wort und Evangelium, hatte auch bei ihm und seiner Hausfrau das Vorbild eines prunklosen, stillen christlichen Wandels und Haushaltes immer vor Augen gehabt. Jetzt sollte nun das kleine Hauskapellchen, das mein wackrer Pflegvater durch Lehre und Beispiel in mir erbaut zu haben hoffte, gleichsam eingeweiht werden; da stiegen mir wieder Trübungen meines innren Himmels durch allerhand Zweifel auf. „Die Sonne gehet auf und unter wie zu Christi Zeit; die Nacht folgt auf den Tag, der Tag auf die Nacht; die Wasser laufen hinabwärts wie damals, woher denn dort alle die Wunder, über und gegen den Lauf der Natur, und jetzt keine mehr?"

Mein Sohn, sagte der gute Pfarrer, den meine Zweifel weder erzürnten, noch aus der Fassung brachten, siehe hier dieses Wasserglas; es ist so fest und dicht, daß nach dem fortwährenden Laufe der Natur weder der Erdenstaub noch Wasser noch Luft durch seine Wände hinaus-

oder hereinbringt. Nun kommt der Sonnenstrahl, der hereinbricht in das dunkle Zimmer, dieser dringt durch das dichte Glas hindurch und hinein zu dem Wasser, das darinnen ist, ja auch durch dieses hindurch, hinaus auf den Tisch und das Papier. Wäre uns das Licht niemals erschienen, wer glaubte an die Möglichkeit eines solchen alltäglichen Wunders. Nun giebt es aber noch ein andres, höheres Licht, gegen welches selbst der Glanz und die Klarheit der Sonne nur Finsterniß ist. Wie das gemeine Tageslicht, wie der Strahl der Sonne eigentlich doch vor Allem der Ernährer und Erwecker unsrer täglichen Geschäftigkeit und Thätigkeit, so wie aller leiblichen Wirksamkeit der Pflanzen und Thiere ist — denn was wäre unsre Natur ohne das Licht — so ist noch vielmehr jenes höhere, jenes Licht des Lichtes nicht nur ein Pflegvater, sondern der eigentliche Vater und Erzeuger alles Lebens. Durch dasselbe sind vom Anfang an alle Dinge geschaffen, und werden von ihm noch fortwährend erhalten und getragen. Wie im dichten Schatten eines Waldes oder einer hohen Mauer, da wo zwar nicht der Sonnenstrahl wohl aber das Tageslicht hinkommt, stehen wir eigentlich immer mitten in dem Meere der Kraft des Schöpfers; aber es giebt Punkte, wo die Mauer ihre durchsichtigen Fenster hat, durch diese leuchtet der schöne Glanz der Sonne in seiner ganzen Kraft herein und wirkt da auf seine Weise. So hat auch das Urlicht, der Vater des Lebens, öfters mitten durch den alltäglichen Verlauf hindurch, in seine Schöpfung hereingegriffen und thut dies noch jetzt. Und überall, wo es geschahe und geschieht, zeigte sich der anfängliche Schöpfer wieder als Schöpfer des Neuen, in seiner ganzen, unserm Auge wundervollen Kraft. Annehmen, daß dies wahr sey, kann schon der erkennende Ver-

stand; festiglich glauben, daß es so sey, kann nur das Herz, wenn es das fortwährende „Wunder", das doch eigentlich nichts ist denn der Grund und Anfang aller „Natur", einmal an sich selber erfahren hat. Und du wirst es noch ganz und gründlich an dir erfahren, mein Sohn, dessen versichert mich mein Glaube.

Die letzten Monate, welche ich im Hause des Pfarrers zubrachte, sind in ihren innerlichen Folgen und Wirkungen auf mein Herz wohl die wichtigsten und reichesten meines ganzen Lebens gewesen; was wäre ohne sie aus mir geworden, in den Zeiten der großen Gefahren, in welche später meine Seele gerieth!

Ich habe lange nichts mehr gesagt von dem Herrn Cornelius von Ruyter; es muß Ihnen fast scheinen, als hätte dieser mich, so wie das Versprechen, das er mir bei meinem Abschied aus seinem Hause gegeben, gänzlich vergessen gehabt. Einer solchen Vergeßlichkeit war jedoch der edle Mann nicht fähig. Schon früher erwähnte ich, daß derselbe mit meinem Pflegvater, dem Pfarrer Gutherr in fortwährender Correspondenz blieb, und daß er diesem alljährlich einen ansehnlichen Beitrag zur Führung seines Hauswesens und zur Gabe an die Armen sendete. In jedem seiner Briefe hatte er sich angelegentlich nach mir erkundigt, hatte seine innige Theilnahme bei dem Tode meiner Mutter, so wie seine lebhafte Freude über die guten Nachrichten bezeugt, die ihm mein Pflegvater über mich und mein Gedeihen, vielleicht mit einer zu partheilichen Zärtlichkeit mittheilte; er war mit dem Rathe des Pfarrers, nach welchem ich gründlich Medizin studiren sollte, ganz einverstanden, und schrieb zugleich, daß er selbst auf Schulen und Universitäten für mich sorgen wolle; ein Versprechen, welches er dann auch auf's Reichlichste erfüllt hat.

Der Abschied von meinen Pflegeeltern wurde mir sehr schwer, und auch sie waren so bewegt, als ob ein eigenes Kind von ihnen gienge. Sie hatten mir mehr und Höheres gegeben, als bloß leibliche Pflege, darum war auch die gegenseitige Liebe zwischen uns eine andere, als die gewöhnliche der Mündel und ihrer Ernährer.

Nach reiflicher Ueberlegung und schriftlicher Berathung mit Herrn van Ruyter hatte mein Pflegevater für das Beste gefunden, mich fürs Erste nach Nimwegen in die dortige höhere Schule zu senden; von da sollte ich später eine holländische Universität, zu Leyden oder Utrecht, beziehen. Als ich außen vor Nimwegen über das Blachfeld hinritt, auf welchem ich vor neun Jahren im Lager der Soldaten meinen Vater gesucht hatte, und am Tag hernach in die Hände der Zigeuner gerathen war, da wurden mir die alten Kieferbäume, die mir so bekannt vorkamen, ein Anhaltspunkt, an welchem sich die Gedanken über mein bisheriges Leben und seine Schicksale, gleich den Fäden des fliegenden Sommers anspannen und weit hinaus fortzogen. „Es war freilich hart, daß ich da unter die Zigeuner gerieth", so dachte ich, und übel genug ist mirs unter ihnen, besonders in der letzten Zeit ergangen; wäre das aber nicht geschehen, dann würde ich schwerlich jemals zu meinem lieben Pfarrer Guthert ins Haus gekommen seyn; denn obgleich meine Mutter und er verwandt waren, kamen sie doch vorher fast niemals zusammen. Ich würde auch nicht haben Medizin studiren können, wie ich's doch jetzt zu thun hoffe, wenn ich unter den Zigeunern nicht die kleine Tochter des Herrn van Ruyter gefunden, und hierdurch die Bekanntschaft ihres großmüthigen Vaters, meines Wohlthäters gemacht hätte. Ist das nicht Alles der Finger Gottes; sind es nicht Be-

weise für das Walten einer Vorsehung, welche die Schicksale der Menschen ordnet, und zum Besten lenkt"? — So dachte ich damals, denn das geistige Vermächtniß meines guten Pflegevaters lag noch kräftig in mir; wie geschahe mirs doch, daß ich so bald nachher wieder auf ganz andere Gedanken: in die Untiefen und Sandbänke der elendesten, seichtesten Zweifel gerieth?

Durch den fleißigen und gründlichen Unterricht des wahrhaft gelehrten Pfarrer Gutherr war ich so wohl für die Schule vorbereitet, in welche ich jetzt eintrat, daß ich gleich anfangs die Aufnahme in eine der höhern Klassen erlangte. Mein leicht bewegliches Talent verschaffte mir von selber, ohne daß der Ehrgeiz mich antrieb, denn von diesem hatte ich nicht viel in mir, einen raschen und glücklichen Fortgang auf dem Wege meiner Studien; es ergieng mir wie einem Reiter, der ohne es zu suchen, ja ohne daran zu denken, vor seinen Reisegefährten beständig einen Vorsprung gewinnt, weil sein Pferd einen raschern, weiter ausgreifenden Schritt hat, als die Pferde der Andren. Ich leistete Alles, was meine wackren Lehrer von mir verlangten, und behielt noch Zeit genug, um meiner Lieblingsneigung: dem Suchen der Kräuter und der Beschäftigung mit Naturgegenständen nachzugehen, obgleich ich mich aller Pfuschereien in die Arzneikunde enthielt, denn mein Pflegevater hatte mir ernstlich geboten, mich nicht eher wieder in Curen einzulassen, bis ich die Medizin auf gründlichem Wege studirt habe. Diese Beschäftigung der Schule sowohl, als in den freien Stunden mit der Naturkunde, haben mich vor vielen Gefahren der Jugend bewahrt, namentlich vor dem Hange meiner sehr großen Sinnlichkeit zu Trinkgelagen und sogenannten lustigen Gesellschaften mancher meiner Mitschüler. Meine

Lehrer

Lehrer, von diesem äußerlichen Wandel urtheilend, rühmten mich als einen sehr sittlichen Jüngling und wenn ich, was jährlich mehrere Male, während der Schulferien, geschahe, meine lieben Pflegeltern in ihrem Dörflein besuchte, da fühlte ich mich mit Seele und Leib so einheimisch bei ihnen, wie in den Jahren der harmlosen Kindheit.

Ich ward jetzt für fähig gehalten, die Universität zu beziehen, und deshalb mit den rühmlichsten Zeugnissen meiner Lehrer von der Schule entlassen. Herr van Ruyter hatte Leyden in Vorschlag gebracht und ich machte mich mit großer Freudigkeit dorthin auf den Weg. Als ich jetzt mehr und mehr in den Kreis meiner Lieblingsstudien hineinkam; als nun der innre mit dem äußren Berufe Hand in Hand gieng, da war mirs so zu Muthe wie einem Vogel, der vorher nur die Füße brauchte zum schnellen Laufen und der sich nun auf einmal auch der Schwingen bedient zum noch viel raschern Forteilen des Fluges. Mit größrer Lust und Liebe haben wohl wenig Jünglinge sich den Universitäts-Studien hingegeben als ich es that; ich konnte des Arbeitens und Lernens nicht satt werden; im Sommer war ich mit der Sonne zugleich auf und selbst im Winter ließ mich das Verlangen, immer Neues zu lernen nicht länger schlafen, als bis drei oder vier Stunden nach Mitternacht. Hätte mir nicht die innerliche Freude an der Arbeit selber und meine öftere Bewegung in der freien Luft (denn ich trieb nun die Botanik, auf wissenschaftliche Weise, mit verdoppeltem Eifer) meine Kräfte erhalten und gestärkt, dann hätte ich mir vielleicht durch meine übertriebene Lernsucht geschadet, so aber blieb ich blühender und munterer als meine meisten, minder fleißigen Mitstudenten. Sogar auf die Alchymie, welche damals noch unter mehreren unsrer Lehrer im Schwange

gieng, legte ich mich mit fast leidenschaftlicher Zuneigung und laborirte zuweilen Tag und Nacht; denn es flammte in mir die Begierde, den geheimen Kräften der Natur und ihren Wirkungen nachzuspüren. Bei dieser Gelegenheit gewann ich wenigstens eine große Fertigkeit in chemischen Operationen, die mir späterhin bei der Erfindung und Bereitung manches kräftigen Arzneimittels von großem Nutzen war.

Schon im ersten Jahre meines Aufenthaltes in Leyden besuchte mich einst mein Wohlthäter, Herr Cornelius van Ruyter. Ich war jetzt mit ihm selbst in Briefwechsel getreten, auch hatte er sich öfters bei meinen Lehrern nach mir erkundigt, und diese mochten ihm, wie ich aus seinen mündlichen, überaus freundlichen Aeußerungen bemerkte, allerhand Gutes von meinem Fleiß und Talent berichtet haben. Er lud mich ein, ihn in seinem Sommeraufenthalt, auf seinem Landgute, das zwischen Leyden und Amsterdam lag, zu besuchen. Ich folgte dieser Einladung sobald meine Studien mir dazu Zeit gaben; es war am Vorabend vom Johannisfest, als ich zu Lönenbosch, so hieß der Landsitz, eintraf. Ich fragte in dem Hause, das einem Fürstenschlosse glich, nach Herrn van Ruyter; man sagte mir, er sey in einem Gartenlusthause, dessen chinesisches von weißem Porzellan erglänzendes Thürmlein über die grünen Gebüsche hervorragte. Ich gieng, anfangs ganz ruhig zwischen den blühenden Rosenstöcken und künstlich verschnittnen Hecken hin, da bemerkte ich, daß ich in eine Art von Irrgarten gerathen sey, dessen labyrinthisch gewundene Gänge mich bald einmal gegen das Thürmlein hin, bald von ihm wegführten. Ueber diesen langen Verzug des Weges ungeduldig, fieng ich an zu laufen; da, zu meinem nicht geringen Schrecken, renne ich, indem ich

um eine Hecke mich herumwende, an eine zarte, sehr schön gekleidete Jungfrau an, die desselben Weges gegen mich herkam. Das Mägdlein stieß einen halblauten Schrei des Schreckens, und wie mir schien, des Unmuthes aus, und ich, wie sollte ich Worte finden, meine Unschicklichkeit und Plumpheit zu entschuldigen? Ich war von Schaamröthe übergossen; während ich noch bemüht war, meine Bitte um Vergebung herzustottern, hatte die Jungfrau sich schon, ohne mich weiter anzusehen, weggewendet und war ihres Weges gegangen.

„Das war ein schöner Eintritt in Herrn van Ruyters Haus, dachte ich; das war noch ein täppischerer Streich, als der, den ich als kleiner Junge in Amsterdam begieng, als ich meine geschwärzten Hände an die Tapeten und den Tischteppich wischte; was wird man von mir denken, wenn die Jungfrau meine Grobheit erzählt. Sollte das, dachte ich weiter; etwa gar die kleine Marie gewesen seyn?“ Doch diesen Gedanken schlug ich mir aus dem Sinne, da ich mir die vormals so Kleine nicht als eine so große junge Dame vorstellen konnte, und dabei vergaß, daß ich jetzt selber neunzehn Jahre statt sechse, mithin auch Mariechen fast siebzehn Jahre alt sey.

Das Laufen war jetzt vorbei, ich schlich, wie man im Sprüchwort sagt, wie ein begossener Hund ganz langsam in den labyrinthischen Gängen hin, und so oft sich der Weg umbog, schlich ich noch bedächtiger, um ja nicht wieder an Jemand anzustoßen.

Endlich war das Gartenhaus mit dem chinesischen Thürmlein erreicht; Herr van Ruyter und seine Gemahlin saßen außen vor der Thüre unter den blühenden, in bunten Kübeln stehenden Orangenbäumen an einem Tisch und tranken Thee. Der gute Herr stund sogleich auf und

reichte mir, freundlich grüßend die Hand, stellte mich dann seiner Gemahlin vor; der Bediente brachte mir einen Stuhl, ich mußte mich mit an den Tisch setzen. „Ich hätte Sie freilich nicht mehr erkannt", sagte die artige Dame zu mir, „vor länger als zwölf Jahren waren Sie ein hübscher, muntrer Knabe, nun sind Sie zum schönen, blühenden Jüngling herangewachsen, der auch uns, durch sein gutes Gedeihen schon manche Freude gemacht hat. Wir haben oft an Sie gedacht und von Ihnen gesprochen; meine Tochter erinnerte sich erst später, wo sie verständiger wurde und uns das, was sie noch davon wußte aus ihrem Leben unter den Zigeunern erzählte, aller der Züge von Gefälligkeit und kindlicher Güte, welche Sie ihr bewiesen haben; sie spricht noch jetzt davon, wie Sie ihr immer das Beste, was in Ihre Hände kam, brachten, sie zärtlich schützten vor den Mißhandlungen der Zigeunerkinder und bei jeder Gelegenheit mit einer rührenden Freundlichkeit gegen die arme, kleine Verlassene sich betrugen."

Indem die Mutter so mit mir redete, sagte sie: nun da kommt sie ja eben, unsre Marie. Ich drehte mich um und zu meinem neuen Schrecken sahe ich es war die schöne Jungfrau, an die ich so grob und täppisch im Garten angerannt war. Ich stund auf, wagte jedoch vor Schaam kaum aufzublicken. Kennst du wohl den Herrn da, fragte sie die Mutter; das Mägdlein sprach, wie mir schien mit einem verächtlichen Blick auf mich schauend, ein kaltes „Nein". — Siehe nur, fuhr Frau van Ruyter fort, das ist der kleine Martin, der dir unter den Zigeunern ein so treuer Freund und Gespiele gewesen ist; der kleine Martin, mit dem du Brod vor den Thüren gebettelt hast und nun ist er ein großer, stattlicher junger Herr geworden.

Marie blickte mich an; der Unmuth, wenn sie anders

welchen empfunden hatte, war aus ihren Mienen verschwunden; es waren noch dieselben frommen, guten Augen, mit denen sie mich als Kind angesehen hatte, wenn ich vom Kräutersuchen zurückkam und ihr die Nüsse oder Trauben brachte, die ich für sie gesammlet hatte. Mir war es, als wenn ein Stück vom schönen blauen Himmel in mein Herz hineinzöge, da mich diese blauen Augen anschauten, ich hätte weinen mögen und lachen zugleich. Mit einer Stimme, die mir eben so wie der Blick der Augen noch ganz bekannt vorkam, sie war wenigstens noch eben so sanft als vormals, begrüßte sie mich, dachte mit Dankbarkeit an ihren Aufenthalt im Hause meiner Mutter und an die Liebe dieser guten Frau, fragte mich, ob ich auch meine schöne Muschelnsammlung noch habe? und als ich dieses schüchtern bejahte, sagte sie: nun wenn Sie noch Freund von dergleichen Dingen sind, dann können Sie bei meinem Vater und bei meinen Brüdern Kostbarkeiten sehen, wie sie wohl kaum noch sonstwo in Holland gefunden werden. Auch mich haben Sie in meiner Kindheit mit Ihrer Liebe zur Natur angesteckt; ich habe noch immer meine größte Freude an schönen Blumen, Steinen und Conchylien.

Wir giengen jetzt auf einem von mir vorhin übersehenen kürzeren Wege nach dem Hause, wo ich einen älteren Sohn des Herrn van Ruyter fand. Bei der Abendtafel bekam auch ich einigen Muth zu sprechen, und was ich sprach, schien dem alten Herrn van Ruyter, der ein großer Freund der Wissenschaft war, nicht zu mißfallen. Auch auf die Abentheuer unsrer Kindheit brachte Marie das Gespräch; ihr dankbares Gemüth, das selbst die kleinsten Beweise von Freundlichkeit nicht vergaß ließ sie unter andrem an das alte Zigeunerweib denken, das uns

Kinder doch immer mit einer Art von Menschlichkeit behandelte. Ich stimmte in diese Errinnerung ein und sagte, ich hätte schon oft gewünscht, diese Alte noch einmal zu sehen, um ihr für ihre uns bewiesenen Gefälligkeiten meinen Dank zu beweisen.

O, sagte Herr van Ruyter, das kann Ihnen leicht geschehen; es ist sonderbar, wie sich das oft fügt, und mir scheint es immer, als wenn die Vorsehung eine ganz besondre Freude an unsrer menschlichen Dankbarkeit habe, weil sie uns so manchmal Gelegenheit giebt, nach vielen Jahren noch eine alte Schuld der Erkenntlichkeit abzutragen. So werden zum Beispiel Sie, Herr Reiser, glauben, daß jene kleinen Gefälligkeiten, welche ich Ihnen bisher erwies, nur eine Art von Vergeltung für die Beweise von Güte seyn sollen, die Sie und Ihre selige Mutter unsrer Tochter gaben, und es ist auch gewiß, daß ich Ihnen schon diese Thaten Ihrer Kindheit mein Leben lang nicht genug vergelten kann, aber zugleich muß ich Ihnen auch gestehen, daß das, was ich für Sie that und noch künftig zu thun gedenke, nur die Abzahlung einer alten Schuld gegen Ihren Vater ist. Schon damals, als ich in das Haus Ihrer Mutter kam, um unser Kind abzuholen, fiel mir der Name auf, erst seit meiner Zurückkehr nach Amsterdam zog ich die weiteren Erkundigungen ein, und habe mich nun fest überzeugt, daß Ihr Vater derselbe war, der mir vor nun fast vierzig Jahren in Brest das Leben rettete. Man sagte, es sey die Pest gewesen, welche damals eine große Menge von Menschen hinraffte; auch ich lag am Tode, niemand nahm sich meiner an, denn allein Ihr Vater, der damals als Schiffsarzt in jener Hafenstadt sich aufhielt. Dieser war nicht blos mein Arzt, sondern bei Tag und bei Nacht mein Wärter; er setzte sich aus

Liebe zu mir allen Gefahren der Ansteckung aus, und Gott segnete sein Bemühen; ich wurde wieder gesund. Ich war damals noch so arm, — denn erst später durch meinen Schwiegervater und durch ein besonderes Glück im Handel bin ich zu meinem jetzigen Vermögen gekommen, — dazu war das Wenige, das ich mir als Handlungsdiener erspart hatte, durch meine Krankheit so zusammengeschmolzen, daß ich meinen treuen Arzt nicht lohnen konnte. Er sagte, als ich ihm dies mit Thränen klagte: mein lieber Landsmann, auf Geldverdienst war es bei meiner Cur nicht abgesehen, sondern was ich that, das that ich aus Liebe und um Gottes Willen. Nun wohl, sagte ich, so vergelte Ihnen Gott Ihre Liebe und segne Sie reichlich dafür; ich aber werde Alles thun was ich kann, um, wenn mir Gott einige Mittel giebt, Ihnen oder Ihren Kindern Ihre Liebe zu vergelten. Ihr Vater trat bald darauf als Schiffsarzt seine erste Reise nach Java an; als ich später wirklich zu Vermögen kam, erkundigte ich mich freilich nach ihm, wurde aber durch den Mann, dem ich die Erkundigung angelegentlich auftrug, wegen einer Namensähnlichkeit und Namensverwechslung der Worte Reiser und Reußer irre geführt, denn ich bekam die Nachricht, mein Lebensretter und Arzt sey nach Jamaika gegangen und dort gestorben. Und siehe da, durch das für mich sehr schmerzliche Wegkommen meines Kindes und durch das Wiederfinden desselben, wurde ich auf einmal wieder zur rechten Spur geleitet; ich fand Gelegenheit zwar nicht meinem Wohlthäter selbst, wohl aber seinem einzigen Sohne meine Dankbarkeit zu beweisen.

Als Herr van Ruyter dies erzählte, sahe mich auch Marie dankbar, als den Sohn des Mannes, der ihren Vater gerettet hatte, an; und so oft sie mich oder ich sie

ansahe, wurde mir recht sonderbar zu Muthe, denn es war, als ob etwas in mein Herz dränge, was mir dasselbe ganz schwer machte, und doch war mir so unbeschreiblich wohl dabei, wie in meinem Leben noch niemals sonst.

Ein solches schönes Johannisfest hatte ich noch nirgends gefeiert, als am andern Tage hier, auf Herrn van Ruyters Landsitz. Ich war nun sehr gesprächig geworden; redete viel und gern mit Frau van Ruyter, weil ich merkte, daß Marie gern und aufmerksam zuhörte; ich sprach von Blumen und Thieren und Gott weiß von was all vor Herrlichkeiten der Welt. Heute am Festtage bemerkte ich freilich, daß ich mit meiner Kleidung gegen die jungen Herrn des Hauses etwas abstach, denn ich war zwar sauber und anständig angezogen, dabei aber ziemlich bürgerlich, weil ich das Geld, das mir mein Wohlthäter zufließen ließ, lieber auf Bücher und auf mein chemisches Laboratorium verwendete, denn auf Kleider. Indeß die Familie des Herrn van Ruyter, vor allem, was mir am meisten galt, Marie, schien auf meine Kleidung nicht zu achten, sondern behandelte mich so zuvorkommend und freundlich, als sey ich ein alter Bekannter des Hauses.

Der Zurückweg nach Leyden, den ich zu Fuß machte, gieng sehr langsam von statten. Ich wäre lieber gleich im nächsten Dorfe wieder umgekehrt nach Herrn van Ruyters Landhaus. Mir war es, als wäre das inwendige Sehen meiner Augen dort zurückgeblieben, und ich hätte nur noch ein halbes auswendiges Sehen bei mir. Denn Alles, was außer mir vorgieng und mir begegnete, das konnte ich in den ersten Tagen gar nicht recht, und nur wie durch einen Flor sehen; vor den inwendigen Blicken aber stund mir beständig und in größter Klarheit Mariens Gestalt, mit ihren guten, frommen Augen. Ich dachte

so gern an Alles, was mir in den letzten Tagen geschehen war, nicht einmal das bereute ich, daß ich so grob gegen das gute Kind angerannt war, denn — sie hatte mir es ja vergeben.

Mein Weg führte mich jetzt manchmal nach der Gegend hin, in welcher Herrn van Ruyters Landhaus lag, denn ich hatte mich überredet, daß dort seltnere Blumen auf den Wiesen und in den Wäldern wüchsen, als anderswo, obgleich ich von diesen Wanderungen fast immer leer zurückkam. Dennoch, so oft ich auch die Richtung dahin einschlug, wagte ich es niemals ganz hinzugehen nach Lönenbosch, denn hiezu mußte ich, nach meinem Bedünken, eine besondre Einladung meines Wohlthäters abwarten.

Endlich kam sie denn auch, die langgehoffte und langgewünschte, Herr van Ruyter sendete mir ein Pferd und zugleich die Einladung auf morgen (es war ein Sonntag) einem Familienfeste beizuwohnen. Diesmal war das Begegnen zwischen mir und Marien kein so gewaltsames, wie das erste Mal, es war ein freiwilliges, das liebe Mädchen war an der Hand der kleinen Gärtnerstochter mir entgegengegangen bis zur Thüre des Gartens. „Sie sind ja sehr lange nicht zu uns gekommen, Herr Reiser, sagte sie sanft erröthend; morgen zu meinem Geburtstag haben meine lieben Eltern viele meiner Altersgenossen eingeladen, da bat ich mirs von der Mutter aus, daß sie auch Sie, den Freund meiner Kinderjahre, einlüde."

Was ich damals antwortete, weiß ich nicht mehr; ich hätte lieber nur Marien hören und ihr gutes Auge sehen, als selber sprechen mögen; ich hatte kaum bemerkt, daß wir schon zum chinesischen Gartenhaus gekommen waren.

Auch Herr van Ruyter machte mir freundliche Vorwürfe, daß ich nicht öfter gekommen sey, ihn und die

Seinigen zu besuchen. „Wir sind ja, so lange ich hier wohne, nur wenige Stunden von einander entfernt," sagte er, „so oft Sie einen freien Tag haben und es Ihnen gefällt uns zu besuchen, sind Sie uns willkommen, meine Frau und ich finden Gefallen an Ihrer Unterhaltung. Doch will ich es nicht läugnen, daß auch hierinnen ihre Bescheidenheit mir wohlgethan hat."

Es war noch zeitig am Nachmittag, als ich ankam; ich konnte heute noch meines Glückes, Marien zu sehen und zu sprechen, sehr froh werden. Sie hatte mir einen rechten Festgenuß bereiten wollen; hatte aus der Stadt ihre kleine Conchylien- und Edelsteinsammlung kommen lassen und führte mich zu ihr hin. Heute war mirs als sey es erst gestern geschehen, daß Marie aus meiner Mutter Hause fortgieng; ich erzählte ihr wie sorgfältig ich alle die Muscheln, die ich ihr aus meiner Sammlung geschenkt hatte, — es waren die schönsten von allen — aufbewahret, wie treulich und gern ich ihres kleinen Blumenbeetes gewartet, wie verlangend auf ihren Besuch ich aufgesehen habe; sie blickte mich freundlich dankbar an, und es war mir, als wollte sie sagen, daß auch sie den armen Martin treulich im Andenken behalten habe.

Am darauf folgenden Tage war es zwar auch recht schön, doch bei weitem nicht so, wie heute. Es kamen Kutschen nach Kutschen gefahren, aus der Stadt und von den benachbarten Landgütern; die arme Marie, im steifen, von Goldstickereien glänzenden Festgewand hatte nichts zu thun, als Glückwünsche anzuhören und darauf zu antworten; bei der Mittagstafel saß ich weit von ihr weg, bei einem ihrer Brüder, doch besuchte mich auch in dieser Ferne öfters ein Blick ihrer guten Augen, von welchem die Gäste nicht wissen konnten, ob er mir, oder ihrem

lieben Bruder galt; beim Ball, der gegen Abend eröffnet ward, konnte sie zwar kaum all den Aufforderungen der vornehmen jungen Herrn zum Tanze genügen, dennoch lenkte sie es so, daß auch ich, der an diese Ehre nicht gedacht hatte, einmal ihr Mittänzer wurde, und, als wir nach der Sitte des Tanzes uns einmal die Hand reichten, schien mir es, als drückte sie die meinige ein wenig.

Ihr süßen Kindereien der Jugend, warum gedenke ich eurer, jetzt wo ich schon über die Mitte des Lebens hinaus bin, noch so gerne? Ist's nicht deshalb, weil die Liebe, die rechte, kindliche Liebe der Herzen auch einem jener Fenster gleicht, durch welche man, mitten in dem Haus des Vergänglichen, eine Fernansicht geniest, hinaus nach der Welt, die vom Urlicht der seligen Ewigkeit bestrahlt wird?

Unter den vornehmen jungen Herren, hinter denen der arme Martin, obgleich er heute mit seinem Kleiderstaate das möglichst Beste gethan, gar weit zurückblieb, sahe ich vorzüglich einen um die schöne Marie bemüht. Ich fragte einen alten Handlungsdiener aus dem Hause des Herrn van Ruyter, wer dieser Herr sey? das alte freundliche Männlein, das heute auch die Ehre genoß, unter den Zuschauern stehen zu dürfen, sagte mir den Namen des Herrn und fügte vertraulich hinzu, daß er einer der reichsten Erben in Amsterdam und der vermuthliche Bräutigam des Fräuleins sey.

Armer Martin! dir fiel kein Gedanke an Eifersucht oder Mißmuth ein, denn du hattest ja niemals daran gedacht dein Auge in anderer Absicht zu der Tochter deines reichen Wohlthäters zu erheben, als nur um sie zu sehen und an dem Blick ihres guten Auges dich zu erfreuen, was in deinem Herzen vorgieng das wußtest und verstundst du selber noch nicht.

Dennoch kam es zu einer Art von Verständniß meiner selbst, als ich jetzt, der gütigen Einladung des Herrn van Ruyter folgend, fast jeden Sonntag die Kirche zu Lönenbosch besuchte „um da den alten, vortrefflichen Pfarrer zu hören", (obwohl ich, aufrichtig gesagt, in der Kirche weniger hörte, denn sahe), und wenn ich dann am Mittag und Nachmittag mit den beiden Eltern und ihren Kindern beisammen war. Einmal, als ich mit Marie allein am kleinen See des Lustgartens stund, sagte ich, „mit Ihnen möchte ich wohl mein ganzes Leben lang beisammen seyn", und sie erwiederte mir, „ich wünschte auch Sie wären immer um mich." Es waren scheinbar nur unbedeutende Worte, aber die Art, in der sie die Worte sprach, drang mir tief zu Herzen; wie ein Blitz beleuchtete mir ein neues Licht mein ganzes Sehnen und Wollen; ich verstund mich selber, und meine Marie sich auch.

Sie war von diesem Augenblick an auf einige Zeit etwas zurückhaltender mit ihren Worten, und ich wurde dies auch, aber wie mir schien, desto mehr sprachen, wenn sich Gelegenheit fand, die Blicke; wie am Wasserstrom einer Fontäne, den man gewaltsam mit den Fingern aufhält, sprang der Strahl, der dazwischen sich Luft machte, zwar feiner, zugleich aber desto höher. Wir wußten jetzt dennoch beide, daß und wie sehr wir uns lieb hatten; die Welt mochte es wissen oder nicht.

Ich halte dafür, daß auch Mariens Mutter unsre gegenseitige Neigung bemerkt habe; ob und wie weit sie damals sie billigte, das weiß ich nicht. Einmal, als ich wieder, es war schon gegen Ende des Sommers, nach Lönenbosch kam, da fand ich Marien sehr nachdenklich, ja betrübt. „Denken Sie, sagte sie zu mir, als die Mutter einmal hinausgieng, ich muß fort von hier; meine

lieben Eltern wollen, daß ich auf einige Zeit nach Paris, in das Haus einer Verwandtin gehe." Ich staunte erschrocken über diese Nachricht und ich muß mich entfärbt haben, denn das liebe Kind sagte tröstend zu mir: „lieber Martin, ich werde Sie nie vergessen; denken Sie meiner auch; was Gott will das wird geschehen."

In diesen Worten, allerdings, lag ein großer Trost für mich; so oft ich sie bedachte, fühlte ich es mehr; in jenem Augenblick aber da ich sie vernahm, hatte mich der Donnerschlag der vorhergehenden Nachricht noch so sehr betäubt, daß uns die Mutter, die so eben wieder hineintrat beide mit bedeutungsvollen Blicken ansahe. Denn die beginnende Thräne in Mariens Augen ließ sich nicht wohl verbergen. Ich konnte sie jetzt nicht mehr allein sprechen; in Gegenwart ihrer guten Eltern nahm sie von mir einen freundlichen Abschied; wenig Tage nachher sahe ich den Wagen, der sie so weit von mir hinwegführte, durch Leyden rollen, ich hatte mehrere Stunden — denn ich wußte den Tag der Abreise — auf ihn gewartet; der Blick, den sie mir noch zusendete, hätte mich, nach meinem Bedünken, für ein zehnjähriges Warten reichlich genug belohnt.

In solchen Tagen der stillen Sehnsucht und Trauer, wie deren jetzt viele über mich kamen, ergeht es dem Menschenherzen wie einem Baume, den an seiner Krone oder seinen Zweigen das Messer traf. Der Gärtner kann in die verwundete Stelle das Pfropfreis von edlerer Art setzen und es wächst darin fest, was ohne die Verwundung nie geschehen wäre; es kann sich aber auch in der Wunde böses Geschmeiß und Fäulniß ansetzen und sich von dort in die andren Theile fortpflanzen. Mit meinem Herzen geschahe damals, als ich so an tiefer Schwermuth litt, bei-

des; ein Gift, das schon seit längerer Zeit neben mir stund und meiner Seele Gefahr drohte, ergoß sich unaufhaltsam in die Wunde; zugleich machte sich aber auch das Heilmittel auf, das Pfropfreis der höheren Art, und senkte sich mit seinen Kräften einer besseren Welt in mich hinein, so daß dem Gifte seine Kraft geraubt, ja daß es zuletzt zur Arznei wurde.

Ich hatte mich nach Mariens Abreise mit einem wo möglich noch größeren Eifer als früher auf meine Studien gewendet, auch an die Bearbeitung einer öffentlichen Preisaufgabe, die in das Gebiet meiner Studien einschlug, hatte ich mich im Verlauf des Winters gemacht, und war so glücklich gewesen, sie zu lösen, wobei zugleich der Preis von hundert Ducaten mir zu Theil ward. Hierdurch zog ich die Aufmerksamkeit eines Gelehrten auf mich, der um jene Zeit als Privatmann in Leyden wohnte und hier von seinem ansehnlichen Vermögen lebte. Er lud mich mehrmalen zu sich ein; ich war jederzeit ganz hingenommen von seiner Unterhaltung. So wie er, hatten, nach meinem damaligen Bedünken, nur wenig Menschen die Welt gesehen und die innersten Triebräder ihres Laufes erkannt; er war fast in allen größeren Hauptstädten Europa's, selbst in Constantinopel gewesen, hatte beide Indien besucht, und auf diesen Reisen Kenntnisse der Natur und des Menschen gesammlet, welche mich, wenn er mit seiner Klarheit und seinem Witz mir sie darbot, mit Bewundrung erfüllten. Ich lernte viel aus diesen Gesprächen, so wie aus der kostbaren Bibliothek des Mannes, welche er mir mit der größesten Bereitwilligkeit zur Benützung überließ, auch stund mir sein wohleingerichtetes Laboratorium sammt allem nöthigen Material zu meinen chemischen Arbeiten offen. Dennoch, bei all diesen Vortheilen, würde der

Schaden, den ich aus diesem Umgange zog, noch größer gewesen seyn, wenn ich nicht von andrer Seite her dagegen gewapnet und geschützt worden wäre. Denn jener kenntnißreiche, viel erfahrene Mann hatte auf seinen Fahrten über weite Meere und Länder im Aeußerlichen zwar großes Glück, im Innerlichen aber ein noch größeres Unglück gehabt; er hatte Schiffbruch an seinem Glauben erlitten; er war bei all seinen Kenntnissen der großen Maschine der Welt, so nannte er die sichtbare Natur, ein Zweifler an dem Daseyn und der fortwährenden Wirksamkeit der geistigen Triebfeder geworden, welche das große, wohlgeordnete Ganze gestaltet und bewegt. So verführerisch und blendend auch die Gründe, auf die seine Zweifel sich stützten, für mein noch minder geübtes Denken erschienen, ließ ich mich doch nicht von ihnen aus der innersten Mitte meiner Ueberzeugungen heraustreiben. „Daß ein all bedenkender, liebender Geist die Welt der Dinge nach dem Rath seiner Weisheit geschaffen habe; daß er es war und ist, der Eins zum Andern und Alle zu Einem herrlich zusammen fügte, der alle Dinge erhält und trägt, wie die Kraft der Schwere jedes Stäublein und Tröpflein der Erde trägt; der alles Bedürfniß des Lebens, vom Menschen bis zum Wurme mit Strömen des Wohlgefallens sättiget, allen Mangel erfüllt, diesen Glauben erschüttert mir kein Zweifel; mich lehrt, mir stärkt ihn die tägliche Betrachtung des Buches der Werke. Auch die Zerstörung ist nur wohlthätige Auflösung, damit das Zerstörte dem neuen Leben zur Nahrung und Speise werde.“ Aber so oft ich auch diese und ähnliche Gründe für meine innerste Ueberzeugung vor den Ohren meines geistreichen Freundes wiederholte; ihn überzeugten sie nicht, wohl aber ließen seine Gegengründe, ohne daß ich selbst es gewahrte, Wun-

den in meiner Seele zurück, die ich mir selber nicht zu heilen vermochte. Deshalb war mir fremde Hülfe nöthig.

Sie wurde mir, in meiner Schwachheit, durch ein scheinbar sehr schwaches, menschliches Werkzeug gereicht.

Ich wohnte in Leyden bei einem praktischen Juristen, Namens van Leuven, welcher die gerichtlichen Geschäfte für mehrere adliche Häuser besorgte, hiervon aber mit seiner zahlreichen Familie nur nothdürftig sich nährte, denn er war schwach und kränklich; ein Leiden der Brust zehrte an den Kräften seines Lebens, viele seiner Geschäfte mußte er durch fremde Hände gehen lassen, die einen großen Theil seines Einkommens ihm wieder dahin nahmen. Der Mann war ein Universitätsfreund meines Pflegevaters, des Pfarrer Guthert, sie hatten zusammen in Utrecht studirt und waren sich immer von Herzen nahe geblieben, denn sie waren beide von gleicher Gesinnung, von gleichem, kindlich festen Glauben. Mein Wirth hatte sich sehr gefreut einen Pflegesohn seines Freundes zu sich ins Haus zu bekommen; ich lebte da wie ein Mitglied der Familie, man suchte mich mit Allem, dessen ich bedurfte, so wohlfeil und gut zu versorgen, als nur möglich. Die gute, christliche Hausordnung, welche in der Familie herrschte, errinnerte mich sehr an das Leben im Hause der Pflegeltern, die Genügsamkeit und Stille in welcher die Frau so wie die neun lebenden Kinder meines Wirthes beisammen wohnten, und, sobald sie dies vermochten, ihr eignes Brod zu verdienen suchten, war mir ein treffliches Muster und Vorbild; ich war gern da in diesem Hause, fragte in vielen Dingen den wackren Mann um seinen Rath und hatte mich immer wohl bei der Befolgung desselben gefunden. Nur einmal war ich bisher seinem Rath und seinen Warnungen ungehorsam gewesen, dieß war da, als

als er mich vor dem Umgang mit dem eben erwähnten Gelehrten warnte, oder, wenn mein wissenschaftlicher Zug zu dem kenntnißreichen Manne mir zu mächtig sey, mir rieth, mich wenigstens in keine philosophischen Streitigkeiten mit ihm einzulassen, weil ich hierbei immer mehr verlieren als gewinnen würde. Ich achtete leider auf beides nicht und mein wohlmeinender Wirth bemerkte zu seinem großen Schmerz, wie ich bei vielen Gelegenheiten mit dem fremden Gifte, das ich eingesogen, ein verwegenes Spiel trieb; wie ich mit den Zweifeln, deren ich hätte mich schämen sollen, noch groß that.

Ein Zweifel war es vornämlich, den ich damals mit allen Scheingründen zu vertheidigen suchte und der sich in mir so tief und fest gesetzt hatte, daß eine mehr denn menschliche Geduld und Kraft dazu gehörte, um ihn mir aus dem Herzen zu reissen. Dies war der Zweifel an jener erbarmenden Vorsorge, die nicht nur im Allgemeinen die Welt und alle ihre einzelnen Wesen durch ihre ewigen, unveränderlichen Gesetze regieren läßet, sondern die sich selber, unmittelbar, wie ein Vater des Kindes, das ihn darum bittet, der Noth des Einzelnen annimmt. Alles das, was mein Freund mir aus eigner Erfahrung, wie aus der merkwürdigen Verkettung der Schicksale andrer Menschen, als Beweis für das Walten einer Vorsehung anführte, „ohne deren Willen auch kein Sperling vom Dache fällt“, und die selbst das Seufzen des Unmündigen, wie des Verstoßenen und Verlassenen vernimmt und erhört, wollte mich, der ich doch selbst schon so vieles Aehnliche erfahren, nicht überzeugen; ich nannte alle solche Fügungen nur „Zufall“, ein Wort, das meinen kränklichen Freund tief beleidigte und nicht selten erzürnte.

So ward ich von den beiden Männern, deren einer

mir Das beständig rauben wollte, was der andre zu befestigen strebte, hin- und hergezogen, während mein eiserner Fleiß im Studiren und Erforschen des Neuen, wie ein Lastthier, auch wenn man zur Rechten und Linken es beunruhigt, den Weg seines alltäglichen Treibens gieng.

Eines Males, als ich von meinen gewöhnlichen Geschäften nach Hause kam, fand ich meinen Wirth sehr ernst und in sich gekehrt. Er sprach bei Tische nur wenig Worte und begab sich dann auf sein Zimmer. Ich meinte, es sey vielleicht eine Verlegenheit von öconomischer Art, welche den guten Mann drückte und in diesem Falle wäre ich, so sehr mein Geld mich freute, gern bereit gewesen, ihm mit den 100 Ducaten auszuhelfen, die ich neulich als Preis gewonnen. Ich gieng in dieser Absicht ihm nach, fragte ihn, was die Ursache seiner Unruhe und Betrübniß sey, und deutete, so bescheiden als möglich, auf die hundert Ducaten hin, die ja, da Herr van Ruyter mich mit allem Nothwendigen versorgte, so müssig bei mir lägen. Der gute van Leuven drückte mir die Hand, er war durch mein Anerbieten gerührt.

„Glauben Sie nicht, mein junger Freund! sagte er, daß ich unruhig und betrübt bin; ich bin vielmehr gerade jetzt in meinem Innern sehr ruhig; es möge Ihnen als eine Fortsetzung unsers neulichen Gespräches gelten, daß ich Ihnen sage, ich stehe jetzt an einem Punkte, wo allerdings die äußre Noth am größesten, darum aber auch, das weiß ich zuversichtlich, Gottes Hülfe am nächsten seyn wird. Denn Menschenhülfe vermag mir nicht zu nützen; Ihre hundert Ducaten wären nur ein Tropfen gegen das Meer meiner Noth. Damit Sie mich recht verstehen, will ich Ihnen Alles vertrauen. Wie Sie wissen bin ich Gerichtshalter und zum Theil Rechnungsführer bei mehreren

adlichen Familien. Bei der einen von diesen hatte ich eine Reihe von Jahren hindurch Einkünfte einzutreiben und abzuliefern und hierbei noch sonst über die Verwendung von Summen zu verfügen, die mein eignes kleines Vermögen, so wie das Ihrige dazu, viel tausendmal überstiegen. Ich hatte die Rechnungen, leider auch alle Quittungen und Belege, statt sie, wie ich wohl gesollt hätte, mit mir in die Stadt in mein Haus zu nehmen, auf dem Landgut meines Gerichtsherrn, in einem sonst wohlverwahrten Gewölbe und auch hier in einer verschlossenen, eisernen Kiste, worin zugleich etwas Geld war, liegen lassen. Vor einiger Zeit ist das Gewölbe von einer Diebsbande erbrochen und die Kiste, weil man sie vielleicht nicht schnell genug zu öffnen verstand, hinausgetragen worden. Sobald ich dies erfuhr, eilte ich sogleich zu meinem alten Gerichtsherrn, einem sehr wohlwollenden Mann, und erzählte diesem Alles. Er tröstete mich und sagte mir, er wisse ja Alles was ich für ihn eingenommen und ausgegeben; es bedürfe da keiner einzelnen Quittungen und Belege, ich solle nur aus dem Gedächtniß und so weit mir möglich, eine Generalrechnung und Uebersicht über die Ausgaben aufsetzen, er wolle dann mich fürs Ganze durch seine Unterschrift in Sicherheit stellen. Obwohl jeder Verzug mich drückte, um so mehr, da ich für den Herrn schon im Voraus eine Summe einkassirt hatte, die erst im nächsten Jahre fällig gewesen wäre, konnte ich dennoch nicht anders als mit dem freundlichen Bescheid mich begnügen; ich eilte nach Hause, um in möglichst kurzer Zeit die Arbeit zu enden, da trifft in der vergangenen Nacht den wackern Gutsherrn ein Schlagfluß; er konnte nicht mehr sprechen; in wenig Stunden war er eine Leiche. Nun tritt sein Vetter die Erbschaft an, ein Mann, den alle

Welt als sehr geldsüchtig und hartherzig kennt, und der noch überdieß mein persönlicher Feind ist, weil ich seinen schlechten Zumuthungen, die mich einst zur betrügerischen Untreue gegen meinen alten Herrn verleiten wollten, mit Verachtung widerstund. Er kennt sehr gut den Betrag der Einkünfte seines verstorbenen Verwandten; über die Ausgaben, namentlich über die Verwendung des vor der Zeit aufgekündigten Capitals, wird er strenge Rechenschaft fodern; es stehet nicht nur mein Haus und kleines Besitzthum, sondern meine Ehre und guter Name auf dem Spiele. Denn mir ist es wohlbekannt, daß der Mann schon bei seinem verstorbenen Vetter mich verdächtig machen wollte, weil ich, mit meinen vielen Kindern und schwerem Haushalt, gewiß mehr brauche als ich einnähme und deshalb es gefährlich sey, mir fremdes Geld zu vertrauen. Seht, mein junger Freund, dies ist das Anliegen, das mich heute schon den ganzen Tag antreibt, die Hülfe, nicht der Menschen, sondern das Angesicht Gottes mit inbrünstigem Flehen zu suchen. Denn Sein Auge sieht ins Verborgene und lenket aller Menschen Wollen und Handeln wie die Wasserbäche; Er allein kann es fügen, daß die Papiere noch wohlerhalten in meine Hände kommen, an deren Auffinden jetzt mein äußres Glück hängt. Ja, ich hoffe auf Ihn und weiß das gewiß, daß mein Hoffen nicht wird zu schanden werden."

Diese zuversichtliche Hoffnung meines Freundes kam mir freilich, in meiner damaligen Stimmung etwas sonderbar, ja ich möchte fast sagen, lächerlich vor, ich verbarg indeß, um ihn nicht zu kränken, meine Bedenken und Zweifel und gieng auf mein eignes Zimmer.

Der arme van Leuven dauerte mich wirklich von Herzen. Mehrere Tage waren seit unserm Gespräch ver-

gangen; seine Mienen wie seine Worte verriethen zwar keine Unruhe, aber er aß und schlief sehr wenig; die Blässe und der Ernst seines Angesichtes deuteten auf die heftige Arbeit, die in seinem Innern war.

„Mein Freund, sagte ich eines Tages zu ihm, draußen herrscht der Frühling mit seinen balsamischen Lüften; eine mäßige Bewegung im Freien wäre der Erhaltung Ihrer Gesundheit gewiß sehr nothwendig und wohlthätig. Sie wissen, ich habe gerade jetzt etwas Geld, das mein freies, selbsterworbenes Eigenthum ist, mich gelüstet es und wäre mir zuträglich, eine kleine Reise von etlichen Tagen zu machen. Ich nehme ein Fuhrwerk das für Mehrere Raum hat. Da bitte ich Sie nun herzlich, machen Sie mir die Freude und begleiten Sie mich.“

Van Leuven hatte keine große Lust meinem Wunsche zu willfahren, seine Frau und Kinder aber drangen so lange und so ernstlich in ihn, daß er endlich nachgab. Schon am nächsten Morgen saßen wir im Wagen; wir fuhren gegen Utrecht hin; dem kranken Manne that die warme Frühlingsluft so wohl, daß er ganz heiter wurde; er erzählte, wie er schon so oft und gerne gethan, von seinen Jugendjahren, vor Allem von seinem Zusammenleben mit meinem trefflichen Pflegevater. Wir hatten am Mittag, mir schien dies Pflicht gegen den Kranken, so wie bei mehreren andern Gelegenheiten uns lange aufgehalten, die kühlen Stunden des Abends naheten sich, wir mußten eilen um noch zur guten Zeit ins bequeme Nachtlager zu kommen; da hemmte auf einmal, in der Gasse eines Oertleins, durch das unser Weg führte, ein Zusammenlauf des Volkes unsre Fahrt. Ein fataler Zufall, sagte ich. — „Brauchen Sie heute, sprach mein Freund, halb scherzend und halb ernsthaft, das fatale Wort nicht, mit

dem Sie so oft mich gekränkt haben; es würde meine heitre Stimmung mir trüben." Ich schwieg und wartete eben geduldig, denn es war nichts andres zu machen, weil zu beiden Seiten des Ortes kein Weg durch die Gärten, so wie die unterhalb des künstlichen Dammes liegenden Wiesen und Sümpfe führte. Indem wir so hielten, brachte das Volk ein altes Weib, eine Diebin, so nannte sie das laute Geschrei; man wollte sie an unsrem Wagen vorbei zu ihrer Strafe abführen. Ich schaute, zufällig kam sie ganz nahe an meine Seite des Wagens, dem Weibe in ihr vom Alter gebeugtes Gesicht, und erkannte alsbald die mir noch wohlbekannten Züge der Zigeunerin, mit der ich als Knabe die Kräuter gesucht hatte. Halt, rief ich den Männern zu, die sie führten, was hat das Weib gestohlen? — Eine Gans, Herr, sagten die Männer. — Ich gebe euch einen Ducaten für die Gans, sagte ich, laßt die Arme gehen. — Herr, erwiederten Jene, das kann nicht geschehen, denn Recht muß Recht bleiben.— Das ist wohl wahr, sagte ich, aber habt ihr es denn selbst gesehen, daß die Alte die Gans stahl? — Nein, Herr, erwiederten die Bauern, aber die Gans fehlt, und schon Mehreres ist uns weggekommen; wer soll es genommen haben, als dies alte Zigeunerweib, das wir außen herumschleichen fanden am Gebüsche. — Sehet, sagte ich, ihr könnt ihr den Diebstahl nicht einmal beweisen, und ich wollte fast dafür reden, daß sie der That unschuldig sey. Ich kenne das Weib; bedenkt nur, wie soll so eine alte, schwache, an der Krücke schleichende Mutter im Stande seyn, eine Gans weg zu fangen?

Der Herr hat freilich Recht, sagte einer der Bauern, das Weib könnte unschuldig seyn, und ein Ducaten für

eine Gans ist doch auch kein übler Tausch, darum wollen wir die Alte für diesmal gehen lassen.

Während dieser Unterhandlung hatte die Alte ihr zitterndes Haupt emporgehoben und mich aufmerksam betrachtet. Diese Art Leute sind scharfsinnig im Wiedererkennen und Errathen. „Ei, Mährchen, rief sie mir zu, kennst du mich noch und erzeigst mir die Gutthat?“ Ich beschenkte sie noch auf ihren Schrecken, und nannte ihr ein Haus auf dem Lande — denn in die Stadt selber ließ man damals keine Zigeuner — wo sie nach einigen Tagen sich melden solle, damit ich weiter für sie sorgen könne. —

Das Volksgedränge hatte sich verlaufen, die alte Zigeunerin schlich langsam ihres Weges nach dem Gebüsch, unser Fuhrwerk hatte sich wieder in Gang gesetzt, da kam mir schnell noch ein Gedanke. Ich bat meinen Reisegefährten, er solle die Zügel des Pferdes ein wenig halten, ich wolle der Zigeunerin noch etwas sagen; er that dies und ich sprang aus dem Wagen. Mir war eingefallen, daß, als ich noch bei den Zigeunern war, öfters Bauernfrauen zu diesen kamen, und die angebliche Wahrsagekunst von jenen benutzten, indem sie Auskunft begehrten über allerhand Dinge die ihnen gestohlen, oder die verloren waren. Wenn bei solchen Gegenständen, die nicht zu den bald verzehrten Eßwaaren gehörten, der Preis, den die Bauernfrauen auf das Wiedergewinnen setzten, ansehnlich genug war, gaben gewöhnlich die Zigeuner, indem sie den Tigel mit Ruß überlaufen ließen, und dann angeblich das Verborgene darinnen lasen, einen Ort, im Walde oder selbst in der Wohnung des Bestohlenen an, wo der Dieb die Sachen verborgen habe. Ich bin zwar mehrmalen Zeuge davon gewesen, wie die Zigeuner, welche die ver-

mißte Sache selbst hatten, sie während der Zeit, in welcher man die Bauernfrauen mit den bald länger bald kürzer dauernden Wahrsagerkünsten hinhielt, an den Ort hintrugen, den sie nachher ihnen nannten, und dort versteckten; doch begab sichs auch zuweilen, daß die Zigeuner die Dinge, um die man sie fragte, nicht selbst entwendet hatten, daß sie aber dennoch—angeblich aus ihren Wahrsagekünsten — ganz gut darum Bescheid wußten; denn diesem allenthalben bei Nacht und bei Tage herumspähenden Volke entgieng selten eine That auch des andren, ungleich minder listigen Diebsgesindels, und nicht selten stunden sie mit diesem selbst in gutem Vernehmen. Dieses war mir eingefallen, und da ich noch überdieß mich erinnerte, daß in solchen „Seherkünsten“ meine alte Kräutersucherin als die geschickteste geachtet war, beschloß ich sie zu fragen, ob sie nicht Bescheid wisse, über die eiserne Kiste und die darinnen befindlichen Papiere?

Die Alte blieb stehen, als sie mich gegen sich hinlaufen sahe. „Was willst du, Mährchen,“ fragte sie mich. Ich entdeckte ihr mein Anliegen; sie verzog das runzliche Gesicht wie zum Lächeln und sagte dann mit halblauter Stimme: da kann ich dir helfen, Mährchen. Zwar haben die Zigeuner die Kiste nicht, aber ich weiß wo sie steckt, im Keller hinter Stroh und Kartoffeln. Einen Ducaten wird dich die Nachfrage kosten, oder wohl gar zwei, und das Geld, das in der Kiste war bekommst du nicht wieder, die eiserne Kiste vielleicht auch nicht, denn die wird der Dieb, wenn ers nicht gar schon gethan, heute oder morgen des Nachts ins Wasser versenken.

Ich erschrak über die Möglichkeit dieses Versenkens eben so sehr, als ich mich über die gegebene Hoffnung zum Wiedererlangen der Papiere gefreut hatte. Zwei Du-

caten zum Auslösen derselben und einen noch für ihre Mühe gab ich der Alten, damit sie eilen möge so sehr ihre Kräfte es erlaubten, und morgen Nachmittags wieder an derselben Stelle seyn, um mir die Papiere zu geben.

Wir fuhren jetzt nach unsrem Nachtlager; mein Herz war fröhlich über die gute Botschaft, die ich morgen vielleicht meinem Freunde bringen konnte; heute sagte ich ihm noch nichts davon; ich wollte ihn mit dem Geschenk überraschen. „Nun, so fragte mich van Leuven, als wir am Abend ruhig beisammen saßen, nennen Sie es jetzt auch noch einen bloßen Zufall, daß der Volkshaufe uns aufhielt? War dies nicht eine Fügung höherer Art, die Ihnen Gelegenheit geben wollte, eine hülflose arme Frau von der wahrscheinlich nicht verschuldeten Mißhandlung zu retten und zugleich derselben Person noch einen Beweis Ihrer Dankbarkeit zu geben?“ Ich schwieg, denn ich wußte noch mehr über diese „Fügung“ zu berichten als mein Freund van Leuven; morgen, sagte ich, spreche ich mit Ihnen über den Gegenstand, für heute Abend fühle ich mich zum Sprechen zu ermüdet.

Ich wachte am andern Morgen sehr frühe auf; die Freude, wie auf eine Christbescherung, die Freude auf die Ueberraschung, welche ich meinem Reisegefährten heute zu machen gedachte, ließ mich, wie mir scheint, nicht länger schlafen. Mein Freund war auch schon munter, ich hörte ihn anhaltend, obwohl ganz leise sprechen; er schien zu beten. Als wir uns zum Morgen begrüßten fand ich sein Aussehen ungewöhnlich heiter: „mir ist heut, so sagte er, zu Muthe, als könne ich nur loben und danken, so fröhlich in meinem Geiste war ich seit Jahren nicht; die Hülfe, so hoffe ich, ist nahe.“ Auch ich hoffte mit ihm, aber ich hoffte und glaubte an Etwas, das ich gleichsam

schon sahe und in den Händen hatte; er glaubte, wo er nicht sahe.

Mein Reisegefährte wollte von dort an, wo wir übernachtet hatten gleich wieder umkehren nach Leyden; auch ich hatte anfangs diese Absicht gehabt, nun fand sich jedoch ein guter Grund — die Bestellung nämlich der Alten auf den heutigen Nachmittag an den Ort unsers gestrigen Begegnens — die Heimreise noch zu verspäten. Mit Mühe beredete ich den Freund noch einen Seitenweg mit mir einzuschlagen nach einem Lustgarten, in welchem gerade nicht viel Neues zu sehen war. Endlich schien mirs die rechte Zeit zur Umkehr zu seyn, ich brachte sie selber in Anregung. Zur bestimmten Stunde trafen wir da ein, wo ich gestern zuletzt mit der Alten gesprochen; ich bat den Reisegefährten abermals die Zügel zu halten; ich stieg aus und trat allein auf die Wiese. Ich hatte mich kaum dorthin gestellt, da kam auch die Alte aus dem Gebüsch hervor; sie hatte ein großes Bündel unter ihrem Arme, zu meiner innigsten Freude enthielt es die so schmerzlich ersehnten Papiere. „Gerade noch zur rechten Stunde hast du mich ausgeschickt, Mährchen, so sprach sie; schon in der vergangenen Nacht sollte die Kiste mit sammt deinen Papieren ins Wasser.“ Ich nahm mir kaum Zeit der Alten zu danken, eilig kehrte ich zum Wagen zurück, stieg in denselben hinein, und legte meinen glücklichen Fund in die Hände des Freundes.

„Ist dies nicht, sagte dieser, als er aus seiner tiefen Bewegung wieder zu den Worten des gewöhnlichen Sprechens kam, ein Spiel der ewigen Weisheit und Erbarmung mit ihren Menschenkindern, zu denen sie sich nahe und wie mit den Händen greifbar herabließ. Kann Ihnen dieses Zusammentreffen der Ereignisse und die

Folge jenes Zusammentreffens auch noch Zufall heißen, mein Freund?" — „Nein, sagte ich, dies war kein Zufall, sondern eine sichtbar gewordene Führung an der unsichtbaren Hand Gottes." Ich hatte damals wirklich einen Blick in den Haushalt jener ewigen Liebe gethan, in welchem, wie der Spruch sagt, alle Haare auf unserm Haupte gezählt sind, und hatte etwas von der Weise ihres nahen Verkehres mit den Menschenkindern erfahren; aber weder hatte ich jenen Blick recht mit eigenen Augen gethan noch die Erfahrung ganz mit eigenem Herzen gemacht, darum stund mir beides noch nicht so fest und tief als es gesollt hätte. In der That das Lesen, das Hören, ja das Sehen auch der herrlichsten Führungen Gottes, lassen uns, auch wenn sie tief uns rührten, immer nur noch wie Fremdlinge oder höchstens als Gäste zu dem Heerde des innern, festen Friedens nahen, während uns erst eine eigene, tiefdringende Erfahrung zu Kindern und Erben des Hauses macht.

Ich war während des Sommers mehrere Male wieder nach Lönenbosch auf den Landsitz meines Wohlthäters gekommen; ich fand hier immer die gleiche, freundliche Aufnahme, ja ich kann sagen, ich war dort wie Kind im Hause. Dennoch schien mir der schöne Garten und das Haus wie verlassen und verödet, denn Marie war nicht mehr da. Ohne daß ich mit Worten nach ihr fragte, — vielleicht thaten es desto mehr meine Blicke — gab mir Frau van Ruyter jedesmal Nachricht von dem Befinden „meines ehemaligen kleinen Schützlinges": von ihrer Tochter, ja sie theilte mir einige Male Briefe von dieser mit, und in jedem derselben fand ich Fragen nach meinem Befinden und den Auftrag mich zu grüßen. Wenn ich diese Blätter von ihrer Hand beschrieben in meine Hand

nahm, da durchdrang michs so warm und freudig, als wäre sie selber da, wenn ich aber dann wieder hinaus trat unter die Bäume und Rosengebüsche, da war mirs als sängen die Vögel: „wir haben sie nicht gesehen", und die Wellen des kleinen Sees rauschten: „sie ist nicht da."

Dem Herrn van Ruyter hatte ich gleich bei dem ersten Wiedersehen nach der vorhin beschriebenen Frühlingsreise mit van Leuven Alles erzählt, was ich dabei erfahren, und namentlich ihn auch an seine Aeußerung über das öftere, unvermuthete Ergebniß jener Gelegenheiten erinnert, bei denen man im Stande ist, eine Pflicht der Dankbarkeit abzutragen. Er war über die sorgenvolle und dann so glücklich veränderte Lage meines Hauswirthes van Leuven, den er vorher noch nicht näher gekannt hatte, gerührt und erfreut; als ich ihm aber auch erzählte, was ich für die Versorgung der alten Zigeunerin auf ihre letzten Lebenstage zu thun gedächte, bat er mich nur zunächst ihm die Ausführung meiner guten Absicht zu überlassen, da auch er hierbei die Pflicht einer Art von Dankbarkeit erfülle. Er hat auch wirklich bald nachher jener Alten eine Versorgung in einem kleinen Häuschen, bei einem seiner Landsitze angetragen, und sie hat da kurze Zeit gewohnt; sie war aber das freie Leben in Wald und Gebüsch, das Herumstreifen mit ihrer Horde durch Blachfeld und Haide so gewohnt, daß sie die Ruhe ihrer neuen Lage nicht ertragen konnte; sie machte sich auf einmal bei Nacht davon; selbst die neuen Kleider die man ihr geschenkt hatte, ließ sie zurück, denn ihre alte Zigeunertracht war ihr gewohnter und bequemer, nur das Geld das man ihr gegeben, und die Lebensmittel die sie für die nächsten Tage erhalten, nahm sie mit sich; wir konnten später nichts mehr von ihr erfahren, und mußten nur froh seyn, daß wenig-

stens wir die Absicht, ihr Gutes zu erweisen, nicht bloß in Gedanken gehegt, sondern auch mit der That gezeigt hatten.

Die Familie meines Wohlthäters lernte ich, je öfter ich sie sahe, immer besser kennen, immer herzlicher verehren und lieben. Beide Eltern, und namentlich der eine Sohn, Hugo van Ruyter, trugen die kostbare Perle des einfältigen Christenglaubens in sich, ohne äußerlich damit zu prunken; sie waren weit mehr, als sie scheinen mochten; wer in die stille Hausordnung dieser Familie blickte, wer in das Geheimniß ihrer Wohlthätigkeit gegen Arme und Verlassene eindrang, der wußte erst recht, was er an dieser Bekanntschaft hatte; Viele der sogenannt Strengen beurtheilten sie falsch, weil sie meinten, nur da könne ein Gotteshaus seyn, wo ein recht lautes Glockengeläut ertöne und Kirchenmusik dazu.

Ich nannte so eben den edlen Hugo van Ruyter. Dieser wurde mir nicht nur so überaus theuer und werth, weil er Mariens Bruder und in seinem Wesen ihr ähnlich war, sondern weil ein Zug der andern, innren Verwandtschaft mich zu ihm hinführte. Er war etwas älter als ich, und in jeder Hinsicht erfahrener und beßer begründet; er war mir mehr als ein gewöhnlicher Freund; er war mir ein Vorbild des treuen, reinen Wandels vor Gott und Menschen. Bis zum Antritt seiner großen Geschäftsreise, von welcher ich nachher reden will, sahe ich diesen brüderlichen Freund viel, denn er hielt sich öfters, in Angelegenheiten seines Hauses, wochenlang in Leyden auf.

In dem letzten Jahre meiner Universitätsstudien hatte ich das Glück mit einem der trefflichsten und an Jahren ältesten Lehrer der Hochschule näher bekannt zu werden. Es war ein Geist von tiefem Wissen und Erkennen; bei dem greisen Scheitel wohnte ein noch jugendlich warmes

Herz voll Liebe gegen Gott und die Brüder. Diese Liebe erwies er denn auch mir im vollesten Maaße und ich bedurfte damals gerade eines solchen Führers mehr denn jemals. Denn der Privatgelehrte, von welchem ich früher erzählte, daß er mir durch seine Zweifelsucht leicht hätte verderblich seyn können, wurde mir jetzt auf andere Weise gefährlich. Es ist eine alte, wohlbegründete Erfahrung, daß mit dem Unglauben gar häufig der Aberglaube sich paaret. Auch bei dem Manne, von welchem ich eben spreche, war dieß der Fall. Er, welcher der Wahrheit nicht glaubte, war zugänglich für die Täuschung; er trieb sich mit allerhand magischen Künsten herum, welche er magnetische nannte; Künste, bei denen allerdings zuweilen höchst sonderbare und auffallende Erscheinungen ans Licht kamen. Mich zogen diese Irrlichter im höchsten Grade an; sie hätten mich fast von dem geraden Wege des ruhigen, wissenschaftlichen Forschens verlockt, da fragte ich einstmals meinen alten, ehrwürdigen Lehrer um die Sache. Er schüttelte den Kopf dazu und sagte: „wenn man sich an einem dunklen Orte das Haar kämmt, dann fahren Funken heraus und das Haupt steht wie in Flammen; es giebt Menschen an denen ein phosphorisches Leuchten merklich wird wenn man sie nur mit der Hand über die Haut streicht. Wenn einmal der Leib todt seyn wird und es tritt die Fäulniß ein, dann bricht die langverhaltne Flamme des Phlogistons (des Phosphor-Schwefels) ungehemmt hervor; dann leuchtet das faule Fleisch oder faule Holz so deutlich, daß alle Welt es sieht. Was soll mir dieser Schimmer der Verwesung, der freilich die Neugier aller bei Nacht vorüber Gehenden anzieht, da ich die helle Kerze oder gar das Tageslicht habe? Er kann nur solche Vögel anlocken, die nicht im

Lichte des wahren Erkennens, sondern in der Finsterniß wandeln, und wenn auch wirklich mein Körper oder der Körper eines meiner Bekannten die Eigenschaft hätte, das phosphorische Wesen bei jeder Berührung auszustrahlen, so würde ich mich nicht bei langer Betrachtung desselben aufhalten; die mag einmal künftig der Todtengräber anstellen; ich weiß was ich davon zu halten habe, und daß das gesunde Leben, so lange es diesen Aushauch der Fäulniß nicht aufkommen läßt, besser ist als der Tod. Ja, mein junger Freund! schon die Weisheit der Alten spricht sehr bedeutungsvoll und richtig: nur das Erkennen, das jedem nach Wahrheit verlangenden Menschengeist zugänglich ist, ist das sichre und wahre; was nur Wenigen – ist unsicher, was nur Einem ist der Falschheit verdächtig. In der Wissenschaft wie im Leben ist der einfältigste, geräuschloseste Weg der beste, so wie unter allen Wundern das alltäglichste zugleich das größeste, freilich auch dabei dem bloß äußerlichen Auge verborgenste ist."

Ich betrachtete seitdem die magischen Künste meines Adepten, von denen ich eigentlich schon manches Aehnliche bei den Zigeunern gesehen, mit Mißtrauen und zuletzt mit Gleichgültigkeit, ja ich machte gar kein Geheimniß aus dieser meiner Gesinnung, sondern sprach sie bei mehreren Gelegenheiten laut aus. Dieses brachte den vermeintlichen Magier so gegen mich auf, daß er mir seine ganze Gunst entzog, ja zuletzt mir den Zutritt nicht nur zu seiner Bibliothek, sondern selbst zu seinem Hause verbot. Ich ertrug diese Entbehrung leicht; ich hatte andre, einsichtsvollere und treuere Führer auf dem Wege des Wissens gefunden.

Bei einem Besuche, den ich während der Ferien des Spätsommers meinem lieben Pflegevater, dem Pfarrer

Gutherr, machte, übergab mir dieser einen Theil meines kleinen elterlichen Vermögens und zugleich als letztes Vermächtniß meiner seligen Mutter einen langen Brief derselben an meinen Vater, den sie einige Zeit vorher geschrieben hatte, ehe der Schiffscapitän ihr die Nachricht von seinem vermuthlichen Untergange im Meere brachte. Der Brief war nicht vollendet; sie hatte auf eine sichre Gelegenheit zu seiner Absendung warten wollen. Sein Inhalt ließ mich einen tiefen Blick in dieses treue Mutterherz thun; was sie darinnen von mir schrieb, das war der Ausdruck einer mehr denn gewöhnlichen — einer nicht vergänglichen — Liebe. Ich nahm den Brief wie ein theures Kleinod zu mir, ohnehin begleitete mich auch noch immer das kleine Psalmbuch meines Vaters, das ich von seiner unter den Zigeunern erlittenen Beschmutzung hatte wieder herstellen lassen.

Die Zeit der Universitätsstudien war nun zu Ende; Gott hatte mich während derselben auf dem Wege der Gefahren, die meinem Leichtsinn so wie meinem sehr lebhaften Hange zu sinnlichen Genüssen verderblich werden konnten, durch zwei gute Engel glücklich hindurch geleiten und beschützen lassen: der eine davon war meine natürliche Neigung zur Wissenschaft und meine frühe Gewöhnung an das fleißige Arbeiten; der andre war die Liebe zu Marien.

Ich empfieng jetzt den Doctorgrad der Medizin, mein alter Lehrer fragte mich öfters, ob ich nicht für eine Lehrerstelle an der Universität mich vorbereiten wolle? meine Neigung führte mich jedoch entweder zu Reisen in die weite Welt (wie bald stund mir eine solche gegen meinen Willen bevor), oder zur ausübenden Arzneikunde. Ich wählte vor der Hand das Letztere und beschloß, auf den Rath des Herrn van Ruyter, mich in Amsterdam als praktischer

praktischer Arzt niederzulassen. Das gewöhnliche Loos der neuangehenden Aerzte, daß allerhand Kranke, welche an veralteten, den Heilmitteln trotzenden Uebeln leiden, bei ihrem neuen Lichte Hülfe suchen, begegnete auch mir, um so mehr, da mir ein besonders günstiger Ruf vorausgegangen war. Mein Haus war beständig von Armen wie Reichen, welche Hülfe suchten, umlagert, und als ich gleich in den ersten Monaten meiner Praxis das Glück hatte, die Gemahlin eines der vornehmsten Männer der Stadt, welche von ihren Aerzten sehr verkehrt behandelt und nun als hoffnungslos aufgegeben war, zu retten und wieder herzustellen; da mir selbst die Cur eines Mannes gelang, welchen der Prinz von Oranien seines vorzüglichsten Vertrauens würdigte, schien ich auf dem geraden Wege zu einem glänzenden äußeren Glück. Die Stelle eines jüngeren Leibarztes bei unserm edlen Prinzen, so hatte man mir zu verstehen gegeben, konnte mir über kurz oder lang kaum entgehen. Dabei schienen mir noch andre, liebere Hoffnungsstrahlen in mein Herz: Marie wurde endlich, nach wenig Wochen zurückerwartet; die Mutter that jetzt Alles um die Zurückkehr der einzigen Tochter zu beschleunigen, denn sie bedurfte einer solchen Tröstung, da ihr Sohn Hugo, von welchem ich vorhin sprach, schon seit längerer Zeit eine gefahrvolle Geschäftsreise nach Java angetreten hatte.

Zwar hörte ich damals noch immer und von vielen Seiten das Gerücht, daß die Tochter des Herrn van Ruyter bald nach ihrer Zurückkunft sich vermählen werde mit einem jungen Verwandten ihrer Mutter: mit demselben reichen jungen Herrn, den ich einstmals an Mariens Geburtstag so viel um diese beschäftigt gesehen hatte, auch schien mir die Mutter selber zuweilen auf diese nahe Wendung des Schicksales ihrer Tochter, in ihren Gesprächen

mit mir, hindeuten zu wollen; aber ich rechnete, wenn ich dann immer wieder von neuem den süßen Hoffnungen und Träumen mich hingab, noch auf den Ausspruch einer anderen Neigung, als die der Mutter war; auf dem von Marien. So fühlte ich in meinem Herzen mich eben so glücklich, als ich im Aeußren es mir zu seyn schien.

Eines Tages, als ich mitten im Drange der Geschäfte stund, erhielt ich einen Brief von der Hausfrau meines Freundes van Leuven. Sie bat mich dringend in möglichster Eile nach Leyden zu kommen, um ihrem todtkranken Manne ärztliche Hülfe oder wenigstens freundlichen Zuspruch zu bringen: er habe großes Verlangen mich zu sehen. Ich machte es wirklich möglich; eilte mit der Post nach Leyden, fand aber meinen Freund durch einen heftigen Blutsturz bis zum Tode entkräftet und nach ärztlichem Ausspruch unrettbar. Mein Blick mochte ihm dieses verrathen; statt ihm täuschende Hoffnungen zu geben, konnte ich nur meine schmerzliche Theilnahme äußern. Er sprach zu mir, mit kaum vernehmbarer Stimme: „mitten in dem Leid um die Meinigen, tröstete mich schon heute mehrmalen der Spruch: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. — Nehmen Sie ihn, fuhr er nach einer Pause fort, zum Andenken an mich, zum Andenken an einen sterbenden Freund in Ihr junges Herz auf, diesen schönen Spruch. — Ich sterbe ruhig und gern, für meine Hinterbliebenen wird Gott als Vater sorgen.“

Ich sahe wohl, daß Menschenhülfe hier aus sey; in tiefer Rührung nahm ich Abschied von dem Freunde und den schmerzlich betrübten Seinigen, und eilte zurück nach Amsterdam; noch in derselben Nacht starb der edle van Leuven.

Das Vertrauen des Sterbenden hatte sich nicht getäuscht. Noch ganz bewegt von dem, was ich an jenem

Sterbebette gesehen und erfahren, erzählte ich gleich nach meiner Zurückkunft in die Hauptstadt jenem vornehmen Manne, dessen Gemahlin ich, wie vorhin gesagt, aus Todesgefahr gerettet hatte, Einiges von den Lebensschicksalen des van Leuven und der hülflosen Lage, in der sich jetzt seine Familie befinde. Dieser einfache Bericht hatte eine unerwartet gute Wirkung; die Familie des Verstorbenen erhielt eine reichliche Pension aus einer öffentlichen für Wittwen und Waisen bestimmten Kasse, und empfieng überdies auch noch so viele Unterstützungen aus wohlvermögenden Händen, daß sie nach dem Tode Ihres Vaters und Versorgers beinahe besser im Aeußerlichen daran war, als bei seinen Lebzeiten. Im gegenwärtigen Augenblick, wo ich dies erzähle, sind alle Kinder meines verstorbenen Freundes wohl versorgt; ihre Mutter starb in gutem Frieden.

Bald nachher erhielt ich eine dringende Aufforderung zu einem Kranken, der einen wichtigen Posten bei unsrer Flotte begleitet, nach Hoorn zu kommen. Mit überaus großem Widerstreben folgte ich dieser Aufforderung; ich hatte meinen guten Grund zu meinem Widerstreben; noch an demselben Tage wurde in van Ruyters Hause die Ankunft der Tochter aus Paris erwartet. Ach, sprach ich unmuthig zu mir selber, warum muß diese Zumuthung mir gerade heute gemacht werden, wo ich so viele wichtige Kranke in der Stadt zu versorgen habe? und — das andre sprach ich weder laut noch halblaut aus, sondern dachte mir es nur tief im Herzen. Ich gab, da ich schon früh beim Tagesgrauen jenseits der Uberfahrt über den YStrom am Lande war, dem Pferde so kräftig die Sporen, daß der Postknecht, der mich begleitete, mit seinem minder raschem Pferde mir kaum zu folgen vermochte. Mitten in meinem heftigen Unmuth fiel mir der Spruch ein, den

mein sterbender Freund mir als Andenken hinterlassen Ei, so dachte ich, zu welchem Besten sollte mir doch diese ungelegene, widerwärtige Reise dienen?

In Hoorn angelangt, besorgte ich, so gut ichs vermochte, mein Geschäft, denn ich habe meine Ungeduld, auch wenn mir die Wege meines Berufes zuweilen noch so schwer und lästig waren, niemals mit an das Bette meiner Kranken genommen, weil ich aus Neigung und mit ganzer Seele bei meinem Berufe bin. Ich hatte dem kranken Herrn, der heute mit solchem Vertrauen mich rufen lassen, ein Mittel gegeben, das sein Leiden, welches weder gefährlich noch tief eingehend war, sehr bald linderte; andre Mittel hinterließ ich ihm noch; ich konnte ruhig wieder abreisen.

Als ich nach Mittag zum Haus heraustrat um wieder zu Pferde zu sitzen, erfuhr ich, daß so eben ein Ostindienfahrer im Hafen vor Anker gegangen sey; ich erkundigte mich genauer und hörte den Namen des Schiffes: es war eines von denen, welche Herr van Ruyter großentheils befrachtete. Augenblicklich ließ ich mich hinüberfahren zum Schiffe; den Capitän hatte ich schon früher einmal gesehen; ich fragte ihn, ob er Briefe für Herrn van Ruyter von seinem Sohn aus Java habe? Diese hatte er allerdings und zwar im Verhältniß zur weiten Reise, keine sehr alten, denn die Fahrt des Schiffes war durch ganz besonders guten Wind begünstigt gewesen. Der Capitän wollte die Briefe morgen, sobald er von seinem Schiffe abkommen konnte, selber überbringen, da er mich aber als einen Freund des Herrn van Ruyter kannte, und ich ihn so dringend darum bat, zugleich auch versprach, daß ich noch heute, und sey es erst spät am Abend, die Briefe abgeben werde, vertraute er mir willig sie an.

Ein reicher Schatz von Edelsteinen, Gold und Perlen hätte mich nicht so erfreuen können, als der Brief, den ich jetzt in meiner Hand hatte. Ich erkannte an der Aufschrift die Federzüge meines Freundes Hugo; was konnte ich der Mutter für eine größere Freude machen, als wenn ich ihr noch heute diese Nachricht von ihrem Sohne brächte, und — bei dieser Gelegenheit durfte ich ja gewiß Marien sehen und begrüßen. Ich konnte nicht schnell genug zu Pferde kommen, und das arme Thier hatte vielleicht seit langem die Sporen eines eilenden Reuters nicht so oft und kräftig gefühlt, denn heute. „Also hat doch der Spruch recht," sagte ich auf meinem Heimwege mehr als einmal zu mir selber; „auch diese mir anfangs so widerwärtige Reise hat zu meinem Besten, zu meiner Freude ausschlagen müssen." Doch dieses Vertrauen auf die Wahrheit und Richtigkeit meines Spruches sollte gar bald auf eine härtere und langwierigere Probe gestellt werden; die Prüfung war schon ganz nahe, und sie war eine, durch meine Ungeduld selbst herbeigeführte.

Schon auf dem Herweg war mir mein alter Postknecht mit seinem verhältnißmäßig eben so altem Pferde viel zu langsam gewesen, ich war ihm immer voraus und kam auch um ein Merkliches eher in Hoorn an, als er. Auf dem Heimwege vollends, mit dem Briefe in der Tasche, dessen innre Bedeutung mir Sturmwindsflügel gab, hatte ich eben nur gewartet, bis der Alte mein Pferd, nicht bis er das seinige zum Aufsitzen bequem gemacht hatte; ohne mich nach ihm nur umzusehen, war ich im Trab, ja im Gallop vorausgerannt; wohl hörte ich im Anfang einige Male sein Klatschen mit der Peitsche, aber ich achtete darauf wenig, und bald war ich so weit von ihm, daß ich gar nichts mehr von ihm hörte. Indeß

wurde es Abend; der Himmel war wolkig und trübe, kein Mond- oder Sternenlicht erhellte die Nacht. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß ich vom rechten Weg mich verirrt habe; ich hörte das Meer ganz nahe brausen, statt des festeren Dammes, auf dem ich vorhin ritt, trat mein Pferd tief in den weichen Sand. Ich sahe ein Licht, auf dieses ritt ich zu; es kam aus den Fenstern eines einzeln stehenden Hauses, aus dem mir ein wildes Geschrei wie von betrunkenen, heftig zankenden Männern entgegenschallte. Hier mußte ich fragen und wo möglich einen Boten nehmen, der mich mit einer Laterne bis zu meinem verlornen Weg begleiten konnte. Ich rief gegen das Haus hin; zwei Kerle traten heraus und beleuchteten mich sammt meinem Pferde, ihnen klagte ich meine Noth und verlangte aufs eiligste nach einem Führer. Sie traten zurück ins Haus; nach einiger Zeit, die meiner Ungeduld wie ein Zeitraum von Jahren erschien, kam ein Andrer heraus und sagte: Herr, wenn ihr einen Boten haben wollt, müßt ihr absteigen und selbst hereinkommen, mit diesen Leuten ist sonst nichts zu machen. Zugleich ergriff er mein Pferd beim Zügel, als ob er es halten wolle, und noch etliche Andre ließen in der Nähe sich sehen. Mich machte — sonst könnte ich mich selber nicht begreifen — in diesem Augenblick meine Leidenschaft, mich machte die Ungeduld blind; ich stieg wirklich ab, und dies so eilig, daß ich fast zum Boden gestürzt wäre, ich trat hinein in das von Qualm und Brandweindunst erfüllte Zimmer. Hier wurde ich alsbald gewahr, in welche Hände ich gerathen sey; der größte Theil der Anwesenden bestund aus Bewaffneten, welche ihre Sprache als Franzosen verrieth; die Andern gehörten zu dem furchtbarsten und grausamsten Stande unsrer Küstenbewohner: zu jenem der Seelenverkäufer.

Ich hatte kaum erkannt, unter welchen Leuten ich mich befände, als ich eilig zum Zimmer hinaussprang um in der Flucht meine Rettung zu suchen; denn ich war ganz unbewaffnet, und hätte ich auch Gewehre getragen, was konnte ich Einzelner gegen diese mörderische Schaar der Bewaffneten ausrichten? Man ließ mich, ohne mich zu hemmen, hinausspringen auf den Boden der Hausflur, denn hier erwartete mich eine andre, unbesiegbare Hemmung; der vermeintlich sichere Boden war eine Fallthür, die unter meinen Füßen ihre weite Mündung aufthat und mich hinabgleiten ließ, zwar in ziemliche Tiefe, doch ohne Nachtheil, denn ich fiel auf Stroh. Die Fallthür wurde wieder angezogen und ich lag da im Dunkel, — in dem furchtbarsten Dunkel, das jemals mein Leben umfangen; es war ein Dunkel, nicht des Leibes allein, sondern auch der mit Verzweiflung ringenden Seele. Eben noch so überselig in Hoffnung, und nun so unselig in der Wirklichkeit. Ein Schwindel, wie des Schieferdeckers, in dem Augenblick, wo er vom Thurme herabstürzt, ergriff mich; mir entschwand das Bewußtseyn. Aber das Sehnen, das ungestillte Verlangen der Seele, fortzueilen dahin, wohin mich die Liebe trieb, erweckte mich wieder; ich gab mich der Hoffnung hin, diese Unmenschen vielleicht durch eine große Auslösungssumme zur Nachgiebigkeit zu bewegen; ich rief mit aller Anstrengung meiner Stimme, niemand antwortete mir; ich wollte hinauf und die Fallthüre sprengen; es war keine Treppe da. Aus einem Winkel des unterirdischen Kerkers rief mich endlich auf Deutsch eine Stimme an: das Rufen hilft da nichts und hinauf kann man auch nicht. Ich liege, wie ich meine, denn ein Tageslicht sieht man hier nicht, seit fast zwei Tagen da und man hat mir nichts zu essen

gegeben; meinen Cameraden haben sie erschossen, weil er sich zur Wehre stellte.

Mich durchschauerte ein Fieberfrost der Hoffnungslosigkeit; der Augenblick des leiblichen Todes kann nicht so weh thun, als jener Augenblick, in welchem das Leben der Seele: die Hoffnung erlischt. „Es ist Alles aus, sagte ich; o du Leichtgläubigkeit meines Herzens, die sich überreden wollte, dieser Weg nach Hoorn habe mir zum Besten gedient; mein Widerwille heute am Morgen war richtiges Vorgefühl von dem, was mir drohte."

Nach einigen Stunden wurde es oben still; die Soldaten schienen zu schlafen. Doch diese Ruhe war von kurzer Dauer, bald wurde wieder Lärm, die Fallthüre that sich auf, eine Leiter ward herabgelassen, auf welcher mehrere Bewaffnete heruntersteigen in den Kerker. Man legte mir Fesseln an, in der Ohnmacht meiner Betäubung ließ ich Alles mit mir geschehen. Man zog und schleppte mich hinauf, und gleich nach mir auch den deutschen Handwerksburschen (denn dieses war er, wie ich später erfuhr), welcher mit mir das Strohlager getheilt hatte. Oben setzte man uns Speise und Getränke hin; ich verschmähte sie, mein Unglücksgefährte nahm sie begierig zu sich. Bisher waren wir nur von französischen Soldaten umgeben gewesen; jetzt traten einige Seelenverkäufer herein. Gegen sie legte ich mich alsbald aufs Drohen, dann aufs Bitten und Versprechen. Ich sagte ihnen meinen Namen — doch sie kannten diesen Namen eines glücklichen Neulinges in Amsterdam nicht; ich nannte ihnen meine vornehmen Freunde und Gönner, beschrieb ihnen, welche Folgen selbst für sie mein plötzliches Verschwinden haben könne; die Namen dieser vielvermögenden Männer kannten sie, aber sie glaubten mir wohl kaum, daß ich bei Jenen so

hoch in Achtung stehe. Ich bot ihnen, denn bei dem Einkommen, das schon damals meine ärztliche Praxis begleitete, und welches als nahe künftig mir dieselbe versprach, konnte ich es leicht, eine sehr bedeutende Summe für meine Auslösung, sie antworteten kalt; „ein Geld, das du nicht vor uns aufzählest, ist für uns wie keines; wo sollen wir deine Auslösung holen, etwa im Kerker, worein man uns steckt, oder am Galgen, woran man uns hängt?“ Die Unmenschen beraubten mich hierauf meiner Kleider, meiner Uhr, meines Ringes und des wenigen Geldes, das ich bei mir trug; die Papiere, die sie in meinen Taschen gefunden, wollten sie dem Feuer übergeben. Laßt mir nur das Büchlein da, rief ich in halber Verzweiflung: es war das oft erwähnte Büchlein meines Vaters, in das ich, hinten am Ende, den Brief meiner Mutter hatte einheften lassen. Es stak zufällig in den Reisekleidern, die ich heute früh eilig angelegt hatte. Die Seelenverkäufer sahen es an und warfen mir's verächtlich hin. Statt meines Rockes gaben sie mir dann Matrosenkleider und schleppten mich ans Meer, in ein Boot, an dessen Bord man mich sogleich mit Ketten anschloß.

Es war noch finstre Nacht, als wir vom Lande abstießen, und das Meer ging hoch; Gott verzeihe mir meinen Kleinmuth, mitten im Dunkel, das meine Seele umgab, wünschte ich, die Wogen möchten mich verschlingen.

Das französische Schiff, welches diesen entsetzlichen Menschenraub veranlaßte, lag ziemlich weit von der Küste hinweg vor Anker. Es hatte sich unter einer falschen (neutralen) Flagge genaht; doch mochte seine Mannschaft jetzt es für nöthig halten, das weite Meer zu suchen. Als unser Boot, welches nur zwei gewaltsam erbeutete Menschen,

und ein anderes, das deren gegen zehn enthielt, ausgeladen waren, lichtete man die Anker und spannte die Segel auf; ein kräftiger Wind schwellte dieselben und begünstigte das Vorhaben der Bosheit; in wenig Stunden waren wir schon fern vom Lande, im weiten Meere.

Es giebt einen Zustand der höchsten, innigsten Freude, in welchem es uns zu Muthe ist und künftig zu Muthe seyn wird, als den Träumenden; es giebt aber auch einen Grad des innern Schmerzens, der uns in einen Traum, wie der Betäubung, versenkt. Ich wußte kaum, was ich that, als ich mechanisch den Matrosendienst mit angriff, den man mir zumuthete; ich kann nicht mehr berechnen, denn ich merkte nicht auf den Wechsel des Morgens oder Abends, wie viel Tage oder Wochen vergingen, bis wir im Hafen von Bordeaux ankamen. Während unser Schiff einige Tage hier vor Anker lag, gelang es mir, unbemerkt einige Zeilen mit Bleistift, den ich zugleich mit dem Papier vom Schiffszimmermann entlehnte, an Herrn van Ruyter in Amsterdam zu schreiben, dem ich mein Unglück meldete und zugleich den Brief seines Sohnes beifügte. Schon meinte ich, der Brief sey umsonst geschrieben; ich würde ihn mit mir zu Wasser nehmen müssen, denn ich sahe bereits Anstalten zur Abreise treffen; da fügte sich's, daß in Begleitung eines Kaufmannes, der uns Proviant lieferte, ein junger Holländer an Bord kam. Ich erkannte ihn an seiner Aussprache des Französischen; während die Andren handelten und Keiner auf mich merkte, erzählte ich ihm, was mir geschehen, und bat ihn um Gottes willen, denn ich hatte ja nichts mehr um die Gefälligkeit zu lohnen, meine Zeilen zu besorgen, was auch, wie ich nachher sagen werde, der wackre Mann treulich gethan hat.

Wir waren jetzt wieder im Meere, und ich erfuhr nun,

daß unser Schiff nach Ostindien bestimmt sey. Es hatte vierzig Kanonen und war mit allem Nöthigen zur Seereise wohl versehen; nur an einem Stücke fehlte es, das war ein tüchtiger Arzt. Der Mensch, den man zu diesem Geschäfte, ich weiß nicht mehr an welchem Orte in Flandern, aufgenommen hatte, wäre in manchen unsrer besseren Apotheken kaum zum Stößer brauchbar erfunden worden, hier sollte er Apotheker und Arzt zugleich seyn. Der Schiffschirurg, ein junger Mann von meinem Alter, war verstandiger und geschickter; diesem sagte ich einmal, als mich mein Matrosengeschäft in die Nähe der kleinen Küche, führte, die zum Dienst der Apotheke bestimmt war, und in welcher so eben eine Latwerge für den kranken Capitän bereitet wurde, deren widersinnige Zusammensetzung ich sogar, ohne sie zu sehen, mit der Nase roch, was mich hiervon dünke; ich äußerte gegen ihn auch bei andrer Gelegenheit mein Bedenken über das Verfahren, das sein Doctor in der Behandlung eines fieberkranken Matrosen eingeschlagen hatte; hierdurch war es im Schiffe ruchtbar geworden, daß ich ein Arzt sey. Wir litten damals gerade an einer langanhaltenden Windstille; unser Wasserproviant fing an in Verderbniß überzugehn; der Skorbut, sowie andre Krankheiten, regten sich bei den Vornehmen wie bei den Geringen. Unser Doctor hatte für alle diese Leiden nur ein Mittel, das er selber zusammenkochte, — denn er bildete sich noch dazu ein, er sey ein Adept, der, wo nicht den Stein der Weisen selber, doch einen Vettern desselben besäße — ein Mittel, welchem gewiß, in ihrer harmloseren Wirkung, die Wagenschmiere oder der Schiffstheer wären vorzuziehen gewesen. Am bedenklichsten war die Krankheit des Capitäns, welcher seine Frau und zwei Kinder mit sich auf dem Schiffe hatte, die unser Ohr den

ganzen Tag mit ihren Wehklagen um den Vater und Mann belästigten.

Ich weiß nicht, wer an diese guten Leute meine ärztliche Profession verrathen hatte; eines Morgens, als der Tag kaum graute, ward ich geweckt und gebeten, ich möge doch eiligst zum Capitän kommen. Ich folgte der dringenden Aufforderung und trat zum Kranken hinein in die Cajüte. Er sahe mich ängstlich an. Seyd ihr ein gelernter Arzt? fragte er. Das bin ich, mein Herr, antwortete ich ihm. — Getraut ihr euch, mich zu heilen? fragte er weiter. Das getraue ich mich wohl, sagte ich, nachdem ich sein Befinden ein wenig geprüft hatte, wenn ihr den Quacksalberkram, den euer Doctor verordnete, kühnlich über Bord werfen, nur meinen Verordnungen folgen und die passenden Mittel aus meiner Hand annehmen wollt. Der Capitän war zu Allem willig und bat den Schiffslieutenant, mich nach der Apotheke zu begleiten, damit man dort mich frei gewähren lasse. Der Doctor brummte freilich darüber, daß ihm ein armer Matrose ins Handwerk greifen solle; an den Griffen jedoch, welche ich that, an den Bemerkungen, die ich ihm über seine Universal-Latwerge machte, erkannte er wohl, daß ich kein gemeiner Pfuscher war, und ließ sein Murmeln bleiben.

Der Capitän gewann bald ein ganz besondres Vertrauen zu mir und meiner Heilkunst; er mochte denn doch, schon aus der Wirkung der Mittel, es fühlen, daß er jetzt in andern Händen sey, als in denen seines ungeschickten Doctors. Sein Befinden besserte sich fortwährend; nach etlichen Wochen konnte er wieder auf dem Verdeck seyn und allen seinen Geschäften vorstehen. Schon ehe dieses jedoch geschahe, ja gleich vom ersten Tage an, an welchem der Capitän mich zu seinem Arzte gewählt hatte, bekam

ich von allen Seiten Aufforderungen, zu den Kranken des Schiffes zu kommen; nicht einmal die Matrosen, wenn ihnen etwas fehlte, wollten ferner etwas von dem Schiffsarzt annehmen, sondern Alle wünschten nur von mir behandelt zu werden und fanden keine Ursache, diese Wahl zu bereuen. Der Doctor zwar wollte anfangs mehrmalen sich beschweren, aber seine Klage fand kein Gehör; er mußte selbst die Aufsicht der Apotheke mir übergeben, und da er hierbei nichts verlor, denn sein Gehalt für diese ganze Seefahrt war ihm zugesichert, ließ er, bei seinem großen, natürlichen Phlegma, sich am Ende Alles gefallen.

So war ich auf einmal, aus einem Matrosen, zwar nicht dem Namen, wohl aber der That nach, ein Schiffsarzt geworden, der die Achtung der ganzen Mannschaft genoß; des schweren Seedienstes war ich enthoben, mein jetziges Geschäft erschien mir leicht, weil es mein gewohntes war, auch mit einer, dem jetzigen Stande entsprechenden Kleidung hatte man mich versorgt. Doch dieses Alles konnte mein Sehnen, nur wieder in Amsterdam zu seyn, nicht stillen. Ich klagte mein Schicksal dem Schiffslieutenant, der sich immer als Freund gegen mich betrug; er bemitleidete mich herzlich und bezeugte seinen Abscheu gegen einen Menschenraub, den seine Landsleute zwar nicht selbst verübt, wohl aber begünstigt hatten. Was konnte er mir jedoch Andres rathen, als in Geduld zu harren, bis die Fahrt beendigt sey; denn hier auf der Mitte des Weltmeeres blieb mir ja keine Möglichkeit zur Umkehr; sobald wir wieder nach Frankreich kämen, oder vielleicht schon früher, bei einer für mich günstigen Gelegenheit, solle ich sogleich von meiner Freiheit Gebrauch machen.

Nach einer, im Ganzen günstigen, Fahrt von etlichen Monaten kamen wir in die Nähe von Madagaskar. Das

Bedürfniß nach frischem Wasser und gesünderen Lebensmitteln, welches indeß auf's Höchste gestiegen war, nöthigte uns an dieser Insel zu landen. Unser Capitän, sowie seine meisten Seeleute, waren hier noch niemals ans Land gegangen; die Bucht, in welche wir einliefen, hatte keinen günstigen Ankerplatz, das Schiff mußte zuletzt in ziemlicher Ferne vom Lande vor Anker gehen, nur durch unsre Boote konnten wir in Verkehr mit der Küste treten. Wir hatten bereits angefangen, einen Theil unsrer Fässer mit frischem Wasser zu füllen, auch Früchte, Geflügel und einiges kleinere Schlachtvieh waren von den schwarzen Bewohnern dieser Küstengegend eingekauft; das Verlangen, nach so langer Seefahrt wieder einmal den festen Boden zu betreten, hatte Viele von uns, selbst den Capitän und den Schiffslieutenant, ans Land gelockt. Wir überließen uns hier dem vollen Gefühl der Sicherheit, denn wie hätten wir dieses nicht auf einer Insel empfinden sollen, an deren Küsten die Franzosen damals schon mehrere Niederlassungen besaßen, obgleich keine derselben in der Nähe unsres Landungsplatzes war. Mich ganz besonders ergötzte der Anblick der herrlichen Bäume und Kräuter, deren Arten ich vorher noch niemals gesehen hatte; ich erging mich, neben dem Ufer eines fischreichen Baches, in dem Dicklicht des gewürzhaft duftenden Waldes. Da schreckten mich plötzlich mehrere Schüsse und ein lautes Geschrei aus meiner Ruhe auf; das Getös kam von unserm Landungsplatz her. Ich eilte dorthin; als ich dem Rande des Waldes mich nahte, da erblickte ich ein mörderisches Gefecht der Unsrigen mit einer mehr denn zehnfach überlegenen Schaar der Eingebornen. Schon lag ein großer Theil unsrer Matrosen und Soldaten hingestreckt in ihrem Blut am Boden, Andre, die sich ergaben, waren bereits oder wurden ge-

bunden und hinweggeschleppt. Wie ich später vom Capitän erfuhr, hatten einige unsrer rohesten Soldaten und Matrosen den Kampf selber herbeigeführt, indem sie zuerst durch eine barbarische Gewaltthätigkeit den Zorn der armen Madagassen gereizt und dann, während diese noch immer mehr abwehrend, als angriffsweise zu Werke gingen, einen alten Häuptling erschossen hatten, der bei den Schwarzen in großer Achtung zu stehen schien. Nur eine geringe Zahl unsrer Leute hatte Waffen, daher mußten sie so bald der Wuth der mit Recht erbitterten Feinde unterliegen.

Ich sahe wohl, daß mir hier keine andre Wahl blieb, als Gefangenschaft oder Flucht, und erwählte die letztere; ich eilte durch das Dickicht hin, einer Stelle des Ufers zu, welche vom Kampfplatz ziemlich weit entfernt war. Hier fand ich bereits den Capitän, welcher beschäftigt war, ein Fahrzeug der Eingebornen, das dort angebunden lag, loszumachen und mit demselben abzufahren, denn unsers eignen Bootes hatten sich bereits die Madagassen bemächtigt. Ich sprang zu ihm hinein ins Fahrzeug, half ihm beim Geschäft des Losmachens; mit der langen Stange, welche im Schifflein lag, stießen wir eilig vom Lande ab, denn schon drangen die Schwarzen, bewaffnet mit Beilen und selbst mit Gewehren, die sie unsern Leuten genommen, aus dem Walde hervor und gegen das Ufer hin. Wäre in den von ihnen erbeuteten Flinten noch eine Ladung gewesen, oder hätten diese Leute verstanden, sie wieder zu laden, dann wäre es uns wahrscheinlich übel ergangen; so entkamen wir ihnen glücklich und suchten nun baldmöglichst unser Schiff zu erreichen, doch unser Bemühen schien vergeblich; wir hatten nur ein einziges Ruder im Fahrzeug gefunden, welches so schlecht und gebrechlich war, daß wir

bald nur mit seiner Ausbesserung uns beschäftigen, ja zuletzt daran denken mußten, uns einen Ersatz für dasselbe, aus einem Stück Bambusrohr, das die Stelle einer Sitzbank vertrat, zu bilden. Ein Beil, das im Boote lag, sowie unsre Messer leisteten uns hierbei zwar einige Dienste, die Arbeit ging aber so langsam von statten, daß ich heute noch nicht begreifen kann, warum die Eingebornen uns nicht auf einem ihrer Boote nachsetzten.

Freilich waren wir ihnen nur zu schnell aus den Augen gerückt worden, denn während wir mit unsreer Bearbeitung der Bambusrohrstücke beschäftigt waren, hatten uns die Strömung sowie der Wind, welche beide vom Lande kamen, weit von diesem hinweggetrieben, beide jedoch nicht in südlicher Richtung, wohin unser Schiff lag, sondern in einer gerade entgegengesetzten nördlichen. Endlich konnten wir unsern Weg nach eignem Willen wieder fortsetzen; nun aber brach die Nacht ein; es blieb uns nichts übrig, als wegen der vielen Klippen, deren Nachbarschaft uns das Tosen der Brandung verrieth, an einer etwas ruhigeren Stelle hin und her zu kreuzen. Als aber nun der Morgen kam, da suchte unser Auge vergeblich nach dem Schiffe; es lag nicht mehr an der Stelle, wo es vorgestern geankert hatte. Die aufgehende Sonne erhellte jetzt weithin das Meer, wir blickten um uns, und, wer beschreibt unsern Schrecken, das Schiff zeigte sich uns in großer Ferne, wie es mit vollen Segeln seinen Lauf nach Nordosten — gegen Ostindien hin fortsetzte. Was die Mannschaft zu diesem feigen und für uns wie für sie selber so nachtheiligen Entschluß: ihre verwundeten und gefangenen Brüder ohne Hülfe zu lassen, bewogen habe, konnte ich nie erfahren, denn merkwürdiger Weise hat man niemals etwas Weiteres von dem Schicksal dieses Schiffes gehört

gehört; es muß zu Grunde gegangen seyn und ich wäre mit ihm untergegangen, wenn nicht das Ereigniß, welches mir in diesem Augenblick wie ein Unglück erschien, mich davor bewahrt hätte. Wahrscheinlich hatte der Verlust des Capitäns sowie des Schiffslieutnants, welcher unter den im Kampf Gebliebenen oder schwer Verwundeten war, den Ausbruch einer Meuterei begünstigt, deren Anfänge sich schon seit längerer Zeit unter den Schiffssoldaten regten. Wir beiden, in unsrem elenden Boot, hatten nun das traurige Nachsehen und bald war auch dieß nicht mehr möglich, das Schiff war aus dem Gesichtskreis entschwunden.

Ungleich mehr denn ich litt hierbei der arme Capitän. Er jammerte laut und raufte sich in Verzweiflung sein Haar, als er das Schiff so hinwegeilen sahe; denn seine Familie, welche er sehr liebte, war darinnen; Alles, was er auch sonst noch besaß, schwamm ihm jetzt, mit den Seinigen zugleich, auf den Wogen fort. Er wollte nichts mehr vom Rudern wissen; es sey ja, so rief er, Alles verloren. Endlich beredete ich ihn doch so weit, daß er wenigstens wieder mit Hand anlegte, zur Förderung unsrer Fahrt; denn, sagte ich, die einzige Hoffnung, die Eurigen wieder zu finden, beruht ja darauf, daß wir, so gut wirs vermögen, den Weg nach Ostindien fortsetzen; wer weiß ob uns nicht das Glück so wohl will, daß wir einem europäischen Schiffe begegnen, welches uns aufnimmt. In jedem Falle kommt uns einmal das Sterben noch zeitig genug.

Zu dem bisherigen Misgeschick unsrer Fahrt kam bald noch ein neues: wir waren ohne Lebensmittel. Einen Tag lang hatte der geringe Vorrath an Schiffszwieback, den ich zu unsrem Glück in meiner Tasche trug, sammt einer kleinen Feldflasche voll Wein uns die nöthige Stärkung gewährt, bald hatten wir nichts mehr, um die von der be-

ständigen, sauren Arbeit gelähmten Kräfte wieder aufzufrischen. Die Ermattung stieg zuletzt bei uns beiden so hoch, daß wir keine Hand mehr zu rühren vermochten; wir legten uns flach, der eine mit dem Kopf nach dieser, der andere nach jener Richtung gekehrt, auf den Boden des Fahrzeuges nieder. Der schwere Tod des Verschmachtens wäre jetzt wohl, nach wenig Tagen, unser Loos gewesen, wenn gerade eine Windstille eingetreten, oder ein widriger Wind uns weit hinaus ins Meer geschleudert hätte. Gott aber sendete uns eben zur rechten Stunde einen rettenden Engel an einem Sturm, der fast aus Süden kam und welcher unser Boot hintrieb nach jener Gruppe von kleinen Inseln, die unter dem Namen der Amiranten bekannt ist. Hätte hier, in der klippenreichen Gegend, der Sturm unser Fahrzeug an einen Felsen geschleudert, da wäre unser Untergang unvermeidlich gewesen; wir erwarteten diesen auch in jedem Augenblick; doch der Unglaube wurde beschämt; unser Boot stund auf einmal unbeweglich still, so daß die Wogen ungestüm über dasselbe zusammenschlugen; wir erhuben unsre matten Häupter und sahen uns auf einer schlammigen Sandbank, welche unmittelbar mit dem Ufer einer kleinen Insel zusammenhieng. Dieser Anblick gab uns Beiden neue Kräfte; wir stiegen heraus und kamen glücklich, mitten durch die stäubenden Wellen, zum Ufer, an welchem wir von neuem hinsanken. Der Durst und der Hunger waren dennoch mächtiger denn die Ermüdung, wir rafften uns auf und spähten im Gebüsch umher; da fand sich eine Pfütze mit zwar übelschmeckendem, dennoch aber trinkbarem Wasser, nicht weit davon, nur flach in den Sand verscharrt, lagen Schildkröteneier in Menge; ich nahm, nach dem langen, harten Fasten, von dieser köstlichen Speise für den Anfang nur ganz wenig

zu mir und rieth auch meinem Unglücksgefährten das Gleiche zu thun, doch bei ihm war die Begierde größer, denn alle Gründe der Vernunft; er aß bis die treffliche Nahrung ihm zum Gift ward, und er ächzend um meine Hülfe flehte.

Nun zu all der andern Noth einen Kranken, und kein Mittel da, ihm zu helfen; ich gieng, so matt ich noch mich fühlte, von neuem aufs Suchen aus; meine Uebung, die Heilkräfte der Pflanzen zuweilen selbst aus ihrem Geruch und Geschmack zu errathen, kam mir, mitten unter diesem meinem Auge fremden Gewächsreich zu statten; ich schaffte dem armen Capitän wenigstens Linderung seiner Leiden.

Meine eignen Kräfte hatten sich bald so weit wieder hergestellt, daß ich unsre Insel von einem Ende zum andern durchwandern konnte. Hierzu gehörte freilich nicht viel, denn sie nahm in ihrer längsten Ausdehnung kaum den Raum einer Wegstunde ein; die Breite war noch viel geringer. Ich konnte nirgends eine Spur von Menschen oder von größeren Säugthieren entdecken, dagegen sahe ich Schildkröten von riesenhafter Größe; die Fregattvögel und andre Wasservögel nisteten in ganzen Schaaren zwischen den Felsen und im Gebüsche; Kokosnußbäume von ungemeiner Höhe beschatteten einen großen Theil der Insel; unter ihnen zeigte sich häufig jene Art, welche die sogenannten Seekokosnüsse trägt: Früchte die an ihrem untern Ende wie in zweie getheilt, eigentlich eine Doppelnuß bilden, welche als besondere Seltenheit in unsren europäischen Museen gezeigt wird. Diese Früchte waren zum Theil im reiferen, zum Theil noch in jenem minder gereiften Zustande, in welchem sie durch ihre Milch den Kranken wie den Gesunden eine so liebliche Erfrischung und Nahrung gewähren. Ich brachte gleich von meiner ersten Wanderung meinem Kranken eine noch in der Milch

stehende Kokosnuß mit und erquickte ihn hierdurch sehr. Uebrigens wurde mir der Zustand des armen Mannes jetzt mit jedem Tage bedenklicher. Zwar seine Entkräftung und selbst die Folgen seiner Indigestionskrankheit hatten sich verloren; er konnte wieder herumgehen; aber ein andres noch betrübenderes Leiden schien sich ihm zu nahen, er war, vielleicht in Folge seines heftigen Grames und zugleich der ausgestandnen Angst und Noth von tiefer Schwermuth ergriffen, in welcher er mir auf all meine Ansprachen oder Fragen entweder gar keine, oder höchst verworrene und verkehrte Antworten gab: ich erkannte wohl, er sey auf dem Wege wahnsinnig zu werden. Welche Aussicht war dies für mich armen Verlassenen: allein mit einem Wahnsinnigen auf einer weit von aller Menschenhülfe abgelegenen Insel zu wohnen!

Ich suchte dem Ausbruch des drohenden Uebels auf alle Weise zu begegnen; auf dem Wege seiner irrigen Vorstellungen kam ich ihm mit scheinbar nachgebenden, zugleich aber sanft einlenkenden Gegenvorstellungen entgegen; ich suchte — die Auswahl war hier nicht groß — ihn vorzüglich zum Genuß der Kokosnüsse hinzuleiten und jenen der nahrhaften Schildkröten= oder Vögeleier ihm zu verwehren, weil ich von diesen thierischen Nahrungsmitteln nur eine Verstärkung der krankhaften Anlage fürchtete. Ich hatte jetzt selbst in der Nacht keine Ruhe, denn der Kranke schlief fast niemals, sondern schlich oder sprang auch je zuweilen in heftiger Aufregung zwischen den Klippen, so wie in der Nähe meines Lagers herum; die Sorge für sein Leben, welche anfangs mich beunruhigt hatte, wurde bald von der Sorge um mein eignes fast noch überwogen, denn ich bemerkte nur zu deutlich, daß der Unglückliche mit Mordanschlägen gegen mich umgieng. Gerade jene zärtliche Vorsorge für

ihn, die mich antrieb, ihm so weit als möglich, den übermäßigen Genuß der Schildkröteneier zu verwehren, hatte in ihm eine fixe Idee erzeugt, welche ihn fast zum Mörder an mir gemacht hätte. Er hielt mich für einen Feind, der seine Frau und Kinder gefangen genommen habe und nun damit umgehe, ihn selber auszuhungern.

Einsmals in der Nacht, als ich nach langem Kampfe mit der Ermüdung endlich eingeschlummert war, weckte mich ein Geräusch. Ich blickte auf und sahe, vom Mondscheine beleuchtet, das bleiche Gesicht des Wahnsinnigen, das über mich sich herbog; er war eben im Begriff mir das große Messer, das ich doch so gut versteckt zu haben glaubte, welches jedoch seine List dennoch entdeckt hatte, in die Brust zu stoßen. Eine schleunige Wendung meines Leibes rettete mich; sein Stoß traf in den Boden, mit meinen Füßen traf ich aus aller Kraft die seinigen, so daß er niedersank. Vergebens versuchte ich, ihm das Messer zu entreissen; er klammerte das Heft mit einer Kraft, wie sie die Wuth giebt, zwischen die Finger; ich mußte eilen, um, ehe er sich aufraffte, seinem neuen Angriff zu entgehen.

Von da an mußte ich ohne Aufhören gegen diesen Mordgeist auf meiner Hut seyn; der Wahnsinnige gieng immer mit dem langen, scharfen Messer in der Hand umher; in seinem krankhaft überspannten Zustande verband sich ungewöhnliche Stärke mit schleichender List, denn wenn ich zuweilen ihn ganz ferne an der Küste glaubte, wo ich kurz vorher ihn noch gesehen, und wenn ich auf einer kleinen Anhöhe oder versteckt im Gebüsch meinen ermatteten Gliedern einige Ruhe gönnen wollte, da sprang er auf einmal ganz aus der Nähe mit lautem Gebrüll, zuweilen auch ohne einen Laut vernehmen zu lassen, auf mich zu. Als ein ganz besondres Glück für mich mußte ich es bei

solchen Gelegenheiten betrachten, daß der Kranke als Seemann die Muskeln der Füße nur so wenig geübt, und daß er überdieß schon in seinem männlichen Alter bei einem Falle von der Strickleiter des Mastbaumes auf das Dach einer Cajüte das linke Hüftbein sich ausgefallen hatte, dessen Gelenkkopf, durch schlechte chirurgische Behandlung, nur unvollkommen in die Gelenkpfanne zurückgebracht war, so daß selbst die Wuth seinen Bewegungen keine solche Schnelligkeit zu geben vermochte, wie meinen gesunden Füßen die bloße Furcht. Dennoch hätte ich ein solches Leben nicht lange ausgehalten; ich wäre der Ermattung unterlegen oder dem Wahnsinn, dessen Bilder, so schien mirs, mein durch Schlaflosigkeit erhitztes Gehirn, oftmals bei offnen Augen, noch mehr aber, wenn diese im Schlummer sich schlossen, umgaukelten. Mein Wahnsinniger hatte ja niemals Ruhe und ließ dann auch mir keine. Wovon er lebte, das weiß ich kaum zu sagen; einmal sahe ich ihn an der Küste eckelhaftes Gewürm, vom Geschlecht der Quallen verschlingen; zum Genuß der Kokosnüsse ließ er sich keine Zeit, die Schildkröteneier schien er, so wie sie im Sande verscharrt lagen, nicht mehr zu bemerken. Wenn er wirklich noch ein Gefühl des Hungers hatte, so mag dieses wohl seine fixe Idee, daß ich die Speisen vor ihm verberge und ihn aushungern wolle, und somit seine Wuth gegen mich noch sehr verstärkt haben. Die Erquickung des Schlafes genoß er eben so wenig als die meisten Wahnsinnigen dieses Grades. Zuweilen schien er allerdings zu schlummern und ich glaubte ihn selbst schnarchen zu hören, wenn ich mich aber dann leise ihm nähern und wenigstens das scharfe Messer ihm entreissen wollte, da richtete er sich mit geisterhafter Schnelle empor, und brüllte mit Wuth seinen vermeintlichen Peiniger an.

Ich suchte Hülfe bei meiner ärztlichen Kunst. Ein

Gewächs hatte ich auf der Insel entdeckt, von welchem ich überzeugt seyn durfte, daß seine Säfte, auch in geringen Gaben, den Schlaf befördern. Nur einmal sollte mein armer Kranker, zu seinem eignen Wohl, eine Nacht oder einen Tag hindurch schlafen und auch mir den Schlaf vergönnen, wer weiß was dann weiter sich Günstiges für ihn und mich ergeben könnte. Ich brauchte eine List; ich wußte, wie sehr er früher an den Genuß der geistigen Getränke gewöhnt war; wie begierig er oft meine schon längst geleerte Feldflasche betrachtet und, ehe sein Leiden diesen Grad erreichte, sie an seinen Mund gesetzt hatte, um vielleicht in ihr noch einen Tropfen des lang entbehrten Getränkes zu finden. Seit längerer Zeit trug ich diese Feldflasche bei mir, um auch dann, wenn ich mich auf längere Zeit vor meinem Mörder flüchten mußte, einen Trunk Wassers bei mir zu führen. Jetzt füllte ich dieselbe durch eine Mischung des narkotischen Pflanzensaftes mit Wasser und legte sie an einen Ort, wo sie dem Wahnsinnigen, auf dem Wege seiner Jagd nach mir in die Augen fallen mußte. Er bemerkte sie wirklich sogleich, nahm sie auf und trank sie mit sichtlichem Vergnügen aus. Das Mittel wirkte jedoch nicht in seiner für Gesunde gewöhnlichen, sondern nur in jener Art, wie ich sie auch andre Male bei Wahnsinnigen beobachtete: der Kranke wurde überaus heiter, ja lustig, man hörte singende Töne und eine Art des wilden Lachens von ihm; schon glaubte ich, seine fixe Idee sey, wenigstens auf einige Zeit, ihm vergangen, ich nahte mich ihm vorsichtig; er aber, so bald er mich bemerkte, rannte, auch lachend, mit dem Messer gegen mich los.

Arme Menschennatur, du Schwester der Thierheit, was wärest du ohne den ordnenden Geist aus Gott; den Geist des Friedens und der Liebe!

Ich sann und sann wieder auf Mittel, wie ich mir nur eine einzige Stunde des Schlafes aus der Hand meines Mörders stehlen könne; mein Hirn war wie zerstört, die Funken der Gedanken konnten nicht einmal nach dieser einen Richtung hin hervorbrechen. Die Schaale einer längst verwesten Riesenschildkröte hatte ich am Ufer entdeckt. Ich löste mit dem Beile, denn dieses hatte ich noch bewahrt, das mächtige Rückenschild ab; es war so groß, daß ich es, wenn ich mich ein wenig zusammenkrümmte, als eine Decke für meinen ganzen Leib benutzen konnte. Ohnehin ging ich beständig unter einem dicken Panzer aus Baumrinden, um Brust, um Unterleib und Rücken gebunden umher. Ich schleppte das Schildkröten-Schild auf einen kleinen Hügel, auf dessen Spitze nur eben für einen liegenden Menschen Raum, und welcher blos an seiner steilsten Seite für ganz gesunde Schenkel und Füße mühsam zu ersteigen, nach andern Seiten hin aber von bröcklichem, rolligen Gestein umgeben war, das bei jedem Tritte hinabwich. Der Wahnsinnige war, als ich diese Vorkehrungen traf, ziemlich weit von mir an der Küste, von wo er sein brüllendes Rufen weit über das Meer hinaus ertönen ließ und dabei mit der Hand winkte, als wollte er seinem verlornen Schiffe gebieten, wieder zu ihm zu kommen. Als die Nacht einbrach — sie war dunkel, denn der Mond schien nicht — stahl ich mich, so unbemerkbar denn möglich, auf meinen Hügel hinan und versteckte mich unter mein Schild, unter dessen Rändern ich Erde so wie kleine Steine aufgehäuft und zugleich hie und da Raum für das Eindringen der Luft gelassen hatte. Das Gefühl der vermeintlichen Sicherheit wiegte mich bald in festen Schlaf; ich bemerkte erst dann, daß mein Deckenschild sich bewege, als sein scharfer Saum schon ganz unsanft an mein Gesicht

rührte. Aber in demselben Augenblick hörte ich auch ein Geräusch, wie von einer hinabstürzenden Last, und darauf das wohlbekannte Gebrüll meines Wahnsinnigen, welches diesmal furchtbarer denn jemals lautete. Er war beim Hinabstürzen in seine eigne Mordwaffe gefallen; das Messer war ihm unterhalb des Zwerchfelles in den Leib gedrungen und hatte sich, bei der Heftigkeit des Sturzes, tief in die Eingeweide der Brusthöhle gebohrt. Der Schwerverwundete konnte sich nicht mehr vom Boden erheben.

Als der Morgen dämmerte sahe ich ihn da liegen in seinem Blute. Er brüllte nicht mehr; das aus der Wunde gezogene Messer war ihm aus der Hand entfallen, als er mich sahe, bat er mich, in ganz vernünftigen Worten, um einen Trunk Wassers zu seiner Erquickung. Ich lief sogleich, ihm seinen Wunsch zu erfüllen; er sahe mich, als er die Labung genossen, dankbar an, und drückte mir die Hand. „Wie bin ich hieher gekommen, mein lieber Doctor? sagte er; doch ich weiß es wohl, fuhr er fort, ich erinnre mich dessen, wie eines schweren Traumes, daß ich Sie gestern habe umbringen wollen, obgleich Sie mir niemals ein Leid gethan haben; vergeben Sie das einem armen kranken Manne.“

Ich war tief bewegt; meine Thränen sagten ihm, wie sehr ich es sey, und daß kein Gefühl von Haß oder Unwillen in meinem Herzen sich rege. Die Untersuchung seiner Wunde belehrte mich bald, daß hier jede ärztliche Hülfe vergeblich sey; die Bäche des Blutes hatten ihren Inhalt fast schon ganz ergossen; die Glieder wurden kalt und steif. „Mit mir und allen Menschen habt Ihr Friede geschlossen, sagte ich zu ihm, sucht auch noch mit Gott aus all Euren Kräften Frieden zu schließen, denn Euer Ende ist nahe.“ Er nickte mir bejahend zu; auf seinen

Mienen verrieth sich das Vorüberschweben eines Gedankens von mehr denn vergänglicher Art; der Gedanke war vorübergeschwebt und das innre Weben des Lebens folgte ihm nach: mein armer Leidensgefährte hatte sich von mir gemacht; sein kalter, starrer Leichnam lag vor mir.

Furchtbar, wie auch der Mann in seinen letzten Tagen mir gewesen, ich fühlte dennoch seinen Verlust, den Verlust des einzigen Menschen, der mit mir, vielleicht für mein ganzes übriges Leben, dieses öde Eiland bewohnt hatte. Ich scharrte, so gut ich's vermochte, in den lockeren Sand der Küste ein Grab, darein legte ich den Leichnam. Diese Anstrengung, so gering für einen Gesunden, war für meinen durch lange Schlaflosigkeit gelähmten Körper fast ganz erschöpfend gewesen; ich legte mich an eine grünende Stelle, im Schatten der Kokospalmen, und schlief da den ganzen übrigen Theil des Tages, sowie die ganze darauf folgende Nacht, bis zu den Stunden der Tageshelle.

Der lange Schlaf hatte mich wie neu belebt; ich konnte mir nun zur langgestörten Pflege des Leibes auch am Tage wieder Zeit lassen; bald fühlte ich mich von neuem im vollen Besitz meiner jugendlichen Kräfte.

Aber die Einsamkeit! — wer sie noch nicht in der Wüste, oder auf einer menschenleeren Insel empfand, der weiß nicht was sie ist. Die Vögel kamen und flogen wieder hinweg; sie sahen mich mit Blicken an, die ich sonst niemals an der Thierwelt bemerkt oder verstanden hatte; es war mir, als blickte ich durch diese Bewegungen des Lebens in eine geisterhafte Tiefe, die mich beim Hinabblick schwindeln machte. Wie aus Furcht sprach ich zuweilen laut oder wollte singen; ich schwieg bald wieder still, mich ergriff ein Grausen. Ich erkannte zuletzt, daß es eine Furcht vor mir selber sey, die mich so erschütterte.

Der Mensch, mit sich ganz allein gelassen, fühlt und bemerkt seine eigne Ewigkeit, dem Gefäß des Vergänglichen, durch welches er fühlt, gegenüber. Wie das Ohr, wenn ihm die Hand einen hohlen Körper an seine Oeffnung drückt, das Bewegen der kleinen Blutströme in seinen Adern und des Aethers in den Nerven seines Innersten gleich einem lauten Brausen höret; so vernimmt der Geist, der Stille der Gräber gegenüber, das Rauschen jener Ströme, jenseit denen die Ewigkeit mit all ihren Schrecken, aber auch mit all ihren Freuden und ihrem Frieden wohnet.

Von diesem Frieden empfand ich nicht selten auch etwas, wenn ich das kleine Psalmbuch meines Vaters, das abgetragene, abgegriffene aus meiner Tasche zog und in ihm las. Wie froh war ich, wie dankbar der Fügung, vermöge welcher dieses liebe Büchlein am Morgen des Tages, der mich in die Hände der Seelenverkäufer brachte, noch in den Taschen des Reiserockes finden mußte; wie froh, daß jene Barbaren mir es nicht auch, wie die Kleider, genommen hatten.

Ich hatte mich allmählig mehr an jenen tiefen Ernst der Einsamkeit gewöhnt, welcher nur Gedanken aufkommen läßet, die ihm selber verwandt sind; jetzt bekam das Sehnen nach der leiblichen Heimath und ihren Freuden wieder seine volle Gewalt über mein Herz. Bei Tage wie bei Nacht träumte ich von Amsterdam, vor allem aber von Herrn van Ruyters Hause und dem, was darinnen war; so wie Reisende, welche mitten in der Wüste heftigen Durst leiden, zuletzt fast an gar nichts mehr denken können und von nichts träumen, als von Quellen, Brunnen und Bächen.

Das sahe ich wohl ein, daß hieher an meine kleine

Insel niemals ein größeres Schiff, ja nicht einmal in ihrer Nähe eines vorbeikommen könne; ich mußte es als ein großes Wunder der Errettung betrachten, daß selbst unser freilich sehr kleines, schmales, nur sehr flach im Wasser gehendes Boot, ohne zehnmal an den vielen Klippen und felsigen Untiefen sich zu zerschellen, hieher gekommen war. Der Gedanke aber, daß ich mein ganzes Leben hindurch auf dieser kleinen Insel bleiben, hier absterben, ja nicht einmal von Menschenhand begraben werden sollte, fiel mir ganz unerträglich. „Findet doch die Brieftaube den nie gesehenen Weg über Land und Meer, wenn sie die Liebe zu den Ihrigen treibt, warum sollte nicht auch ich unter Gottes gnädigem Schutz den Weg hinaus aus diesen Felseneilanden, an einen Ort der Befreiung und Rettung finden. Hat ja der Mensch dazu seine Vernunft empfangen, daß er sie zu seinem Heil gebrauche, und was könnte mir heilsamer seyn, als daß ich wieder unter Menschen, unter Christen käme, zu deren Nutz und Dienst ich meine Kräfte anzuwenden vermöchte. Was gilt hier der Gedanke der Gefahr, wo die Pflicht ruft; die Pflicht der Selbsterhaltung für Seele und Leib, die Pflicht der Nächstenliebe.“

Zwar fühlte ich tief im Grunde meiner Seele gar wohl, was mich am meisten und gewaltigsten forttrieb von meiner einsamen Insel und wohin es zunächst mich zog, ich ließ mich jedoch hierüber nicht in tieferes Nachdenken ein; mein Entschluß stund fest, noch heute wollte ich aus allen Kräften die Vorbereitungen zu meiner Weiterreise beginnen.

Mein erster Gang war nach dem madagassischen Fahrzeuge, auf welchem ich und mein verstorbener Reisegefährte hierher gekommen waren. Zu meiner großen Freude

bemerkte ich, daß dieses leichte, dabei aber fest gebaute Schifflein vom Sturme nicht zertrümmert, sondern durch die Wogen, die sich durch die seichte, sandig-schlammige Bucht wälzten, nur angefüllt und hierdurch versenkt sey. Es war so eben die Zeit der Ebbe, und das Meer ging sehr ruhig; ich konnte, ohne tief in den Schlamm zu sinken, bis zum Fahrzeug hingehen, dessen oberer Rand noch allenthalben über den Sand herausragte. Ich machte mich unverzüglich an die Arbeit, das Innere des Fahrzeuges vom Sand und Schlamm zu entleeren und zu reinigen. Als die Fluth in ihrem ruhigem Verlaufe, ohne mit ihren Wogen den schlammigen Grund der Bucht aufzurühren, wiederkehrte, konnte ich schon tief in das gereinigte Boot hineinschauen; fast die Hälfte der Arbeit war gethan; ich trat fröhlich auf das trockne Land heraus, um hier zu ruhen und mit meiner gewöhnlichen, nahrhaften Kost: den Schildkröteneiern, Kokosnüssen und andern wohlschmeckenden Früchten mich zu erquicken.

Der Eifer, mit welchem ich meine Arbeit betrieb, war so groß, daß ich selbst noch bei der Abenddämmrung und dem schwachen Lichte der Mondsichel, als die Ebbe wiedergekehrt war, sie erneute. Auch in den darauf folgenden Tagen war ich, während der Zeit der Ebbe, gewöhnlich mit der Reinigung des Fahrzeuges; während der Fluth, so weit nicht das Bedürfniß nach Ruhe oder das Aufsuchen und Genießen der Lebensmittel mich in Anspruch nahm, mit dem Fertigen der nöthigen Geräthschaften für meine bevorstehende Schiffarth beschäftigt. Wie viel war mir jetzt das große Messer werth, das mir, in der Hand des wahnsinnigen Capitäns so oft den Tod gedroht hatte; wie viel das freilich schon ziemlich stumpfe Beil der Madagassen. Eine Segelstange, ein zwar plump aussehendes,

dabei aber brauchbares Ruder und noch mehrere seiner Art, auf Vorsorge, waren fertig; zu einer Art von Segel hatte ein Theil meiner eignen Kleidungsstücke so wie derer des verstorbenen Capitäns den nöthigen Stoff gegeben; das Material zu Fäden und Seilen entnahm ich aus den Luftwurzeln und Rindenzasern der Palmen; Kokosnüsse und Schildkröteneier lagen zum künftigen Schiffsproviant schon in Menge aufgehäuft; die Stelle der Fässer, die den Wasservorrath führen sollten, vertraten mehrere dicke Gelenkstücke des Bambusrohres, das an einem Punkte der Insel häufig wuchs.

Allmählig, nachdem ich den Sandschlamm, worinnen es feststack, rings herum aufgewühlt hatte, fieng mein leichtes Fahrzeug an, wenn die Fluth eintrat, sich vom Boden zu lösen und über das Wasser zu erheben, doch vermochte erst die Springfluth, zur Zeit des Vollmondes es vollkommen aus seinen Banden loszureißen. Es schwamm und schwebte jetzt frei, wie ein Schwan auf den Wellen; das Segel, das ich an der schon seit gestern befestigten Stange aufgespannt hatte, schwoll von günstigem Winde und mein Herz gleich ihm von fröhlichen Hoffnungen; was sollte ich säumen: noch heute am Nachmittag, nachdem ich das Fahrzeug an einer günstigeren Stelle zum Lande geführt, hier befestigt und dann beladen hatte, stieg ich ein und fuhr durch die klippenreiche Bucht hinaus nach dem offenen Meere; fahre wohl, sagte ich, du grünendes Denkzeichen meiner Bewahrung und Errettung, mitten in den Wogen der Todesgefahr, der Angst und der Sorgen!

Die kleine Insel, auf der ich fast zwei Monate gelebt hatte, liegt nicht einsam im Meere, sondern sie hat viele ihr ähnliche Schwestern, größere wie kleinere um sich; Reihen von Klippen, die von der einen zur andern laufen

oder in ungeregelter Zerstreuung mit der Brandung des Meeres spielen, knüpfen zum Theil das Band dieser Verschwistrung noch enger: ein guter Schwimmer würde an manchen Punkten der Inselgruppe ohne große Gefahr in einem einzigen Tage mehrere der Eilande besuchen können, weil er nach manchen Richtungen hin öftere Ausruhepunkte fände; die Schaaren der buntfarbigen Papageyen genießen dieses ganzen Inselreiches mit dem Dickicht seiner Kokospalmen wie eines einigen zusammenhängenden Waldes, in welchem sich nur hie und da, dem Ufer der Bäche entlang grüne Wiesen und Rasenstücke hinziehen; sie flattern laut scherzend und jauchzend von einem Ende der Inselgruppe zum andern.

„Ja, dachte ich, als ich sie so über mich und mein kleines Schifflein hinflattern sah, könnte ich's gleich ihnen, oder könnte ich's wie der sturmwindschnelle Fregattvogel, wie bald wollte ich dort seyn, wohin meine Seele verlangt.“

Doch auch der langsame Fortschritt ist immerhin ein Fortschritt; der Südwind half mir; ich brauchte fast nicht zu rudern, nach etlichen Stunden war mein kleines Eiland so weit hinter mir, daß ich kaum noch von seinen andern grünenden Nachbarn es unterscheiden konnte. Doch nun kam der Abend und ich war, denn Auge und Ohr verriethen es mir durch die Brandung, noch immer zwischen Felsenklippen. Der Schein des Vollmondes zeigte mir noch so eben einen Landungsplatz an einer dieser Klippen; ich befestigte mein Fahrzeug am nachbarlichen Stamm eines Baumes und genoß mit den andern Lebenden der Ruhe der Nacht.

Der gewöhnliche Genuß, den der Schlaf gewährt, war diesmal ein verdoppelter; während der Leib, hingestreckt auf den zum Theil grünenden Boden einer kleinen

Sandbank, heimgekehrt war zu seiner alten Mutter, der Erde, hatte auch die Seele den Weg nach der Heimath eingeschlagen: ein Traum, so lebendig als ich mich kaum eines andren erinnre, führte mich in mein elterliches Haus; die Jasminlaube blühete reicher und duftender, die Wiesen prangten grünender denn jemals in der Wirklichkeit; meine selige Mutter, mit Marien an ihrer Hand, trat zu mir und die Blicke sprachen noch bedeutungsvoller und verständlicher denn die Worte; ein Bild, das mir im gewöhnlichen, wachen Leben längst verblichen war: das Bild meines seit fast zwanzig Jahren abwesenden Vaters, war in seiner vormaligen Frische wieder aufgelebt; mit ihm brachte mich der Traum in ein Gespräch, dessen Inhalt ich beim Erwachen nicht mehr wußte, denn dieses Erwachen geschahe plötzlich, durch eine übermächtige, innre Bewegung des Entzückens, als Marie im Traume mir ihre Hand reichte.

Ich richtete mich auf von meinem Lager; der Abstand war zu groß zwischen dem Gefühl, das ein solches glückseliges Daheimseyn bei den Eltern und bei der Geliebten gewährt, und jenem, das die Verbannung auf eine abgelegene Felsenbank des indischen Meeres aufregt; während die Erinnrung an die eben genossenen Freuden des Traumes den Jubel weckte, entlockte mir der Gedanke an die wirkliche Gegenwart eine wehmüthige Thräne. Ich sahe um mich; lieber wollte ich mich mit allen Fäden meines Denkens und Sinnens an die wache Wirklichkeit, mit ihren Hoffnungen und Sorgen festhalten, als mich vom Traum in ein erdichtetes Paradies hineinführen lassen, aus welchem der Abschied jedesmal so schwer ist. Der Morgen war noch fern; der Vollmond, schon im Westen stehend, beleuchtete die Klippen und die weißschäumende Brandung.

Indem

Indem ich halb gedankenlos, denn der Traum hielt mein Denken noch immer befangen, gegen Nordosten hinblickte, bemerkte ich in großer Deutlichkeit auf einer kleinen gar nicht weit von meinem Landungsplatz abgelegenen Insel ein aufflackerndes Feuer; es konnte kein Erzeugniß der Natur, es mußte ein Werk der Menschenhand seyn. Meine ganze, angestrengteste Aufmerksamkeit richtete sich auf diese Erscheinung. Sollte ich sie nicht mehr mit Furcht als mit Freude und Hoffnung betrachten? Welche andre Bewohner oder vorüberziehende Gäste durfte ich hier voraussetzen als Malayen, von deren Tücke und blutdürstiger Grausamkeit der Europäer viel eher den plötzlichen Tod als Hülfe zu erwarten hat, und waren es auch Neger von der Ostküste des afrikanischen Südens, die den Fremden minder abgeneigt und feindlich sind, was konnten mir diese, bei meiner Absicht, weiter gegen Ostindien, zu den Niederlassungen der Europäer, zu gelangen, nützen? Höchstens eine milde Gefangenschaft, im Dienst eines begüterten Negerhäuptlings, war das Glück, das mir bevorstehen konnte.

Alle diese Bedenklichkeiten jedoch überwog der in mir herrschende Gedanke an die Frage: wie soll ich heimkommen? Daß es ohne fremde Hülfe so gut als unmöglich sey mit meinem kleinen Madagassischen Boote über das weite, freie Meer zu fahren, das konnte ich mir nicht verbergen; dort erwarteten mich jene Gefahren und Todesnöthen in einer Art von Gewißheit, die mir, wenn ich hier zu Menschen gelangte, nur als Wahrscheinlichkeit vorschwebten; je länger ich nachdachte, desto fester wurde mein Entschluß, dem Orte, wo das Feuer ich sahe, mit Vorsicht mich zu nähern. Damit ich ja, auch am Tage, ohne das Signal des Feuers, jenen Punkt sicher wieder

auffinden könne, behielt ich während der noch übrigen Stunden der Nacht dieses selber und als in anbrechender Dämmerung es zu verlöschen schien, wenigstens seine Stätte fest im Auge. Ich erstieg, indem ich immer nach einigen wenigen Schritten mich wieder umkehrte und von neuem mich orientirte, eine Spitze jener Felsenklippen, welche mit dem Ort meines Nachtlagers und mit der Stätte, an der ich das Feuer gesehen, fast in der gleichen Linie lag, von hier aus konnte ich den ganzen Weg, den ich zwischen den Klippen hindurch, hinüber nach meinem Zielpunkte zu nehmen hatte, in welchem ich jetzt deutlich eine grün bewachsene Insel erkannte, überblicken. Die Merkzeichen, welche die Nachbarschaft der nächtlichen Feuerstätte durch die Umrisse eines schwärzlichen Felsen in ihrer Nähe und durch eine am Fuß dieses Felsen stehende Gruppe von hohen Palmbäumen dem Auge darbot, prägte ich mir tief und fest in die Erinnerung ein, nicht minder die Gestalt und die gegenseitige Lage der größeren Felsenmassen, an denen mein Weg mich vorbeiführen mußte; noch jetzt wollte ich aus der Erinnerung eine kleine Seekarte über jene mir damals so wichtige Meeresgegend entwerfen.

Daß mein Weg zwischen den größeren Sandbänken und zwischen der Unzahl von Klippen hin kein leichter, sondern im Gegentheil ein überaus schwieriger seyn werde, hatte mich sein Ueberblick schon aus der Ferne gelehrt; dennoch fand ich, als ich mich erst auf der wirklichen Fahrt befand, die Schwierigkeiten noch viel größer, als ich mir sie vorgestellt hatte. Die Springfluth, deren jetzigen, bald nach dem Vollmond, ziemlich hohen Stand, ein starker Wind aus Süden noch höher steigerte, hatte mir in den ersten Stunden meiner Fahrt über Sandbänke und

Korallenriffe hinübergeholfen, über die ich zu keiner andern Zeit, ja selbst jetzt nicht, mit einem minder leichten Fahrzeuge gekommen wäre, zugleich aber war ich, zuweilen rudernd, öfter aber noch gegen meinen Willen, von dem Strudel fortgerissen, in ein Labyrinth der Felsen gerathen, aus denen ich keinen Ausgang sahe. Mein Weg war mir unter der Hand, gedrungen durch die Nothwendigkeit, zu einem ganz andern geworden als jener, den ich mir von der Nähe meines Nachtlagers ausersehen hatte; bald mußte ich östlich, bald westlich, bald nördlich, dann selbst wieder südlich, nach der Richtung woher ich gekommen, steuern oder von dem Strome mich fortreissen lassen; jetzt als ich hier in dem grausenhaften Wasserbecken gefangen war, das mir in der Erinnerung wie ein erloschner, von der Meeresfluth erfüllter, vulkanischer Crater erscheint, wußte ich durchaus nicht mehr zu bestimmen, nach welcher Gegend das Ziel oder auch der Ausgangspunkt meiner heutigen Reise läge. Der Abstand meines Nachtlagers von der Stätte, an der ich das Feuer gesehen, konnte in gerader Linie keine Stunde betragen und jetzt war ich schon länger denn vier Stunden unterweges. Gerne wäre ich aus dem Klippenlabyrinth wieder hinausgewesen in den freieren Meeresraum, aber die Fluth, die mich mit der Kraft eines kleinen Wasserfalles oder des Absturzes von einem Wehr, auf meinem leichten Schifflein hinübergespült hatte in den Felsenkessel, war jetzt gesunken; nach allen Richtungen sahe ich weithinlaufende Riffe, die bis an den Spiegel des Meeres heran oder über diesen hervorragten. Wie ein Fisch in einer Fischreuse war ich, fast ohne Hoffnung der Rettung, gefangen.

Die Strahlen der Mittagssonne brannten glühend heiß auf mich herab; je mehr die Ebbe überhand nahm,

desto minder heftig wurde die Brandung an den Rändern des Wasserkessels; ich konnte zuletzt ohne Gefahr mein Boot in den Schatten eines hohen Felsen hinziehen und an einer seichten Stelle es auflaufen lassen, an welcher es bei der vollkommenen Ebbe festsitzen blieb. Ermattet von der äußeren Anstrengung, wie von der innern Sorge, streckte ich mich auf den Boden einer natürlichen Grotte hin, welche dort in dem Felsen sich öffnete; von ihrer Decke, wie von den Wänden träufelte ein krystallhelles Wasser in großen Tropfen herunter und füllte hie und da am Boden einige kleine Eintiefungen an; ich trank in vollen Zügen; seit der eiligen Flucht aus Madagaskar hatte ich kein so reines, erfrischendes Wasser gekostet; mein Leib war kräftiglich erquickt; dankbar gedachte ich: Der mich hier, mitten auf der salzigen, unwirthbaren Fluth zum frischen Wasserquell geleitete, Der kann und wird mich auch weiter führen und tragen zum guten Ziel, das Er mir bestimmte.

Die Abkühlung mit der innern, wie äußeren Ruhe zugleich hatte mich während der heißesten Stunden des Tages in einen Schlaf versenkt, aus dem mich, bei der jetzt neu eintretenden Fluth, das Getöse der Brandung weckte. Ich erhub mich von dem kühlen Lager und klomm zuerst mit Händen und Füßen an den Felsen hinan, um zu sehen, wo sich aus dem Wasserkessel etwa ein Ausweg fände, und nach welcher Richtung ich zu steuern habe, um entweder, denn beides galt jetzt gleich, den Ort meines letzten Nachtlagers oder die Gegend der nächtlichen Feuerstätte zu erreichen. Die Aussicht war gräßlich; sie schien mir nichts als den plötzlichen Tod in den Fluthen oder den langsamen des Verhungerns zu drohen. Denn es stürzte zwar auch jetzt, bei dem stärkeren Anwachsen der

vom Südwinde gejagten Fluth ein Strom des Wassers, gleich einer niedren Katarakte in den stilleren Wasserkessel herein, aber diesem Strome sich entgegen zu arbeiten, das war unmöglich, und nach den andern Seiten des Randes hin sahe ich nichts als die Wirbel der heftigsten Brandung, die an dem Felsen sich zerschlug und ihre zertrümmerten Wellen häuserhoch emporspritzte. Ich klimmte an der niedrigsten Stelle des Felsenkessels hinan und schauete von dort hinaus auf das freiere Meer; da schien es mir als erblickte ich mitten durch den Nebel der Brandung, welche hier furchtbar zwischen den Klippen tobte, in einem Abstande, der kaum einen Büchsenschuß betrug, denselben Felsen, obwohl in veränderter Richtung, an dessen Fuß in der vorigen Nacht das Feuer leuchtete. Die schwärzliche Farbe, mit der tiefen Zerklüftung der Wände, und die hier freilich meist, von dem Vorsprung der Küste, verdeckte Gruppe der hohen Palmen, verrieth es mir, daß ich mich da in der unerwarteten Nähe meines heutigen Richtpunktes befände; doch was half mir die Nähe; schien es doch eben so unmöglich, den trennenden Zwischenraum von wenig hundert Schritten zurückzulegen, als den gefahrvollsten Weg durch Wüsten oder Meere. Denn ich hatte mich niemals im Schwimmen geübt, und wäre dies auch gewesen so würde es mir hier nichts genützt haben, da die Meeresbucht, welche mich von der Insel trennte offenbar nicht durch die Natur allein, sondern durch Menschenhände so zur Abwehr eingerichtet war, daß sich die Brandung mit mehr denn verdoppelter Gewalt an den Basaltsäulen und spitzigen Vorragungen brach. Hier wäre, ohne sich zu zerschmettern kein fester Baumstamm, geschweige ein Menschenleib hindurch gekommen. Ich stund und sann auf Auswege; ich blickte so scharf und so lang

in den von der Abendsonne bestrahlten weißen Schaum der Fluth, bis mir das geblendete Auge sich verdunkelte.

Nur ein schwacher Hoffnungsschimmer, aus dem Meereskessel hinaus und vielleicht zu Lande hinüber nach der Insel zu kommen war mir noch geblieben. Der fast gegenüberstehende, höchste Felsenrand des Kessels gränzte so nahe an die Felsen des kleinen Eilandes an, daß er mir nur ein Vorgebirge von diesem zu seyn schien; könnte ich diese Höhe ersteigen, so dachte ich, dann wäre ich wahrscheinlich auch schon am Ziel meines jetzigen Weges: auf dem Boden der Insel selber.

Mein Entschluß war schnell gefaßt; ich stieg nach meinem Boot herunter, trug die Vorräthe welche in ihm lagen unter einen Felsenvorsprung und zog dann das erleichterte Fahrzeug so weit an dem hier seichter abfallenden Ufer hinan, daß es auch in der Zeit der höchsten Fluth, die mir eben jetzt bei meiner Arbeit zu Hülfe kam, vor dem Wasser gesichert lag. Ich ließ Alles zurück, nur die Seile, die ich so mühsam gefertigt hatte, und welche, so roh sie auch aussahen dennoch von ziemlicher Festigkeit waren, legte ich, zusammengerollt über meine Schultern und so trat ich den beschwerlichen Weg um den Fuß der Felsenwände nach jener Seite des Seekessels an, welche, wie mir schien, mit der Insel in unmittelbarem Zusammenhang stund. Sehr ermüdet kam ich dort an und doch sollte erst jetzt das mühsamste Werk des Tages beginnen. Vergeblich versuchte ich es eine der niedrigeren Stellen des Felsenrandes zu ersteigen um etwa von dort die höhere Wand zu erklimmen; das zerborstene Lavagestein und Gerölle brach oder entwich überall unter meinen Füßen und Händen; gerade da wo die Felsenwand am höchsten war zeigte

sie noch am meisten jene Festigkeit welche das Hinanklettern möglich machte. Zwar die herabgestürzten Trümmerhaufen, welche am Fuße der Wand herumlagen, so wie die Spalten und Klüfte, welche den vorherrschend aus schwarzem Obsidian und Bimstein bestehenden Felsen durchzogen, ließen es voraussehen, daß mich hier Gefahren von ungewöhnlicher Art erwarteten; ich bedachte mich jedoch nicht lange, sondern im festen Vertrauen auf die Hülfe Gottes, die mich bisher so wunderbar erhalten und aus so mancher Noth errettet hatte, begann ich das kühne Wagestück. Und mein Vertrauen ward nicht zu schanden. Noch jetzt freilich überläuft mich ein Schauder, wenn ich mich in der Erinnerung an jenem steilen Felsen hängend denke, und nicht selten kommt mir das Bild der damals bestandenen Gefahren im nächtlichen Traume vor, und weckt mich durch seine Schrecknisse aus dem Schlafe auf. Die Gewandtheit und Uebung im Klettern, welche ich mir schon während meines Aufenthaltes unter den Zigeunern erworben hatte, kam mir jetzt allerdings in etwas zu statten; doch was half da alle Gewandtheit, als ich, bis zur Höhe eines mäßigen Thurmes gelangt, an eine Stelle des Felsens kam, an welcher diese fast senkrecht emporstieg und hierbei so zerborsten war, daß er öfters bald unter dem vorsichtig vorwärts gesetzten Fuße bald unter der anklammernden Hand zusammenbrach und mit lautem Getöse hinabstürzte zur Tiefe. Wie gern wäre ich jetzt wieder unten gewesen; aber das Hinabsteigen war noch ungleich gefahrdrohender als das Hinanklettern, ja es erschien mir mit Recht ganz unmöglich. Gern hätte ich auch meine armseligen Seile von mir geworfen, die mir beim Klettern sehr hinderlich waren, aber hiezu war es jetzt zu spät; ich hatte keine Hand frei, sondern mußte mich beständig

mit beiden anklammern, damit, wenn das Gestein unter der einen brach, die andre indeß zugleich mit dem Fuße die Last des Körpers fest halten könne. In dieser Stunde habe ich wohl eifriger gebetet als fast jemals vorher in meinem Leben, und in der That ich muß es wie eine Wunderhülfe betrachten, daß ich gerade da, als mir alle Kraft aus den zitternden Gliedern entweichen wollte und ich in jedem Augenblick meinen Hinabsturz erwartete, eine Kluft des Felsens erreichte, welche nach oben so weit war, daß ich mich mit meinem ganzen Körper in sie hinein drängen konnte, während sie zugleich nach unten durch das in ihr hinabgestürzte Gestein so weit geschlossen war, daß meine Füße einen festen, sichren Ruhepunkt fanden. Hier lehnte ich mich einige Augenblicke lang hin, bis die Brust wieder zum ruhigen Athmen und die Glieder zu einigen Kräften gekommen waren. Die Kluft war an ihrer vordern Seite bis nach oben an den Gipfel des Felsens geöffnet; wie ein Schornsteinfeger, mit Schultern und Knieen an den Wänden mich anstemmend, arbeitete ich mich vollends hinan auf die Höhe, zu welcher ich nicht mehr weit hinauf hatte. Ich blutete aus vielen Wunden, denn nicht nur die Hände, die Füße und die Stirn waren durch das glasartig scharfe Gestein tief verletzt, sondern dieses hatte durch die leichten Kleider hindurch auch in andre Theile des Leibes hineingeschnitten. Doch dieses Alles achtete ich nur wenig, denn ein andrer, tieferer Schmerz der Sorgen ergriff mich, als ich bemerkte, daß die so mühsam erstiegene Felsenwand nicht mit der Insel zusammenhieng, sondern von dieser durch einen schmalen Meeresarm getrennt war, in welchen von der Seite der Insel her ein starker Quell sein reichliches Gewässer plätschernd ergoß.

„Nun in Gottes Namen, es muß gewagt seyn“,

sagte ich, nach kurzem Bedenken, bei mir selber; „hier oben, auf dem dürren Felsen kann ich nicht bleiben.“

Der Abend fieng schon an zu dämmern; doch gewährte er mir noch Licht genug zu dem letzten, schweren Werk dieses Tages. Was mir dieses dennoch zu erleichtern schien, das war der Umstand, daß der Fels nach dieser Seite hin, wenigstens an seiner oberen Hälfte, nicht so senkrecht steil war als nach der Seite des Seekessels. Mein Hinabsteigen gieng eine Zeit lang ziemlich leicht von statten, stellenweis fand sich selbst der Boden mit Gebüsch bewachsen. Desto mehr aber überraschte mich der Schrecken als ich mich auf einmal an einem Felsenvorsprung sahe, welcher, wie der Saum eines Daches über das enge, noch tief unter mir gelegene Thal hinüberragte. Hier war kein Ausweg, so weit ich zur Rechten wie zur Linken nachforschte lief der Felsenvorsprung in gleicher Höhe fort. Einen alten Baumstamm fand ich noch auf, der seine Wurzeln tief in eine Felsenspalte geschlagen hatte; ich prüfte ihn, er schien fest genug mich zu tragen. Nun, so helfe mir Gott! rief ich aus, indem ich mein Seil am Baum befestigte. Ich ließ mich hinab, aber das Seil reichte nicht weit genug; ich schwebte, an seinem untern Ende hängend noch ziemlich hoch über den Boden. Durch einen Sprung hoffte ich den grünenden Abhang zu erreichen, der sich vom Fuß des Felsen nach dem Ufer des Meeresarmes hinabzog, ich ließ das Seil fahren, aber mein Sprung mislang, ich glitt hinab vom Abhang und stürzte ins Wasser. Gottes Hand bewahrte mich, ich hatte mich nicht bedeutend verletzt; die Betäubung vom Sturze vergieng mir alsbald bei der Berührung des Wassers; ich stund aufrecht und fand jetzt, daß der kleine Meeresarm so seicht sey, daß ich ihn ohne Mühe durchwaten konnte;

in wenig Minuten war ich drüben am andern Ufer, bei der Quelle, aus der ich in vollen Zügen meinen brennenden Durst stillte. Indem ich hier um mich blickte, bemerkte ich beim Schein der Dämmrung ein weißes Gefäß, wie von Porzellan. Hier müßen Menschen in der Nähe seyn, sprach ich, freudig und erschrocken zugleich. Aber wo sind sie? sprach ich weiter, hier ist ja nirgends ein Ausgang nach der Insel, überall nur Felsenwände. Und dennoch, so schloß ich mit Recht, muß hier ein Ausweg seyn, wie wäre sonst das Gefäß und der, welcher es trug, daher gekommen. Endlich bemerkte ich unter den überhängenden Farnkräutern den Eingang zu einer Höhle, der, wie sich leicht erkennen ließ, durch eine nach aussen rauhe, kunstlos aussehende, nach innen glatt gehauene Felsenplatte verschlossen werden konnte, jetzt aber offen stund. Ich tappte, mit dem Gefühl der Hände mir forthelfend, in das dichte Dunkel hinein, nach einiger Zeit dämmerte mir das Abendlicht von der andern Seite der Höhle her; ich erreichte den Ausgang und warf mich, fast zum Tode ermattet, hinter einem benachbarten Gebüsche auf den Boden.

Ich hatte noch nicht lange geruht, da hörte ich menschliche Fußtritte. Zwar dunkelte es schon sehr, doch erkannte ich deutlich einen alten Mann, der nicht fern von mir vorüberging, hin gegen die Oeffnung der Höhle, aus der ich so eben herausgekommen war. Er trug eine schwache Leuchte von glimmenden Holzstückchen und Reisern in seiner Hand, die beim Durchgang durch den Felsenpaß ihm diente; ich hörte deutlich die äußere, künstliche Felsenplatte an ihre Mündung schlagen und hiermit sich schließen; in Kurzem war er, mit dem vorhin von mir bemerkten Gefäß, das er, mit dem Wasser des Quelles gefüllt, in seiner Hand trug, wieder am diesseitigen Ausgange. Auch

diesen verschloß er jetzt und nahm seinen Weg hin nach dem Walde der Palmen.

Der Anblick des Alten hatte mir viel mehr Hoffnung und Vertrauen als Furcht eingeflößt. Daß er kein Malaye sey, hatte mir, so viel mir seine armselige Holzfackel dies sichtbar machte, seine Gesichtsfarbe und selbst seine Kleidung gezeigt, denn jene erschien mehr europäisch, und auch der Zuschnitt des freilich seltsam zusammengeflickten Gewandes war viel eher fränkisch als orientalisch zu nennen. Ein langer, eisgrauer Bart reichte bis an die Mitte seiner Brust; der Scheitel war von einer seltsamen, aus dem Fell eines Seevogels zugerichteten Mütze bedeckt.

„Wenn dieser der einzige Bewohner der Insel ist, sagte ich bei mir selber, dann kann er mir keinesweges weder gefahrbringend noch neidisch werden; denn ich bin jünger und rüstiger denn er, für uns beide brächte der Boden wie das Meer die zureichende Nahrung hervor, ich könnte, wenn es so seyn müßte, die Stütze seines Alters, und, wenn er, wie es den Schein hat, ein Europäer ist, seine Unterhaltung werden."

Ein Mensch, welcher so eben aus solchen großen Lebensgefahren glücklich entrann, wie ich, ist der Furcht vor geringeren Gefahren nicht sehr ausgesetzt, auch die ungemeine Ermüdung that zu meiner Beruhigung das Ihre; mir schlossen sich, ehe ich sie noch, wie mein Vorsatz gewesen, zum weitren nächtlichen Herumspähen auf der kleinen Insel gebraucht hatte, die Augen; ein fester Schlaf hielt mich umfangen, bis am andern Morgen die schon höher gestiegene Sonne durch das Gebüsch hineindrang.

Ich schlich mich so leise als möglich durch das Strauchwerk hin nach jener Palmenpflanzung, nach welcher am gestrigen Abend der Alte gieng. Eine Art von Hütte aus

Holzwerk, oben mit Palmenblättern gedeckt, stund da; so niedrig, daß nur ein Sitzender oder Liegender in ihr sein Obdach fand. Aussen vor der Hütte sahe ich den Greis, wie er knieend und mit entblößtem Haupte betete. Dies gab mir große Freudigkeit. „Ein Mensch, welcher betet, und dies mit Andacht thut, wie von diesem einsam Lebenden ich es erwarten darf, ist gewiß der Liebe zu den Brüdern eben so zugänglich, als der Liebe zu Gott". Ich will mich, so dachte ich, ohne Bedenken ihm nahen, sobald seine Morgenandacht geendigt ist.

Indem ich so stehe und denke, höre ich ganz deutlich, als ob von oben, aus der Luft, die Stimme käme, meinen Namen rufen. Martin Reiser, rief es, und schwieg dann stille, und gleich hernach, wie mir schien, aus viel größrer Nähe rief es wieder Martin Reiser. Ich schauderte zusammen, sahe um und über mich, aber oben in den Zweigen bemerkte ich nur Vögel; wer konnte doch hier in dieser Wildniß meinen Namen wissen und nennen! Jetzt noch einmal rief nicht nur eine, sondern es riefen mehrere Stimmen, aus diesem mir nur hörbaren, nicht sichtbaren Luftreiche, meinen Namen. „Spielt denn der Wahnsinn, den der verstorbene Capitän auf mich vererbte, mit meiner Seele?" so dachte ich und stund, umherstaunend, tief betroffen da.

Der Greis hatte sein Gebet geendigt, er bedeckte das Haupt mit seiner Federmütze und stund auf. Er hatte sich nach der Gegend hingewendet, wo ich, unbewaffnet und seiner wartend, hingetreten war; bei meinem Anblick fuhr er mit offenbaren Zeichen des Schreckens zusammen; wie mir schien, unentschlossen, ob er fliehen oder bleiben solle. Ich legte meine Hände, demüthig ihn begrüßend, auf die Brust und redete ihn in portugiesischer Sprache

an, welche ich in diesen Weltgegenden unter Europäern und selbst Malayen für die gemeinverständlichste hielt. Ich stellte mich ihm als einen armen Hülflosen, seines Schiffes Beraubten vor, der seinen Schutz und seine Gunst anflehe. Der Alte antwortete mir in derselben Sprache, jedoch so gebrochen und mühsam, daß ich bald errieth, daß das Portugiesische nicht seine Muttersprache sey. Er erklärte sich bereit, mir nach allen Kräften in meiner Noth beizustehen, wie dies (das Wort war mir ein süßer Klang) die Pflicht „des Christen" sey.

Schon der Anblick, noch mehr die Worte des Alten hatten mir auch die letzte Spur von Furcht, ja von Bedenklichkeit benommen, nicht so schien es jedoch auf seiner Seite zu seyn. Er kroch hinein in seine niedre Hütte, nach einigen Minuten trat er bewaffnet hervor, mit zwei Pistolen und einem Soldatensäbel in seinem Gürtel, eine Art von verrosteter Hellebarde in seiner Rechten. Ich konnte ihm seine Vorsorge nicht verdenken, dem guten Alten; mein Aussehen mochte in jenem Augenblick so eckelhaft als furchtbar seyn. Denn meine Hände, wie das von ihnen öfters berührte Gesicht, starrten vom geronnenen Blute, mit welchem auch das zerfetzte Gewand und die aus den Fetzen hervorblickende Haut bedeckt war; ich sahe aus, wie einer, der selber einen blutigen Mord begangen hatte, oder der unter Mörder gefallen war.

Mich am meisten widerte dieser Zustand an, den ich in der gestrigen Aufregung und darauf folgenden Abspannung nicht bemerkt hatte; ich bat meinen Gastfreund um die Erlaubniß, mich in der benachbarten Meeresbucht reinigen zu dürfen; während ich dieses that, hatte er überall, wo noch ein Zugang zu seiner wohlverwahrten Insel möglich war, nachgespürt, ob vielleicht noch Gefährten

von mir denselben Weg gefunden? Er hatte das Seil, am Felsen gebunden, das am gestrigen Abend seinen Blicken entgangen war, heute sogleich bemerkt; es war noch mit dem Blute meiner verwundeten Hände bezeichnet; wer so, wie der Greis, mit den Schwierigkeiten meines Weges über den Lavafelsen bekannt war, der konnte leicht errathen, daß nicht Mehrere oder Viele, sondern nur ein Einzelner, getrieben von der höchsten Noth, und bewahrt durch Gottes besondern Schutz mitten in den noch von keinem Menschen besiegten Gefahren, hieher gelangt seyn könne.

Ich hatte jetzt, so gut ichs vermochte, mich und mein Gewand gereinigt, ich nahete mich von neuem ehrfurchtsvoll dem Herrscher der Insel, welcher beschäftigt war, das Fleisch einer großen Schildkröte für sich und mich, seinen Gast, am Feuer zu braten. Ich konnte ihm anmerken, wie gern er mich um Manches gefragt hätte, — denn in einer so vieljährigen Abgeschiedenheit von der Welt und von der Gesellschaft der Menschen steigert sich die Neugier und Wißbegier in vielfachem Maaße — da ich ihn jedoch in einer Sprache angeredet hatte, von welcher er nur wenige Ausdrücke verstund, hielt er es für unmöglich, durch Worte mit mir zu verkehen, deshalb winkte er mir nur, als das Frühstück bereit war, mich neben ihn hinzusetzen und mit ihm zu essen. Mir schien es, nach so langer Entbehrung eines wohlbereiteten Mahles, als habe mir noch niemals etwas Andres so köstlich geschmeckt als dieser Schildkrötenbraten mit den frischgerösteten, mehligen Yamswurzeln und hierzu der Trunk des kräftigen Palmenweines.

Wir stunden auf; mein alter Gastfreund wollte die Teller und Gefäße waschen, deren wir uns beim Früh-

stück bedient hatten, und die zu meiner größesten Verwunderung, sowie schon das gestern gesehene Wassergefäß, aus dem schönsten chinesischen Porzellan bestunden; ich nahm ihm diese Arbeit ab und verrichtete sie so sorgfältig als möglich, war ihm dann auch bei seinem Geschäft des Holzfällens behülflich und duldete nicht, daß er sich mit der Bürde belastete, sondern trug sie auf meinen Schultern heim. So waren wir schon in ziemlichem Maaße mit einander bekannt geworden; der Alte verrieth namentlich sein besseres Zutrauen zu mir auch dadurch, daß er die Waffen wieder ablegte und in sein Zelt trug; gleich alten Bekannten ruheten wir nachbarlich auf dem bequemen Sitze von Seegras.

Während wir hier im Schatten der Bäume saßen, kamen einige buntfarbige Papageyen aus den Zweigen herunter, und uns so nahe, daß ich wohl bemerkte, wie genaue Bekannte von meinem Gastfreund sie seyen. Nur meine Gegenwart schien ihre Zutraulichkeit ein wenig zu hemmen, doch auch dieses nur auf etliche Minuten, dann setzten sie ungescheut sich auf die Schultern und Kniee des Alten. Bei dieser Gelegenheit hörte ich diesen, wie man es gegen zahme Thiere oder Kinder in der Muttersprache zu thun pflegt, auf Deutsch Liebkosungsworte gegen seine thierischen Gespielen aussprechen, indem er zugleich ihr buntfarbiges Gefieder streichelte und Bröcklein der gerösteten Yamswurzel ihnen als Futter streute. Ich traute kaum meinen Ohren, als ich hier auf einsamer Insel die Sprache meiner Kindheit vernahm; mit lebhafter Freude rief ich aus: ihr sprecht ja deutsch, mein Herr, und der Greis bejahte es, wie mir schien, eben so erfreut als ich.

Seine erste Frage war, ob ich aus Deutschland und wie ich hieher gekommen sey? Ich berichtete ihm kurz,

daß ich von Geburt ein Deutscher, seit mehreren Jahren mich in Holland aufgehalten habe; erzählte ihm, daß ich schon in Amsterdam Arzt gewesen, dann durch Seelenverkäufer auf ein französisches Schiff gebracht sey, und was ich auf diesem, sowie seit der Flucht aus Madagaskar erfahren und erduldet habe. Der Alte hörte mich theilnehmend an und reichte mir zutraulich die Hand, indem er mich als Mitchristen und Landsmann begrüßte. Er äußerte eben so viel Verwundrung als Freude, daß ich meinen Weg zu seiner Insel gefunden und glücklich zurückgelegt habe, den er für jedes ungeflügelte Wesen für ungangbar gehalten habe. Auch daß ihr den Zugang zur Felsenhöhle offen fandet, fuhr er fort, war ein besondrer Glücksfall, denn obgleich in der ganzen Reihe von Jahren, welche ich, anfangs in Gesellschaft einiger Unglücksgefährten, dann allein auf dieser Insel zubrachte, noch kein Mensch sich ihr genaht hat, pflegte ich doch sonst gewöhnlich, weder, wie gestern zufällig geschahe, ein Gefäß am Quell stehen, noch den Eingang offen zu lassen; nicht als wäre mir jemals in den Sinn gekommen, daß ein Mensch über den unersteiglichen Felsen, wohl aber, daß einer von dem Wasser her zur Felsenschlucht gelangen könne.

Als ich mit dem Bericht über mein eignes Schicksal zu Ende war, mußte ich meinem alten Wirth gar Mancherlei von dem erzählen, was sich, seit einer Reihe von Jahren, auf der großen Weltbühne von Europa zugetragen habe. Es war ihm Alles neu und unerwartet, was ich ihm sagte: Frankreichs übermächtiges Eingreifen in den bisherigen Bestand der europäischen Völker und Länder; Deutschlands und der Niederlande neuere Verhältnisse; blutige Streitigkeiten der Menschen um leibliche Vortheile und geistige Irrungen.

Nach dieser landsmannschaftlichen Unterhaltung forderte mich mein Gastfreund auf, ihn zu begleiten. Auf einer kleinen Anhöhe, fast in der Mitte der Insel, zeigte er mir sein ganzes, vom klippenreichen Meere umgränztes Gebiet. Das Eiland, das überall grün bewachsen und von Schaaren der Vögel bewohnt ist, mag etwa viermal so groß an Rauminhalt seyn, als die Insel, welche mir und dem Capitän einen Aufenthalt gewährte; in der Nähe der Anhöhe, deren Aussicht wir so eben genossen, hatte mein Wirth ein steinernes Haus, mitten im Schatten des Waldes stehen; es glich von aussen unsren ärmeren holländischen Schifferhütten, nur fehlte ihm die weiße oder buntfarbige Tünche der Mauern, und statt des Strohes oder der Binsen war es mit einem dichten Flechtwerk der Palmenblätter gedeckt. Mehr als dieser äußere Anschein versprach, fand man im Innren des Häusleins. Hier zeigten sich alle die nöthigsten Geräthschaften des europäischen Haushaltes und neben ihnen mancherlei Gegenstände, die man etwa sonst nur in den Palästen der Reichen und Großen findet. Der Alte deutete lächelnd darauf hin und sagte: mancher Andre in Europa hätte größere Freude gehabt über diese fremde Erbschaft denn ich.

Was uns beide, wie ich jetzt erfuhr, hieher geführt hatte, war eine unterirdische Vorrathskammer, in welcher Gefäße mit Palmenwein und mancherlei Lebensmittel stunden. Der gute Alte wollte seinen neuen Gast ganz besonders gut bewirthen; er gab mir vielerlei, das ich zur Lagerstätte am Ufer tragen sollte, unter andern auch, oben aus dem Hause, eine Matratze und etliche Matrosenhemden zum Lager und zur Kleidung für mich. Als wir diese Dinge aus dem Zimmer des Hauses hinwegnahmen, regte ich, ohne es zu wissen, einen Verdacht gegen mich in mei-

nem alten Landsmanne auf, der unser so schön begonnenes zutrauliches Verhältniß auf mehrere Stunden trübte. Ich betrachtete mit einer Art von Interesse mehrere silberne Geräthschaften und prüfte in meiner Hand das Gewicht einer, wie zufällig dabei liegenden, mit spanischem Gepräge versehenen Goldstange, äußerte auch meine Verwunderung über diese werthvollen Dinge in der Hütte eines einsamen Insulaners. „Wie könnt ihr", sagte der Alte, „doch Gefallen an solchem Tand haben", schloß darauf sorgfältig die Hütte zu, sprach auf dem Heimweg nur wenig mit mir, und schien mich sogar, von jenem Augenblick an, mit einer Art von Mistrauen zu betrachten. Wie er mir später erzählte, hatte er in meinem unbedachtsamen und unbescheidnem Benehmen eine Regung von Geiz oder Goldgier zu erblicken gemeint; ein Laster, das ihm seit der langen Abgeschiedenheit vom menschlichen Verkehr zu den größesten und unbegreiflichsten Schwachheiten unsrer Natur gehören mochte. Er hatte jetzt die Beweise des rückhaltlosen Vertrauens, die er in seiner überfließenden Freude gegeben, fast bereuet, und hätte namentlich gern mein Hineintreten in sein Vorrathshaus ungeschehen gemacht, „denn", sagte er später, „dem Geize traue er alles nur mögliche Böse zu".

Diese Verstimmung des guten Greises dauerte indeß nur wenige Stunden; sie löste sich auf eine unerwartete Weise auf. Als wir bei unserm Mittagsessen saßen, wobei mir mein gastfreier Wirth nichts abgehen ließ, sondern mir all das Beste darbot, was sein Haushalt vermochte, hörte ich auf einmal mich wieder, sowie heute am Morgen, bei meinem Namen rufen. Von neuem Staunen ergriffen blickte ich um mich; ich sahe und hörte jetzt deutlich, denn sie kamen herunter zu uns geflogen, daß nicht nur einer,

sondern mehrere der Papageyen die Worte sprachen. Der Alte, der meine Verwunderung bemerkte, fragte mich, ob ich denn noch niemals Papageyen gehört habe, denen man etwa einzelne Worte, oder seinen eignen Namen aussprechen lehrte, weil ich so sehr über ihr Schwatzen erstaune? Nicht das, sagte ich, daß diese Thiere etliche gelernte Worte sprechen, setzt mich in Verwundrung, sondern daß gerade diese Worte mein Vorname und Zuname sind.

Der Alte wurde aufmerksam. Wie, fragte er, ihr heißt Martin Reiser? von welchem Orte in Deutschland seyd ihr gebürtig? Ich nannte ihm meinen Geburtsort; er war offenbar sehr bewegt; mir dämmerte die Ahndung auf, daß der Mann, der hier bei mir saß, mein Vater sey.

Könntet ihr mir, sagte ich, die Gelegenheit verschaffen, auf einem leichteren Wege, als mein gestriger war, an die gar nicht weit von hier abgelegne Stelle zu kommen, an welcher ich mein Fahrzeug und bei ihm etliche für mich sehr werthvolle Dinge zurückließ, dann wollte ich euch etwas zeigen, das euch über meine Abstammung sichre Auskunft gäbe.

Nach einem kurzen Bedenken sagte der Greis: diesen Wunsch kann und will ich euch gewähren; er ließ hierauf eine lange, aus einem Palmenstrunk gefertigte, an Ketten gehaltne, hinter den Zweigen der Farnkräuter versteckte Zugbrücke von der Höhe des einen auf der Insel gelegnen Felsen, nach der eines andren, vom Meere umbrandeten Felsen niederfallen; hier fanden sich, in einer Spalte des Gesteines, verborgne Stangen zur Anlage einer zweiten, strickleiterartigen Brücke, an der man sich hinablassen konnte, zuerst auf die eine, niedrigere, dann auf eine weiter abgelegne, noch niedrigere Klippe und von dieser zur engen

Felsenbucht, in welcher mein Schifflein stund. Dort hatte ich, nebst manchen andren Dingen, das Büchlein meines Vaters liegen lassen, das mich seit so manchen Jahren viel und oft begleitet, und dessen Inhalt mir namentlich auf meiner vorigen, einsamen Insel noch so großen Trost gewährt hatte. Ich nahm es auf und sagte: sehet, hier dieses Büchlein gehörte meinem Vater, welcher, so wie ich, Martin Reiser hieß. Als Arzt in holländischen Diensten, mußte derselbe vor nahe zwanzig Jahren seine Heimath und in ihr meine Mutter, die treue Christine und mich, seinen einzigen Sohn, verlassen; hier angeheftet an das Büchlein, sehet ihr den letzten Brief, den meine selige Mutter kurz vorher an den Vater schrieb, ehe sie durch einen Seekapitän aus unsrer Nähe die Nachricht von dem Untergange seines Schiffes und von seinem vermuthlichen Tode erfuhr.

Mit zitternder Hand nahm der Greis das Büchlein aus meiner Hand; eilig und aus beklommener Brust that er noch einige Fragen an mich, die ich ihm kaum verstund und deren Antwort er kaum hörte; denn als er den Brief meiner Mutter sahe, achtete er auf nichts mehr, was um ihn vorging; die Thränen ließen ihn auch bald nicht weiter lesen; er warf sich nieder auf seine Kniee und dankte Gott, der ihm noch vor seinem Ende mehr gewährt hatte, denn er jemals zu bitten gewagt; nur nach dem Anblick eines Christen und dem freundlichen Zuspruch von diesem, hatte er sehnlich verlangt, und nun führte Gott ihm den Menschen zu, der ihm unter allen auf Erden lebenden der nächste, der liebste, der tröstlichste war.

Ich war seinem Beispiele gefolgt; hatte ich nicht eben so viel Ursache zum freudigen Dank, als mein alter Vater? Dieser stund jetzt auf; wir schlossen einander in die Arme,

in dieser wilden Einöde der Felsenwände waren wohl noch niemals weder Töne der Freude, noch des Schmerzens aus einer menschlichen Brust vernommen worden; jene abgebrochnen Worte, welche in diesem Augenblick zwei in Liebe selige Menschen sprachen, würden jedoch auch dem regesten, neugierigsten Menschengedränge kaum verständlich gewesen seyn, denn was uns beiden hier geschahe, das war mehr ein Schauspiel für unsichtbare, als für sichtbare Augen.

Wir kehrten jetzt Hand in Hand nach der Insel zurück. Denn mein Vater ließ selbst auf der Strickleiter und der Zugbrücke meine Hand nicht aus der Seinigen; gleich als fürchte er, mich wieder zu verlieren, hielt er mich, als wir wieder bei der Hütte waren, an meinem Arme fest. Nur auf einige Augenblicke verließ er mich und kehrte bald mit seinem kostbarsten Gewande, mit seiner, von ihm aus dem Schiffbruche geretteten europäischen Kleidung zurück. Ich mußte, er ließ nicht nach mit Bitten, sie anlegen, nachdem er vorher alle meine Wunden, die mir die glasartige Lava gerissen, besehen und mit heilenden Pflanzensäften bestrichen hatte. Den Tod der seligen Mutter, sowie seiner Schwiegereltern, hatte ich ihm, auf seine Fragen, schon in den ersten Augenblicken unsres Wiedererkennens verkündet; jetzt mußte ich ihm Alles, was ich noch von den letzten Tagen seiner seligen Christine wußte, ganz ausführlich und mehr denn einmal erzählen. Statt der Worte antworteten mir seine Thränen. „Die treue Seele, sagte er, sie hat Glauben und Liebe fest gehalten bis ans Ende. Wie schäme ich mich meines Unglaubens. Denn als ich fast zehn Jahre hier auf dieser Insel gelebt hatte, ohne die Möglichkeit vor mir zu sehen, aus meiner Einsamkeit wegzukommen, und als nun wirklich eine solche

Möglichkeit sich zeigte, nahm mir den, zu einem raschen Entschlusse nöthigen Muth der Gedanke, daß ich bei der Heimkunft meine Christine als Gemahlin eines Andern wiederfinden würde. Sie war um mehr denn achtzehn Jahre jünger als ich, und vor meinem Abschiede hatte ich ihr selber den Rath gegeben, sich, im Fall meines Jahre langen Ausbleibens und hiermit wahrscheinlichen Todes, wieder zu vermählen. Den tödtlichen Schmerz eines solchen Wiedersehens wollte ich aber ihr wie mir ersparen".

In den ersten beiden Tagen des Zusammenseyns mit meinem lieben Vater kam es zu keinen andern Gesprächen, denn zu solchen, welche mein Vater durch seine Fragen herbeiführte; im weitern Verlaufe der Zeit erfuhr ich auch das, was ihm während der Zeit seiner Abreise aus der Heimath widerfahren war.

Das holländische Schiff, das ihn und eine bedeutende Anzahl von Soldaten nach Java führen sollte, war wirklich, hier zwischen den drohendsten Klippen der Amiranten-Inseln in die größeste Gefahr gerathen. Ein furchtbarer Sturm schleuderte es zwischen die Felsen; es hatte einen großen Leck bekommen und saß mit seinem Vordertheil auf einem Corallenriffe fest; wenn der Sturm noch länger anhielt, mußten es die Wogen bald vollends zertrümmern. Da bemächtigten sich die Soldaten der beiden Boote, nöthigten auch die Matrosen und den Capitän sie zu begleiten; Alles, was gesund war, ergriff die Flucht aus dem Schiffe. Was sollte aber mit den Kranken werden, die sich nicht von ihrem Lager bewegen konnten, und die man jetzt gleichgültig der Todesgefahr überließ? Unter diesen Kranken war auch der alte Steuermann; ein vieljähriger Bekannter meines Vaters, der in seiner Gesellschaft schon

mehrere große Seereisen gemacht hatte. „Freund, so rief meinem Vater der Kranke zu; verlaßt eure Kranken nicht, für welche ihr Gott und Menschen verantwortlich seyd. Ihr seyd uns armen Sterbenden nicht nur ein leiblicher, sondern durch euern guten Zuspruch zugleich ein geistlicher Tröster und Helfer. Gott wird's euch vergelten, wenn ihr eurer Pflicht treu bleibt, wo nicht auf Erden, so doch im Himmel. Denn euch kann ich's mit Sicherheit sagen und ihr als alter Seemann sehet es von selber ein, daß die Andern, in ihren überfüllten Booten, dem Untergang fast noch mit größerer Sicherheit entgegen gehen, als wir hier in unserm gestrandeten Schiffe. Jene, wenn sie auch über die Scheeren und ihre starke Brandung hinauskommen, müssen in Kurzem entweder unter den Wellen versinken, oder den langsameren Tod des Verschmachtens sterben, denn die mitgenommenen Vorräthe langen für so viele Menschen nicht auf fünf Tage aus".

Mein Vater sahe die Wahrheit dessen, was der Steuermann ihm sagte, gar wohl ein; als die Soldaten ihn, ihren Arzt, nöthigen wollten, mit in das eine der Boote zu steigen, erklärte er fest, es sey die Pflicht des Arztes bei seinen Kranken zu bleiben, und dieser Pflicht gedenke er zu gehorchen. Ein sehr schwer kranker Offizier gab dadurch, daß man auch ihn zurücklassen mußte, noch einen günstigen Ausschlag; die Boote fuhren ab, und bald nachher kamen etliche gesunde Matrosen nebst dem Schiffszimmermann auf dem Verdeck zum Vorschein, die sich im untern Raume versteckt gehalten hatten, weil sie über das nahe Schicksal der unverhältnißmäßig überfüllten Boote eben so urtheilten, wie der alte Steuermann. Und das, was diese Männer vorausgesagt hatten, gieng nur zu genau in Erfüllung, denn das eine der Boote sahe mein

Vater, der durch das Fernrohr ihren Lauf verfolgte, noch vor seinen Augen untergehen, und das Loos des andren mag wohl kein glücklicheres gewesen seyn.

Der Sturm hatte nach einiger Zeit wieder nachgelassen; der Schiffszimmermann mit den Matrosen begaben sich, mit aller Kraft und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln an die Ausbesserung des Leckes; man dachte daran, das Schiff wieder flott zu machen, und dieses gelang auch wirklich nach mehrtägiger Anstrengung. Aber das Fahrzeug hatte zu sehr gelitten; erst dann, als es wieder im Meere gieng bemerkte man, wie sehr es einer sorgfältigeren Ausbesserung bedürfe; die Hände der wenigen Gesunden reichten nicht hin, um das beständig neu zudringende Wasser auszupumpen. Der kranke Steuermann selber ließ sich aufs Verdeck tragen, er rieth, man solle bald möglichst an einer der nachbarlichen Inseln einen gelegenen Landungsplatz suchen. Es war höchste Zeit gewesen, diesen Rath zu befolgen; das Wasser stieg mit jedem Augenblick höher; das Schiff war nahe am Sinken, als man es, begünstigt vom Winde, der die Segel füllte, noch auf eine Sandbank hinantreiben ließ, die wenigstens für die erste, dringendste Noth einen Ruhepunkt gewährte, denn nach der einen Seite hin ragte sie so hoch über den Meeresspiegel herauf, daß auch die Springfluthen dieser Gegend, selbst wenn ein nicht allzu heftiger Sturm sie verstärkte, nicht so weit hinan stiegen. Die im Schiffe zurückgebliebenen Seeleute hatten sich gegenseitig versprochen, daß sie, Gesunde wie Kranke, treulich zusammenhalten und mit einander leben und sterben wollten. Ihr erstes Geschäft war, die Kranken aus dem Fahrzeug herauszutragen ans Land und sie unter Zelten, die aus den Segeln gefertigt waren, unterzubringen. Für die

kräftigste, gesündeste Nahrung dieser Leidenden war durch das Fleisch der Schildkröten und Seevögel gesorgt, deren es auf allen diesen Inseln, sobald sie nur etwas flachen, sandigen Boden haben, zu gewissen Zeiten eine große Menge giebt. Das Schiff wurde nach einer genauen Untersuchung durch den Schiffszimmermann für unausbesserlich erklärt; auf den Rath des alten Steuermanns gingen die Gesunden an den Bau eines Bootes, aus dem Material, welches ihnen das Schiff in reichlicher Menge darbot. Zwei Kranke, unter ihnen der Offizier, waren, während man noch am Boote arbeitete, gestorben, und wurden von den Ueberlebenden auf der Sandbank begraben; noch mußte ein andrer Kranker, ein Matrose, das Lager hüten; der alte Steuermann aber hatte sich wieder so weit erholt, daß er herumgehen und wenigstens durch seinen Rath bei dem Geschäft behülflich seyn konnte. Endlich war das Werk vollendet, man brachte Alles, was für eine kleine Niederlassung und für eine künftige Weiterfahrt von Nutzen seyn konnte, so viel eben davon das neue Fahrzeug zu fassen vermochte, in dieses hinein und die kleine Mannschaft — mit dem wiedergenesnen Steuermann und einem noch kranken Matrosen, bestund sie aus sechs Köpfen — wagte die Weiterfahrt.

Vor allem mußte auf Einnahme von Proviant für eine weitre Reise Bedacht genommen werden. Die Insel, auf der seitdem mein Vater gelebt hatte, gab hierzu die günstigste Aussicht. Eben jene kleine Bucht, in deren Nachbarschaft ich mein madagassisches Fahrzeug hatte stehen lassen, und von deren angränzenden Kesselrand ich die unmittelbare Nähe der Insel meines Vaters bemerkte, diente, ehe man durch Menschenkunst sie so unzugänglich machte, als ich sie fand, zum wohlgelegenen Landungsplatz. An

Vorräthen für die Weiterreise fehlte es auf der Insel nicht; während der eine Theil der kleinen Reisegesellschaft mit dem Sammeln und Einsalzen derselben beschäftigt war, machte der andre bei günstigem Wetter mehrmalen die Fahrt nach dem Wrack des Schiffes, um noch manches Brauchbare an Eisen= und Holzwerk herbei zu holen, bis ein Sturm den Rest des Wrackes zertrümmerte und ihn mit seinen Kanonen ins Meer versenkte.

Die Neigung der Menschenseelen, sich in Gegensätze zu zerlegen, im guten wie im schlimmen Sinne, wird sich immerdar kund geben, sowohl da, wo jene in ganzen Völkern und Reichen, als da, wo sie in einzelnen Köpfen sich gegenüberstehen. Der Steuermann, der die Reise nach Indien schon achtmal gemacht hatte, und mit der Natur so wie mit dem periodischen Witterungswechsel dieser Länder und Meere sehr genau bekannt war, bestund mit Recht darauf, daß die Abfahrt wenigstens noch vier Monate verschoben werden müsse, wenn man mit einem so kleinen Boote und so geringer Menschenkraft das ferne Ziel (Java) erreichen wolle. Denn dann dürfe man, nach dem völligen Vorübergang der Regenzeit, auf ein stürmefreieres Meer und günstige Winde rechnen, während man, wenn die Abreise bei hinlänglich angewachsener Menge der Vorräthe schon nach etlichen Wochen unternommen würde, wahrscheinlich noch mitten auf der Fahrt der Ungunst der stürmischen Jahreszeit unterliegen müsse. So gut jedoch auch diese Ansicht des alten Seemannes auf Erfahrung gestützt und so einleuchtend sie mir war, wollten sie dennoch die beiden gesunden Matrosen und der Schiffszimmermann nicht gelten lassen; diese drangen beständig auf die Beschleunigung der Abfahrt, und äußerten öfters laut murrend ihre Vermuthung, daß der Steuermann nur deshalb

auf Zögerung bedacht sey, weil er bei seiner noch immer schwankenden Gesundheit sich nicht aufs Wasser traue; durch die Bedenklichkeiten eines Einzelnen, der nur für sich selber besorgt sey, könnten aber die Andren sich nicht zurückhalten lassen. Am stärksten führte der Schiffszimmermann diese widerspenstige Sprache, und der arme Mann war hierbei zu entschuldigen, denn er fürchtete, wenn der Capitän in dem einen Boote, dessen Schicksal uns unbekannt war, wirklich glücklich nach Java gekommen sey, wegen seines heimlichen Zurückbleibens auf dem Schiffe nicht nur ein Vorenthalten des für die Fahrt ihm versprochenen, ganzen Lohnes, sondern auch Bestrafung, und er war der Vater und Versorger einer zahlreichen, in Holland lebenden Familie.

Das wechselseitige Mißverständniß machte sich immer merklicher; eines Tages, da mein Vater mit der ärztlichen Pflege des kranken Matrosen beschäftigt war, dessen offner Fußschaden seit einiger Zeit sich auffallend besserte, und sein alter Freund, der Steuermann, an dem andern Ende der Insel sein Fischernetz ausspannte, stießen die beiden gesunden Matrosen mit dem Schiffszimmermann vom Lande; sie hatten das Boot heimlich zur Abfahrt bereit gemacht und die Vorräthe hineingetragen; als mein Vater heraustrat ans Ufer, sahe er die Flüchtlinge schon mit vollen Segeln dem offnen Meere zueilen.

Den drei noch übrigen Bewohnern des Eilandes, unter denen mein Vater damals der gesündeste und stärkste war, blieb nichts Andres, als die Uebung einer geduldigen Ergebung in das, was nicht zu ändern stund. Wie schwer ihm diese Uebung, im Andenken an sein geliebtes Weib und sein Kind, namentlich in den ersten Jahren, geworden, das konnte mein armer Vater mir kaum mit

Worten beschreiben. Zwar auch der kranke Matrose war nach einigen Monaten nicht allein durch die ärztliche Pflege, sondern mehr noch durch die gesunde Luft und Nahrung, die sich auf der Insel fand, so weit wieder hergestellt, daß er an allen Geschäften des kleinen Haushaltes Theil nehmen konnte, aber dies gewährte nur wenig Erleichterung der hoffnungslosen Lage, denn das Fahrzeug, selbst mit allen Handwerkszeugen des Schiffszimmermannes, war hinweg; wie konnte ein neues, wenigstens zu einer weiteren Fahrt taugliches hergestellt, wie ein Mittel gefunden werden, um die Heimkehr oder die Vereinigung mit europäischen Schiffen möglich zu machen? Wenn die andren beiden, die ein solches nagendes, heißes Verlangen nach der Heimath nicht empfanden, weil zu Hause kein Weib und kein Kind ihrer warteten, den oder jenen Geschäften nachgiengen, saß mein Vater, in tiefer Schwermuth verloren am Ufer und dachte an die Seinen.

Einst nahete sich der Insel ein Fahrzeug, dessen Mannschaft ganz aus dem raub = und mordsüchtigen Gesindel der Malayen bestund. Unsre drei Insulaner, so sehr meinem Vater bei dem langentbehrten Anblick von Menschen und von einem Fahrzeuge das Herz pochte, mußten es doch für ein Glück halten, daß jene, den Franken unholden Männer, sie nicht entdeckten. Seitdem dachte man auf eine künstliche Verschließung des einzigen günstigen Landungsplatzes, den die Insel darbot, und bei diesem Geschäft war der wiedergenesene Matrose am meisten thätig, so daß der Eifer, mit welchem er fast unablässig diese schwere Arbeit betrieb, meinem Vater unbegreiflich erschien. Ueberhaupt kam seit einiger Zeit an diesem Menschen Vieles vor, das mit seinem früheren Benehmen in einem unerklärlichen Widerspruch stund.

Sein sonstiges bescheidnes und gefälliges Betragen gegen die beiden Gefährten, hatte sich ganz verloren; er war kalt, ungefällig, that nichts mehr auf fremdes Geheiß, sondern nur das was ihm gut dünkte und einfiel, dabei war er so wunderlich hochmüthig, als wenn er ein vornehmer gebietender Herr und die andren Beiden seine armen Diener wären. Einstmals, da er es meinem Vater gar zu arg machte, erinnerte ihn dieser an jene Dankbarkeit, die er ihm schon als seinem treuen Arzte schuldig sey; jener sagte ganz vornehm thuend: diese Pflicht werde ich euch schon einmal abzahlen; ihr sollt zehnmal so viel im Golde dafür haben, als eure Salbenbüchsen, eure eisernen Spatel, Leinwandlappen und Charpie zusammengenommen wogen. Mein Vater mußte des tollen Einfalles lachen, spottete seiner Einbildungen, er aber blieb bei denselben, und wenn er noch zuweilen sich mit seinen beiden Gefährten in Gespräche einließ, hatten diese keinen andern Gegenstand als Geld und Gut, und ein Aufzählen aller jener Vortheile und Genüsse, die man sich mit Gold erkaufen und bereiten könne. Eines vor Allem war auch den beiden Andern an ihrem Gefährten auffallend: während derselbe früher an den täglichen Andachten, so wie an den gemeinsamen Erbauungen der Sonn- und Festtage eifrigen Antheil zu nehmen schien, zeigte er nunmehr sich kalt und unempfindlich, ja sogar feindselig dagegen, denn er entfernte sich nicht nur, wenn seine vormaligen Freunde sich im gemeinschaftlichen Gebete stärken wollten, sondern er suchte sie auch muthwillig darinnen durch allerhand Lärmen und Getöse, das er in ihrer Nähe machte, zu stören.

„Ein böser Geist hat dich besessen, sagte einst der Steuermann zu dem bedauernswerthen Menschen; siehe

dich wohl vor, daß er dich nicht an Leib und Seele verderbe.“ Mein Vater bemerkte bald, was für ein böser Geist das sey, der den Matrosen so ganz verwandelt hatte: es war der Mammon, es war der Geiz, welcher ja mit seiner Macht alles höhere und bessere Gefühl der Menschenseele auslöscht. Der unglückselige Mensch hatte, wie sich mein Vater darüber ausdrückte, „jenen Plunder, jenen glänzenden Koth“ entdeckt, von welchem ich gleich am ersten Tage meines Hierseins in dem Vorrathshause Einiges zu Gesicht bekam; es war der Nachlaß eines vielleicht vor langer Zeit hier gestrandeten, allem Anschein nach portugiesischen Schiffes, damals nur noch bewacht von dem am Boden liegenden Geripp seines vormaligen Besitzers oder Retters aus der Fluth.

Der Matrose prunkte bei mehreren Gelegenheiten bald mit Ringen, an denen kostbare Edelsteine prangten, bald ließ er Goldbarren oder große spanische Goldstücke sehen und fragte meinen Vater, so wie den Steuermann, um den ohngefähren Werth dieser Dinge. Schon seit längerer Zeit gieng er nie ohne Waffen; in seinem Gürtel stak immer ein Paar geladene Pistolen, die aus dem gestrandeten Schiffe entnommen waren, dazu ein scharf geschliffener Dolch, mit kostbarem Griffe, dessen Art der Erbeutung den beiden Andern unbekannt war. Diese Bewaffnung erschien um so unnöthiger und lächerlicher, da sich auf der ganzen Insel außer den Seevögeln auch nicht einmal eine Spur von größeren Landthieren oder von einer giftigen Schlange fand, und da ja der seltsame Mensch von seinen beiden Gefährten selbst keinen feindseligen Gedanken zu fürchten hatte.

Der alte Steuermann so wie mein Vater konnten freilich es leicht errathen, daß ihr Gefährte irgend einen

Fund auf der Insel gemacht haben müsse, beiden aber war ein solcher für sie unnützer Schatz so gleichgültig, daß sie nicht einmal darum fragten. Es geschah deshalb ganz zufällig, nicht mit Vorbedacht, daß mein Vater einst zu dem, damals von dichtem, stachlichem Gebüsch umgebenen Orte kam, wo der Matrose so eben, zwischen dem Gemäuer einer alten, verfallenen Hütte bei seinem Schatze saß. Wie ein Rasender sprang der Mensch auf, spannte eine Pistole gegen meinen Vater, besann sich jedoch wieder und sagte: als meines Arztes und künftigen Reisegefährten schone ich eurer diesmal; wer jedoch von euch beiden noch einmal es wagt, mir hier in mein Gehege hereinzutreten, der ist des Todes. Seine vor Wuth funkelnden Augen bezeugten, daß es mit seiner Drohung ihm Ernst sey; mein Vater entfernte sich und erzählte dem alten Steuermann, was ihm begegnet sey.

Diese beiden Freunde hatten jetzt allerdings Ursache, sich vor ihrem Gesellschafter zu fürchten. Eines Tages, als sie beide an einer abgelegenen Stelle des Ufers dem Fischfange oblagen, hatte derselbe alle Schießgewehre, Säbel und Messer hinweggetragen, welche sich in der früher gemeinsam von ihnen bewohnten Hütte fanden. Als die beiden am Abend zurückkehrten und den Diebstahl bemerkten, sagte der alte, fromme Steuermann: laßt ihn die leibliche Schutzwehr und Waffen dahin nehmen, muß er uns doch jenen geistigen Schirm und Trost laßen, der unser Leben und das Aus- und Eingehen unsers Odems bewahrt. Wir wollen sehen, welcher Schutz des Lebens kräftiger ist und länger dauert, ob der, den er sich zusammenraubte, oder jener, den wir haben und den uns weder Diebe noch Rost hinwegnehmen können.

Der Matrose kam jetzt nur dann aus seinem Verhau,

das er sich wie eine kleine Veste einrichtete, hervor, wenn er, mit bewaffneter Hand, ohne den andren nur ein gutes Wort darum zu geben, sich von ihren gesammelten Lebensmitteln holte, was ihm eben anständig war. Oefters nahm er ihnen das schon gekochte oder gebratene Fleisch der Schildkröten oder Fische aus der Schüssel hinweg, wenn sie so eben nach der Arbeit ihren Hunger daran stillen wollten; oder er befahl ihnen gebieterisch Dies und Jenes, das er zu genießen wünschte, für ihn zu bereiten und es auf einen Stein zu setzen, den er als die unüberschreitbare Gränze seines Gebietes bezeichnete. Gewöhnlich fanden sie dort schon eine Schüssel von kostbarem Porzellan zur Aufnahme des abgezwungenen Tributes bereit stehen. „Ihr seyd, sagte er, meine Sklaven, und, wenn ihr mir nächstens ein Fahrzeug werdet gebaut haben, meine Ruderknechte; bringt ihr mich glücklich nach Java oder Capstadt, dann sollt ihr genugsam belohnt werden; jetzt aber habt ihr ohne alle Frage nur das zu thun, was ich euch befehle.“

Wenn meinem Vater, der sich noch niemals viel hatte gebieten lassen müssen, dieses Benehmen des armseligen Matrosen unerträglich fallen, wenn sich bei ihm der Zorn regen wollte, da beruhigte ihn sein alter Freund. Ihr werdet sehen, sagte er, ein solcher Hochmuth geht nahe vor dem Fall; eine solche dumme Bosheit und Wuth gräbt sich selber ihre Grube und kommt meist darinnen um.

Sonderbarer Weise ging diese Voraussage recht im wörtlichen Sinne in Erfüllung. Die Regenzeit war eingetreten; die Bretterhütte, welche noch der Schiffszimmermann gebaut hatte, hielt das einströmende Wasser nur unvollkommen zurück; ein Felsenvorsprung in der Nähe diente statt ihrer dem Feuerheerd so wie den beiden Freunden,

den, die sich daneben ihre Lagerstätte bereiteten, für gewöhnlich zum Obdach; nur der Vorsorge des Steuermannes war es zu danken, daß sich das eingesalzene Fleisch der Schildkröten und Vögel, so wie Eier und Früchte in solcher Menge gesammelt und aufbewahrt fanden, daß man auch während der ärgsten Regentage keine Noth zu leiden brauchte. In der ersten Zeit nach dem Eintreten der nassen Witterung hatte der Matrose sich noch bei den beiden Andern sehen lassen; er hatte zuletzt noch so viele Vorräthe mit sich genommen, daß er wohl einige Tage damit ausreichen konnte. Es vergiengen jedoch von da an nicht bloß mehrere Tage, sondern Wochen, ohne daß er sich zeigte; „wahrscheinlich," so sagte der Steuermann, „hat sich unser Inseltyrann selber, in Stunden, wo ihn sein Mammon einmal aus den Banden frei ließ, Vorräthe eingetragen; unser eingesalzenes Fleisch schien ihm ohnehin nicht sehr zu behagen und die frischen Eier, die wir hier in der Felsenspalte verwahrt haben, sind seinem Späherblick entgangen; laßt uns die seltene Ruhe auf's Beste genießen und benützen."

Und dieses thaten denn auch, nach Kräften, die beiden Reisenden. In dem Koffer meines Vaters, welcher nebst mehreren andern von ähnlichem Inhalt aus dem Schiffe gerettet worden, fanden sich mehrere gute Bücher; solche, welche der Ermunterung und Ernährung der Andacht, so wie der Wißbegier dienen; die Beiden lasen, sprachen, zeichneten und schrieben; denn mein armer Vater zeigte mir später ganze Stöße von Schreibereien, die er zu seiner Unterhaltung auf dieser Insel gefertigt hatte. Die großen Vorräthe von Papier, die er aus der Cajüte des Capitäns wie des Schiffscommandanten und seiner Schreiber mit sich genom men, waren von ihm zuletzt fast ganz aufgebraucht worden.

Die Regenzeit war jetzt vorbei; man konnte wieder nach allen Seiten hin auf dem blühenden und grünenden Eiland herumgehen; den beiden Freunden kam es nun doch bedenklich vor, daß sich der Matrose nirgends sehen ließ; sie fiengen an zu fürchten, es sey ihm eine Krankheit oder sonst ein Unglück zugestoßen. Sie näherten sich seinem Gehege, riefen ihn mehrmalen mit lauter Stimme; er gab keine Antwort. Einmal dünkte es jedoch, nach solchem lauten Rufen meinem Vater, als höre er von drinnen einen schwachen Laut; „es ist Christen = und Menschenpflicht, sagte er, in diesem Augenblick nicht an die Drohungen des Wütherichs, sondern an die Möglichkeit seiner Noth zu denken," und die beiden drängen an einer von dem Stachelngebüsch gelichteten Stelle hinein in das Dickig. „Wir kommen nicht als deine Feinde, Anton", rief mein Vater, als er das Gemäuer der Hütte erblickte, „sondern um zu sehen, ob du unsrer Hülfe bedarfst;" aber es antwortete kein Anton. Bei der weitern Annäherung an die Wohnung des „Inselherrn" erkannten die beiden wohl was diesen zum Schweigen gebracht haben möge; ein Theil, nicht nur der äußeren Schutzwehr, sondern auch ein neuer Anbau an dem alten, festeren Gemäuer war durchweicht vom Regen zusammengestürzt; als der Schutt hinweggeräumt wurde, fand man den schon von Fäulniß ergriffenen Leichnam des Unglücklichen, dem sein eigner Geiz zum Fallstrick des Todes geworden war. Statt des Fahrzeuges, dessen Bau er uns zugedacht hatte, konnten wir (so sprach mein Vater) ihm jetzt nur ein Grab bereiten; die goldnen Schlösser, die er in seinen Träumereien sich baute, waren zu einem Haufen Erde geworden.

Die alten Bewohner des Schatzhauses, an welches der neue, wie der Steuermann bemerkte, sehr leichtsinnig

aufgemauerte Anbau sich lehnte, hatten fester gebaut, als der unglückliche Anton; hier stund noch das ganze Gewölbe, erfüllt mit den Schätzen, auf deren Besitz der Verunglückte so viel sich eingebildet hatte; in einer Nebenkammer fand man das Geripp eines vormaligen vermuthlichen Besitzers, welches Anton, ohne sich noch die Mühe zu geben, es zu begraben, mit alten Lumpen und den Splittern der vom Gewürm zernagten ehemaligen hölzernen Geräthschaften zugedeckt hatte. Wir begruben auch diese Menschenreste, und eine solche Pflicht ward uns leicht gemacht; wir entdeckten nicht weit von dem alten Hause ein offnes Grab, dessen Grube freilich jetzt von grünendem Farnkraut ausgefüllt und überwachsen war; daß es jedoch wirklich hatte zum Grabe dienen sollen, bezeugten etliche andre Hügel in seiner Nähe, deren auf Silberblech von einer wenig geübten Hand eingegrabenen Inschriften portugiesische Namen der Beerdigten nannten. Einem unter diesen war der Titel eines Prinzen beigefügt. Daß diese gewesenen Bewohner der Insel schon vor sehr vielen Jahren hier gelebt haben und gestorben seyn mußten, das ließ sich aus dem vom Alter aufgelösten Zustand der sonst gut, in eisernen Kisten verwahrten Kleider und Leinwand, so wie aus der Vermoderung des hölzernen Geräthes und selbst aus der freilich sehr undeutlichen Jahreszahl auf einem der Bleche, schließen.

Mein Vater lebte nach jenem Vorfall noch acht Jahre in Eintracht und Frieden mit seinem alten Freunde, der zuletzt jenes ganze Sehnen, das ihn nach seiner leiblichen Heimath hinzog, nach einer geistigen hingewendet hatte, in welche er sehr freudig eingieng. Noch während der Steuermann lebte, der bis in seine letzten Tage an keiner andern Beschwerde litt, als an der Last der Jahre, hatte

mein Vater einst durch einen Zufall jenen verborgenen, scheinbar durch ein Felsenstück geschloßnen Ausgang nach der Schlucht entdeckt, in welche ich mit Lebensgefahr mich hinabgelassen hatte. Diese Entdeckung war wichtig, weil sie die Benützung des frischen, trefflichen Quellwassers möglich machte, dem an Güte kein andres, bisher auf der Insel gefundenes gleich kam. Etwa ein Jahr nach dem Tode des alten Freundes bemerkte mein Vater einst, als er auf einem Felsenvorsprunge der Küste stund, ein Schiff, das offenbar von europäischer Abkunft war. Er hatte seitdem bei mehreren Gelegenheiten kleinere und größere Fahrzeuge der Europäer gesehen und vermuthete deshalb, daß dieselben an einer der Amiranteninseln eine Niederlassung begründet haben möchten. „Doch was half mich, so beschloß er seine Berichte, diese Entdeckung, da ich theils zu unentschlossen war, durch angezündete Signalfeuer die Aufmerksamkeit jener Seefahrer auf mich zu lenken, theils aber, durch das Entbehren jedes, auch noch so kleinen Fahrzeuges gehindert bin, den vielleicht nicht sehr weit abgelegenen Ort des europäischen Anbaues zu erreichen. Schon das Aufräumen der künstlichen Versperrung, die der verstorbene Anton, wahrscheinlich aus Furcht vor den Malayen, welche ihm seine Schätze nehmen könnten, mit einer rasenden Anstrengung an dem Landungsplatz angebracht hat, sollte den Kräften eines einzelnen alten Mannes zu schwer geworden seyn, und nur an dieser Stelle kann uns ein Boot nahen, sonst überall ist die Insel durch Corallenriffe und Untiefen unzugänglich gemacht.“

So vergiengen mir und meinem Vater in dem wechselseitigen Erzählen unsrer Schicksale mehrere Wochen, und ich fühlte nur selten neben dem Verlangen, meinen Vater

bis an sein Ende bei mir zu haben, ein andres sich regen. Doch dieses andre war viel zu lebhaft und stark, als daß es nicht zuletzt auch neben den Bewegungen der kindlichen Liebe sich wieder hätte Luft machen und aufkommen sollen. Mein Vater bemerkte ein stilles Sinnen und schwermüthiges Träumen an mir; er fragte mich; ich entdeckte ihm mein ganzes Herz, und ich darf wohl sagen, ich wurde mir bei diesen Aeußerungen einer kindlichen Vertraulichkeit selber viel klärer und verständlicher denn vorhin.

Wenn ich auch, sagte mein Vater, zu dir, mein Sohn, sprechen wollte: gehe hin, wohin dein Herz dich führt, denn ich will nun, seitdem meine Augen dich gesehen haben, gerne sterben auf meiner einsamen Insel, wie wolltest du von hinnen kommen; wie wolltest du einen Ort erreichen, von wo man dich weiter nach Holland fördern könnte?

Hört mich an, lieber Vater, antwortete ich, von euch trennen werde ich mich nie, so lange euch Gott das Leben schenkt, und sollte es auch mein Loos seyn, ohne das Vaterland wieder zu sehen, hier auf dieser einsamen Insel zu sterben und begraben zu werden. Aber hat uns nicht Gott selber die Mittel in die Hand gelegt, einer vieljährigen Gefangenschaft im grünenden Kerker ein Ende zu machen und wieder unter Christen, ja selbst in die liebe Heimath zu kommen? Liegt doch mein kleines, leichtes Boot kaum etliche hundert Schritte von unsrer Insel entfernt, laßt uns nur auf Mittel denken, es aus der engen Felsenschlucht hinauszuschaffen ins Meer; es hat für uns beide Raum genug; eine europäische Niederlassung kann, nach eurer eignen Bemerkung, auch nicht weit von hier seyn, und Gott wird ja seinen Segen geben zu einem Wagstück, das ein liebender Sohn zur Befreiung seines

alten Vaters und zur Wiedererreichung des Berufes unternimmt, zu dem Gott selber ihn berufen hat."

Mein Vater lächelte und sagte: ich habe schon eher gehört, daß die Alten in und mit ihren Kindern wieder jung werden, jetzt erfahre ichs selber. Du hast auch mir Lust und Muth gemacht zu deinem Wagstück, laß uns versuchen, wie weit es möglich ist.

Ich machte mich unverzüglich an die Arbeit: den Zugang zu der Bucht von all den fremdartigen Dingen zu reinigen, wodurch er verschlossen war; nach einer mehrtägigen, vergeblichen Anstrengung mußte ich jedoch diesen Plan, als unausführbar aufgeben. Die Pfähle waren wie versteinert; die Steinmassen durch kieslichen Absatz des Wassers mit dem Boden zu einer Masse verwachsen. Traurig sinnend gieng ich stundenlang am Ufer umher, endlich fiel mir ein, einen andern Versuch zu machen. Nach jener schmalen Wasserstraße, die noch allein zwischen den Corallenbänken den Zugang zu unsrer Insel möglich machte, und zwar auch dies nur an einer einzigen Stelle, konnte vielleicht noch ein Seitenarm der Felsenbucht, in welcher mein Fahrzeug lag, einen Ausgang darbieten, aber diese Nebenspalte, die sich in den Lavaberg hineinzog, war gerade gegen ihr Ende hin durch eine Felsenmasse verschlossen. Seitdem mich mein Vater den Weg auf seinen Fallbrücken und Strickleitern kennen gelehrt hatte, war es ein Leichtes, bis an den Punkt zu kommen, wo die Schwierigkeit anhob. Bei genauerer Besichtigung fand sich, daß der Fels, der den Ausgang verschloß, keineswegs eine zusammenhängende, compakte Masse bildete, sondern daß er überall stark zerborsten und zerklüftet war. Da fiel mir ein Mittel ein ihn zu zersprengen, das ich mehrmalen bei meinen Zigeunern in Anwendung gesehen hatte; es ist dasselbe Mittel, das die

alten Aegypter zum Lostrennen auch der mächtigsten Steinmassen von dem Ort ihrer natürlichen Befestigung in Gebrauch hatten. Mit Hülfe meines Beiles hieb ich von einer Holzart, von der ich sahe, daß sie durch die Befeuchtung mit Wasser vorzüglich stark aufschwelle, Pfähle von verschiedener Dicke ab; ich steckte zuerst in jene Spalte des Felsen die zunächst gegen das Meer hin stund, solche, die gerade in dieselbe paßten, füllte um die Pfähle her zartes Seegras und Moos, und trug dann, freilich mit unbeschreiblicher Anstrengung, Wasser aus dem Quell herbei, das ich auf die Holzpfähle schüttete. Wirklich hörte ich nach einer fünftägigen Mühe, einsmals in der Nacht jenes laute Donnern und Plätschern der ins Meer herabstürzenden Felsen, welches mir das Gelingen meines Werkes ankündigte. Ich konnte kaum den Morgen erwarten, um meine Sprengarbeit zu besehen; sie hatte mehr genützt, als ich voraus sehen konnte; ein großes Stück auch der zur Rechten anstehenden Wand war weithin gelöst und ins Meer gestürzt; der Ausgang war hier so weit, daß ein zehnmal breiteres Fahrzeug denn das meinige hindurch gekonnt hätte. Aber eben zwischen diesem Ausgang und jenem Theile der Nebenkluft, die zu meinem Fahrzeuge führte, stund noch eine ziemlich dicke Felsenmasse an. Ihr Zersprengen und das Hinausschaffen der zum Theil in die Kluft selber hinabfallenden Gesteinstücke war viel schwieriger und langwieriger, als meine erste Sprengarbeit; es vergiengen fast vier Wochen, bis ich damit zu Stande kam.

Mein alter Vater bezeugte an meiner Arbeit und an dem, wenn auch langsamen, zuletzt doch erfreulichen Gelingen derselben, eine ungemeine, wahrhaft jugendliche Theilnahme. So beschwerlich für den guten Greis das

Hinauf- und Hinabsteigen auf seinen Zugbrücken und Strickleitern seyn mußte, besuchte er mich dennoch täglich mehrmalen bei meinem Steinbrechergeschäft; den besten Palmenwein in dem kostbarsten seiner Porzellangefäße mußte ich zu meiner Erquickung annehmen; wenn ich am Mittag oder Abend zur Insel kam, fand ich jederzeit Speisen an denen seine höchste Kochkunst sich kund gegeben hatte und die sich durch innren Gehalt und Nahrhaftigkeit auszeichneten; es war mir ein seit dem Tod meiner Mutter niemals wieder genossenes Glück, mich so als liebes Kind im Hause zu fühlen. Auch für Vorräthe auf die Reise, so wie für ein besseres Segel sorgte mein guter Vater; er selbst sahe mit Ungeduld dem Tag der Abfahrt entgegen.

Wenn ich noch jetzt, nach so manchem Jahre, das ich seitdem in Freud und Leid verlebt habe, an den Wohnsitz des Friedens, an die väterliche Hütte dort im indischen Meere gedenke, da wandelt mich ein Verlangen an, nur noch einmal in meinem Leben, an der Seite Derer, die mir auf Erden die Liebsten sind, daselbst unter den Palmen zu stehen und zu wandeln. Unser Nachsinnen über das, was künftig und jenseitig ist, verirrt sich wohl oft in Träumereien, welche ihm die Herrlichkeiten eines Paradieses darstellen, in welchem Alles, was das freudetrunkene Auge siehet, das Ohr höret und die andern Sinnen empfinden, unvergleichbar viel schöner, lebenskräftiger, durchdrungener von Liebreiz ist, weil das mütterliche Element, aus dem es erwuchs, nicht mehr das sterbliche Irdische, sondern das unverweslich Himmlische ist. Eines Paradieses, in welchem der Sabbath auch den andren Tagen der Woche den Lebensodem seiner hehren Stille und Erhebung nach oben einhauchet; in welchem die menschliche Natur jenes Gewand der Furcht und der Schrecknisse

abgelegt hat, das sonst die andren Creaturen von ihr hinwegscheucht. Allerdings erinnerten schon die Gräber, welche im Schatten der Palmen sich zeigten, daran, daß unsre Insel noch mitten in dem Reiche des Sterblichen und Verweslichen liege, aber den Vorschmack eines kreatürlichen Wesens der höheren Art gewährte sie. Die Geflügel des Waldes: die buntfarbigen Papageyen, Tauben und Sänger der südlichen Zone waren, denn ihnen geschahe niemals ein Leid von Menschen, so zahm, daß sie nach wenig Tagen auch mir, so wie meinem Vater sich auf Schultern und Hände setzten; wenn wir unsre Mahlzeit hielten, da warteten sie neben uns der Brosamlein, die wir ihnen darreichten, und die schwarzköpfige Drossel ließ uns zugleich ihr melodisches Lied vernehmen; selbst die Seevögel, die uns mit der Ueberfülle ihrer Eier und zum Theil mit dem Fleisch ihrer Jungen versorgten, tauchten und schwammen ohne Scheu vor unsren Augen im Meer herum und fiengen begierig die Stücken des gerösteten Yams auf; die Seeschildkröten, der Hauptreichthum dieser Inseln, ließen ohne Mühe, am Lande, wie an seichteren Stellen des Ufers sich fangen, und den Abgang einer Alten ersetzten bald so viele Junge, daß wir hätten mit dem köstlichen Fleische die Bewohner fast einer ganzen Stadt versorgen können.

Eine Stelle an der vom Meere her unzugänglichsten Ostseite der Insel war es vor allem, wo ich am liebsten verweilte. Mein Vater hatte dort einen Kreis der Bäume und der Balsamstauden gepflanzt, der nur nach Osten hin eine Oeffnung, gleich einem Thore offen ließ, durch welches bald nach ihrem Aufgehen die Sonne hereinschien auf einen kleinen, steinernen Aufbau, den mein Vater seinen Altartisch, so wie den ganzen Kreis der Bäume seinen

Tempel nannte. Blüthen und Blumen von allen Farben, am meisten jedoch weiße und blaue, nur gegen das Portal hin vorherrschend die glühend rothen, rankten oder reiheten sich an die Bäume und Gebüsche an; der Weihrauch der süßen Düfte stieg ohne Unterlaß aus ihren bunten Opferschaalen auf. Hier pflegte mein Vater seine Sonntage zu feiern und ich, so lang ich bei ihm war, nahm gerne an dieser Feier Theil. Ich fragte ihn öfters, ob nicht das beständige Alleinseyn, das lange Entbehren des Verkehres mit andern Menschen seine Andacht entkräftet habe, da ja selbst die Kohle nur im Vereine mit andern Kohlen ihr Feuer zur Gluth steigert, welches in der abgesondert liegenden schnell erlöschet, der Mensch aber zur Bekräftigung und Vollendung in jedem leiblichen wie geistigen Werke des Zusammenwirkens mit andern Menschen bedarf. „Allerdings, sagte mein Vater, habe ich oft mit heißem Sehnen dem Zusammenseyn mit andren Seelen, sey es noch hienieden oder dort jenseits, entgegengeseufzt; aber auch die Einsamkeit, das Alleinseyn mit Dem der, überall gegenwärtig, alles einzelnen Lebens Mangel ausfüllet, hat meine Seele gestärkt und erzogen für die Ewigkeit; ich habe Vieles von den Freuden, aber auch von den Leiden jener Einsamen in der Wüste gekostet, deren Leben mitten in dem lauten Getöse der damaligen Noth und Kämpfe ein verborgenes mit Gott war. Hier, in meiner unverschuldeten Abgeschiedenheit, bin ich dennoch niemals allein, sondern immer von einem Andrem geführt, gehalten und begleitet gewesen; die Andacht in meinem grünenden Tempel war meist feuriger und kräftiger, als ich sie jemals sonst in unsren Kirchen empfunden.“

Die Vorbereitungen zu unsrer Abfahrt waren vollen-

det; die Jahreszeit unserm Vorhaben noch günstig; wir fiengen mit dem Beginn einer neuen Woche, gestärkt durch die Ruhe des gestrigen Sonntages an, alles Das, was wir mitzunehmen gedachten, in das Fahrzeug, das schon im Meere stund, einzuräumen. Das Wichtigste für uns waren allerdings die Lebensmittel und die eigentlichen Schiffsgeräthschaften, wir hatten jedoch nicht versäumt, aus dem Schatzhaus im Walde, dem Erbtheile, das uns die Portugiesen hinterlassen, mehrere der kostbarsten Dinge mit uns zu nehmen. „Diese Perlen hier, sagte mein Vater, indem er mir eine nicht unansehnliche Büchse, gefüllt mit den schönsten Perlen, zeigte, sind mein redlich erworbenes Eigenthum; ich habe in früheren Jahren, als ich noch kräftiger war und die Hoffnung zur Heimkehr nicht aufgegeben hatte, selber, mit eigner Hand die Muscheln, in denen diese kostbaren „Thränen des Meeres" lagen, auf einem Corallenriff gesammlet, über welchem zur Zeit der Ebbe, wenn dabei der Nordwind wehet, das Wasser nicht sehr hoch stehet und an das sie wahrscheinlich vorlängst die Stürme heranspülten. Sie allein würden uns, wenn wir glücklich mit ihnen zur Heimath kämen, dort zu vermögenden Männern machen. Ausser diesen gehört hier dieser Beutel mit Goldstücken mir zu, denn er enthält theils meine wohlerworbene Löhnung, theils aber das, was mein verstorbener Freund, der Steuermann, mir, als seinem einzigen Erben, feierlich vermacht hat. Dieses Gold könnte wohl auf jedem europäischen Schiffe zur Bezahlung einer Ueberfahrt in unsern Welttheil hinreichen, und im Nothfalle dürften wir uns ja auch von dem Plunder, den die Portugiesen hinterließen, zum Bedarf unsrer Heimreise das Nöthige entlehnen. Immerhin bleiben jedoch diese Diamanten und andern Edelsteine, so

wie die vielen Goldstangen, ein fremdes Eigenthum, zu welchem wir, wenn Gott die Heimkehr gelingen läßt, die rechten Erben aufsuchen müssen; das, was uns hierbei leiten kann: die Namen von den Grabschriften, habe ich mir sorgfältig aufbewahrt. Es sind Kostbarkeiten, wie sie einem Fürstenhause, nicht dem Hause eines Privatmannes zustehen.

Bei dieser Gelegenheit bekam denn auch ich alle die von meinem gewissenhaften Vater aufbewahrten Kleinodien zu beschauen; ein Demant war darunter, so groß und hellglänzend, als ich noch niemals einen gesehen; der alte Steuermann, der hiervon einige Kenntniß besaß, hatte, wie mein Vater mir sagte, seinen Werth auf mehrere Millionen Gulden geschätzt. Wir packten alle diese vorzüglich werthvollen, fremden Güter in eine kleine mit ihnen zugleich aufgefundene, eiserne, mit eingegrabenen, goldenen Zierrathen versehene Kiste, in die wir auch zwei der kleinen Grabschriften auf Silberplatten hineinlegten; unsre Perlen stellten wir besonders; das Porzellan ließen wir an seinem Ort stehen, nur etliche Gefäße davon füllten wir mit dem, durch die Destilirkunst meines lieben Vaters ausdauernder gewordnen Palmenwein und Wasser, sowie mit dem eingesalznen Fleische der jungen Schildkröten.

Als mein guter Vater noch einmal auf seiner Insel umhergegangen war, von dem Grabe seines alten Freundes, das in der Nähe seines Baumtempels lag, und von jeder andern ihm lieben Stelle Abschied genommen hatte, stiegen wir zum letzten Mal hinüber über die kunstlosen Brücken, setzten in Gottes Namen uns hinein ins Boot und ich fing an zu rudern. Das Lob- und Danklied, das wir anstimmten, sangen wir gewiß beide mit gleicher freudiger Andacht, doch rannen meinem Vater Thränen über

die Wangen herab, an deren Entstehen wohl auch eine Art von Wehmuth ihren Theil hatte. Zwei seiner zahmen Papageyen wollten durchaus nicht von ihm weichen, sie flogen uns nach ins Boot, verließen uns dann zwar auf einige Stunden, kamen aber von neuem, dem freilich nicht im Fluge dahineilenden Fahrzeuge nach, und wichen nun nicht mehr von der Stelle; sie blieben auf der ganzen Seereise unsre Gäste und Begleiter, und der eine von diesen langlebigen Vögeln befindet sich noch jetzt im besten Wohlseyn in meinem Hause.

In einer späteren Stunde des Nachmittags erhub sich ein günstiger Wind. Wir spannten das Segel auf und ich ruhete aus vom Rudern. Die Korallenriffe, Sandbänke und Klippen hatten sich sehr verringert, wir fanden überall, vor und neben uns, ein freieres Meer; die Beschwerden unsrer Seereise hatten sich, wenn kein Sturm sie erneute, gemindert; zugleich lagen auch die Inseln, so viel wir zu urtheilen vermochten, von viel größerem Umfang als die unsrige, ungleich weiter von einander entfernt als in jenem Theile der Inselgruppe, den ich bisher kennen gelernt hatte. Je näher wir jedoch jetzt, allem Anscheine nach, dem Eintritt in das freie, offne Meer kamen, desto ängstlicher späheten unsere Augen umher, ob wir kein europäisches Schiff oder irgend ein anderes Anzeichen wahrnehmen könnten, das uns zu der vermutheten Niederlassung zu führen vermöchte; denn wir wußten wohl, welche Gefahren uns dennoch, mit einem so kleinen Fahrzeuge, auf dem weiten Meere erwarteten.

Die Sonne war schon nahe am Untergehen, da bemerkten wir auf einer der Klippen, aus deren gefährlichen Nachbarschaft ich noch vor Anbruch der Nacht aus allen Kräften ganz hinwegzuseglen strebte, das Auf- und Nieder-

bewegen eines großen, weißen Körpers. Es mochte ein Segeltuch oder sonst etwas der Art seyn, das dort die Stelle eines Signales oder einer Flagge vertrat.

„An eine europäische Niederlassung auf solcher verödeten Klippe ist freilich nicht zu denken, sagte mein Vater, aber vielleicht ist dies dort das Nothzeichen eines hülfsbedürftigen Menschen, der uns zuwinkt und zu sich hinrufet, laß uns doch wo möglich nach dem Felsen hinsteuern".

Ich hatte Vieles gegen diese Aufgabe einzuwenden; sie war in der That jetzt, bei anbrechender Abenddämmerung, keine leichte; indeß das Herz meines Vaters war durch seine eigne vieljährige Prüfungsschule mitleidiger und weicher geworden, als das meinige; er wiederholte seinen Wunsch und ich gab demselben nach.

Sowie es anfing dunkler zu werden, sahen wir an einer Stelle der Felsen ein helles Feuer sich entzünden, das uns zum Signal diente und uns wirklich zu einem kleinen, natürlichen Hafen hinleitete, in welchem unser Boot vor Wind und Wogen gar wohl geschützt lag. Der Mensch, der uns zuerst durch seine Leinwandflagge, dann durch das Feuer hieher gerufen hatte, kam jetzt vom Felsen herunter zu uns an das Meer; er war ein Matrose, von Geburt ein Däne, der auf einem französischen Kauffartheischiffe gedient hatte. Der Mensch sahe sehr elend und nothleidend aus, er hatte seit mehreren Wochen auf seiner dürren, steil ansteigenden Klippe nichts zu essen gehabt, als einige Schaalthiere und Krebse des Meeres, oder einen den Möven abgejagten, von diesen schon halbverzehrten Fisch; sein einziges Getränk war das brackige Wasser gewesen, das noch von der Regenzeit her in den Felsenklüften sich erhalten hatte. Wir erquickten ihn durch

einen Theil unsrer mitgenommenen Vorräthe, sahen aber bald, daß ein Gast von solcher Eßlust uns auf längere Zeit sehr schwer fallen könnte. Und dennoch wollte der arme Bursche gar gern unser Gast und Reisegefährte seyn. Als er sich satt gegessen und getrunken, warf er sich vor meinem Vater nieder und bat diesen in einem Sprachgemisch von Deutsch und Dänisch um Gottes willen, daß er ihn dem Hungertod nicht überlassen, sondern ihn mitnehmen möchte. „Mann", sagte mein Vater, „dies fordert Ueberlegung; unser kleines Fahrzeug hat kaum den nöthigen Raum, geschweige die Lebensvorräthe für drei Personen; vielleicht nicht einer, sondern wir alle drei werden in Kurzem, wenn wir euch mitnehmen, dem Hungertod anheimfallen; zudem kenne ich euch nicht, ich weiß nicht einmal, ob durch eigne Schuld, ob durch fremde, oder ob durch einen Unglücksfall ihr hieher gekommen seyd; es ist bedenklich, einen solchen Unbekannten in so enge und genaue Verbindung aufzunehmen, als das Zusammenleben in unsrem Schifflein mit sich brächte".

Der Mensch fing an zu weinen; er gestund uns offen, und wie es schien in wahrer Reue, daß er in der Trunkenheit auf eine sehr widersetzliche Weise sich gegen den, freilich sehr strengen Capitän vergangen habe und deshalb zur Strafe an diese Klippe ausgesetzt worden sey; „hätte ich", so fuhr er fort, „mit dem Capitän und seinen Leuten nur fertig genug französisch zu sprechen verstanden, sie würden sich gewiß meiner erbarmt und mich auf andre, nicht so gar harte Weise bestraft haben; denn zu Hause wartet meiner eine alte Mutter und eine Braut, die gleich nach meiner Heimkunft mein Weib werden sollte".

„Wo kam euer Schiff her und wohin segelte es", fragte mein Vater.

„Unser Schiff", antwortete der junge Seemann, „war in Ostindien gewesen, hatte dann auf einer Insel, die eine französische Colonie enthält und welche keine achtzig Seemeilen von hier entfernt seyn kann, frisches Wasser und Lebensmittel, sowie verschiedne Colonialwaaren eingenommen, und ist nun auf der Rückfahrt nach Frankreich begriffen".

„Getrautet ihr euch wohl", fragte mein Vater weiter, „den Seeweg nach der Insel zu finden, auf welcher, wie ihr sagt, die Niederlassung ist"?

„Das wollte ich wohl", antwortete der Seemann, „denn ich bin auf der ganzen Fahrt der Gehülfe des Steuermannes gewesen und habe wegen einer leichten Unpäßlichkeit desselben, namentlich von dem Hafen jener Colonie bis hieher in diese Gegend, das Steuerruder fast ganz allein geführt; in meinem Vaterland aber habe ich als Lotse gedient und schon manches Schiff glücklich durch die gefahrvollsten Scheeren geführt. Ja, wenn ich so reden darf, meine Geschicklichkeit oder vielmehr meine Einbildung hierauf gab zuletzt die nächste Veranlassung zu meinem Unglück, indem ich dem Capitän bei einer Anordnung, welche mir gefährlich für das Schiff zu seyn schien, auf eine ungebührliche Weise widersprach und widerstund".

Wir beide, mein Vater und ich, redeten noch viel mit dem Matrosen und faßten mehr und mehr Vertrauen zu ihm. So weit das menschliche Mitgefühl urtheilen konnte, mußten wir ihn für einen zwar rohen, dabei aber ehrlichen und gutmüthigen Menschen halten. So beschlossen wir denn, ihn auf unsre eigne Gefahr hin mitzunehmen; vielleicht daß Der, den wir selber jetzt Hülfe gewährten, auch unser Helfer und Retter werden konnte.

Sobald der Tag graute, machten wir uns wieder

fertig

fertig zur Weiterfahrt; unser neuer Gast, obgleich er das kleine Fahrzeug durch das Gewicht seines Körpers beschwerte, hatte es auch schon heute wieder mit dem frühesten erleichtert, durch den bewundernswürdigen Appetit, womit er den mitgenommenen Vorräthen zusprach. Der Bursch verdiente indeß wirklich sein Brod redlich; am meisten als tüchtiger und geübter Seemann förderte er, bald durchs Segel, bald durchs Ruder, unsre Fahrt; wir bemerkten zwischen dem heutigen und gestrigen Fortgange der Reise einen gar gewaltigen Unterschied und mußten uns schon jetzt gestehen, daß die Aufnahme des armen ausgesetzten Menschen in unser Boot ein Vortheil für uns gewesen sey. Zwar hemmte eine mehrmalen wiederkehrende Windstille unsre Fahrt und mein ängstlicher Vater fragte den jungen Seemann öfters, ob er denn auch der rechten Richtung gewiß sey, erhielt aber jedesmal eine so zuversichtlich bejahende Antwort, daß wir selber Zuversicht gewannen. Endlich, am dritten Tage nach der Abfahrt von der Klippe, erhub sich ein zwar nicht starker, für uns aber vollkommen günstiger Wind; noch vor Einbruch der Nacht zeigte uns unser Gefährte einen für uns kaum bemerkbaren bläulichen Punkt am Horizont, welcher nach seiner Versicherung ein Berg der Insel seyn sollte, nach der wir hinwollten. Auch in der Nacht behielten wir günstigen Wind; unser Lotse schlief keinen Augenblick, sondern war eben so eifrig thätig am Steuerruder, als im Verzehren der Eßwaaren, die er neben sich hingelegt hatte, und im allmähligen Ausleeren eines großen Kruges mit Palmenwein. Als der Morgen kam, weckte er uns auf und sagte: nun könnt ihr Gott danken, denn sehet, da im Norden, bei dem grünbewachsnen Berge, ist der Hafen, den wir, wills Gott, in etlichen Stunden erreichen werden, dort

aber im Süden steigt ein Gewölk herauf, das uns, wenn wir länger auf dem Meere bleiben müßten, ein böses Spiel bereiten könnte.

Der ehrliche Seemann hatte richtig vorausgesagt; wir waren, bei all seinen Anstrengungen, doch noch nicht zum Eingang des Hafens gelangt, da meldeten sich die Vorboten eines furchtbaren Sturmes; es gehörte ein so geübter, entschlossener Lotse dazu wie der unsrige war, um unser Schifflein, so wie uns, durch die gefährliche Nähe der Klippen und die mächtige Brandung hindurchzuführen; mehr als einmal spritzten die Wogen eine solche Wassermenge über uns her, daß wir beide, mein Vater und ich, mit unsern porzellanenen Gefäßen nur ohne Aufhören zu schöpfen hatten, um das Boot über dem Meere zu halten. Noch eine kühne Wendung, mitten durch die Klippen, war nöthig; sie gelang unserm Seemann, und wir liefen mit unserm zwergartig kleinen Fahrzeuge mitten unter die größern Schiffe ein, deren etliche hier vor Anker lagen.

Welcher Anblick waren für uns diese Schiffe und die an ihren Mastbäumen flatternden Flaggen von europäischen Nationen; welcher Anblick die am Hafen stehenden, auf europäische Weise gebauten Häuser. Mein Vater konnte vor tiefer Bewegung nicht sprechen; mit seiner Hand und mit seinen dankbaren Blicken deutete er nach oben; auch ich war wie ein selig Träumender; ich wußte vor Freude kaum was ich hier vor mir sahe.

Selbst etliche Kanonen stunden an den Hafendämmen aufgepflanzt; unser kleines, armseliges Fahrzeug ließ man jedoch ohne Bedenken sich nahen.

„Da bist du ja schon wieder, Drakenberg", rief ein Matrose aus einem Schiffe mit holländischer Flagge unserm

Reisegefährten zu; „bist du etwa los von deinem französischen Capitän, so komm zu uns, wir könnten dich gut zur Fahrt nach Java und wieder heimwärts nach Holland gebrauchen."

Mir war es, als sey das Blut in meinen Adern zu lauter Freudenströmen und jeder Odemzug zu einem stillen Jauchzen geworden, als ich diese Worte hörte, obgleich sie nicht mir sondern meinem Gefährten galten. Sprachen sie mir doch gleich als fröhlichen Gruß eine Erfüllung all meiner sehnlichsten Wünsche zu. Auch mein Vater, der sich das Schiff aufmerksam betrachtete, sagte: das wäre keine üble Gelegenheit für uns zur Heimkehr.

Unser ehrlicher Seemann hatte, wie ich so eben erwähnte, gleich bei seiner Ankunft im Hafen alte Bekannte und Landsleute getroffen. Wir stiegen aus und wollten in einem der Häuser am Hafen ein Unterkommen für uns aufsuchen, da eilte ein Mann auf mich zu, umarmte mich zärtlich und rief voll Freude aus: „Nun Gott Lob! Sie leben noch, lieber Herr Doctor, und wir haben Sie wieder; wie tief haben alle Ihre Freunde und Bekannte Ihr Unglück betrauert, das Ihnen durch die Seelenverkäufer zustieß, und mit welcher bangen Sorge hat man sich überall nach Ihrem französischen Schiff und nach Ihnen erkundigt."

Mit freudiger Ueberraschung betrachtete ich mir den Mann, der mich hier im fremden Welttheile so liebevoll begrüßte, ich erkannte zuletzt in ihm einen meiner gewesenen Kranken, den ich in den letzten Wochen vor meiner gewaltsamen Entführung mit glücklichem Erfolg als Arzt behandelt und hergestellt hatte: einen jungen Kaufmann aus Amsterdam, dem die wiedererlangte Gesundheit ein so vortheilhaft verändertes Aussehen verliehen hatte, daß ich in ihm meinen vormaligen Patienten kaum zu erkennen

vermochte. Das, was gleich nach den Begrüßungen meine ersten Fragen an ihn berührten, wird sich wohl leicht errathen lassen; ich erfuhr durch ihn, daß die Tochter des Herrn van Ruyter noch nicht vermählt sey, und daß die Familie meines Wohlthäters sich, so viel er vernommen, wohl befinde. Darauf bot er mir und meinem Vater, den ich ihm vorstellte, eine Wohnung in dem Hause an, welches er für die Zeit seiner hiesigen Anwesenheit gemiethet hatte, und wir machten sehr gern von diesem Anerbieten Gebrauch. Noch erfreulicher jedoch war es mir, daß ich auf dem holländischen Schiffe, welches wir schon bei unsrer Einfahrt in den Hafen gesehen hatten, durch die Vermittlung des jungen Amsterdamer Kaufmanns, noch ein gutes, bequemes Unterkommen in der Kajüte fand, welches mir nicht gerade um meinet = sondern um meines alten Vaters willen so erwünscht war. Dieses Schiff, welches nach Java bestimmt war, hatten allerhand widrige Zufälle genöthigt, hier an den Amiranten = Inseln einzulaufen; das aber, was für die Mannschaft des Schiffes als ein ungünstiges Ereigniß erschien, war gerade für uns ein höchst erfreuliches, glückliches gewesen, weil wir sonst vielleicht lange auf eine Gelegenheit zur Heimkehr hätten warten müssen.

Wenige Tage nach unsrer Ankunft war unser Schiff zum Absegeln bereit. Die Fahrt nach Java war sehr glücklich und von ungewöhnlich kurzer Dauer. Meine erste Frage, nach unsrer Ankunft in Batavia, war die nach meinem Freunde, nach dem jungen Herrn Hugo van Ruyter. Zu meinem großen Schrecken erfuhr ich, daß derselbe schon seit mehreren Wochen und zwar, in diesem Augenblick, so gefährlich krank sey, daß die hiesigen Aerzte die Hoffnung zu seiner Wiedergenesung aufgegeben hätten. Ich ließ mich

unverzüglich in sein Haus führen. Mein armer Freund kannte mich, als ich jetzt an sein Bette trat, nicht mehr; ich selber fand seinen Zustand im höchsten Grade gefährlich. Ich wich nicht von seinem Lager; des ermüdeten Zustandes, in den mich die Seereise versetzt hatte, gedachte ich nicht; seine Hand, deren Puls kaum noch zu fühlen war, drückte ich zwischen meine Hände; preßte sie in überwallender Bewegung der Theilnahme an meine Brust. Was ist das für eine Gewalt, welche die Seele selbst dann noch zum Aufmerken und zu einer Rückwirkung gegen die Aussenwelt weckt und aufregt, wenn das Ohr des schon ersterbenden Leibes nicht mehr hört, das Auge nicht mehr sieht; ist es nicht die unmittelbare Wirkung der einen Seele auf die andere, welche keines leiblichen Organes bedarf, weder um sich auszusprechen, noch um sich zu vernehmen? Wie bei einem Schläfer, der sich gern aus einem qualvoll schweren Traume erwecken möchte und dies lange Zeit nicht kann, zuckten bei meinem Freunde die Muskeln des Gesichtes, suchten die gefühllos hinstarrenden Augen sich wieder für etwas Sichtbares aufzuthun. Endlich hatte er das, was sein Auge suchte, wirklich gesehen; mein lieber Hugo erkannte mich; „bist Du zu mir gekommen, mein Freund?" sagte er mit schwacher Stimme. Ein stärkeres, krampfhafteres Zucken ergriff sein Angesicht; es schien das letzte Aufraffen der Kräfte der Natur zum Kampf des Todes zu seyn; doch, so lange der Odem noch aus- und eingehet, welcher Arzt darf die Hoffnung an einem Kranken aufgeben? ich lief selber fort in die Apotheke; unter meinen Augen, ja großentheils durch meine Hände wurden die Mittel, auf welche ich noch einiges Vertrauen hatte, gefertigt: Einreibungen zuerst, dann ein Bad, sammt dem innern Gebrauch der Arznei, welche der

fast gelähmte Schlund ohne Mitwirkung seines Lebens hinabsinken ließ. Die wohlthätige Crisis, die statt des Todes eintrat, war dennoch vielleicht eben so sehr die Folge einer Gemüthsbewegung als der Arzneimittel; einer Gemüthsbewegung, welche in den meisten Fällen eben so plötzlich tödtlich hätte wirken können als sie in dem diesmaligen heilsam wurde. Ich benutzte allerdings, indem ich den ganzen Vorrath meiner ärztlichen Kenntnisse und Einsichten, all meine Aufmerksamkeit und Ueberlegung zusammennahm, jeden Zugangspunkt, den mir der Verlauf der Crisis zu den Lebenskräften meines Kranken darbot; ich lauschte auf jeden Hauch desselben; meine innre Anspannung war noch eine größere denn jene, mit der ich, bei jeder Bewegung den Tod vor Augen sehend, nahe bei der Insel meines Vaters über den zerborstnen Obsidian-Lavafelsen klomm; dennoch war ich selbst aufs Höchste überrascht als ich, bald nach Mitternacht, den Kranken in einen ruhigen Schlaf versinken sahe. Das Röcheln der Brust hatte sich verloren; der Odem ging ruhig aus und ein; der Puls kehrte in seinem unausgesetzten Schlage und in gemäßigterer Schnelle zurück; die Hände wurden wieder warm und an die Stelle des kalten Todes-Schweißes war eine lebendige Thätigkeit der Haut getreten. Indem ich so die Wirkung des beruhigenden Schlummers auf dem bleichen Angesicht des Freundes betrachtete, beschlich mich selbst der Schlaf; ich war in den Lehnstuhl zurückgesunken und erwachte erst, da schon der helle Tag zum Fenster hereinschien.

Es muß eine ähnliche Sympathie gewesen seyn, als die zwischen einer Mutter und ihrem kranken Kinde ist, was mich jetzt erweckte; in demselben Augenblicke, in welchem ich meine Augen aufthat, regte sich auch mein Freund, und bald hernach blickte er auf und sahe mich.

„Also bist du wirklich da, mein lieber Martin, sagte er freundlich lächelnd; es hat mir nicht bloß von dir geträumt? — Seitdem ich dich sehe, fasse ich wieder Hoffnung und Lust zum Leben; ich war dem Tode nahe, sehr nahe. — Nun bleib du aber auch bei mir, mein guter Martin, und verlaß mich nicht mehr, Gott wird dirs vergelten, es mag nun mit mir zum Grabe gehen oder zur Genesung. — Ich war hier recht verlassen, unter lauter fremden Leuten, ehe du kamst, und ich meine, das Heimweh nach meinen Freunden war viel mit Ursach an meiner Krankheit. — Nicht wahr, lieber Martin, ich werde nicht sterben, ich werde wieder aufkommen und bald nach Holland reisen können?"

Aus meiner vollesten Ueberzeugung gab ich ihm Hoffnung zu seiner baldigen Wiedergenesung, nur verbot ich ihm streng das viele Sprechen. Ich suchte in seiner Seele nach den Bildern der lieblichsten Erinnerungen, erzählte ihm, was nach seiner Abreise im Hause seiner Eltern im Kleinsten wie im Großen geschehen, frischte das Andenken an unser Zusammenseyn auf dem Landsitz seines Vaters auf, erzählte ihm, indem ich alle Gefahren und Mühseligkeiten, welche ich ausgestanden, mit Stillschweigen überging, wie ich auf einmal meinen alten Vater nach zwanzigjähriger Trennung wiedergefunden, und als ich bemerkte, daß bei aller Mäßigung, mit welcher ich dieser Wiederbegegnung erwähnte, die Geschichte dennoch ihn zu sehr rührte, gieng ich auf die Schilderung irgend einer komischen Scene aus mein und Marien's Zigeunerleben über; dazwischen las ich ihm, denn dieses beruhigte ihn am vollkommensten, einzelne Psalmen und andre Stellen aus Gottes Worte vor.

Die Wiedergenesung meines Freundes nahm in dem

ungünstigen Klima, in dem wir jetzt uns befanden, einen zwar langsamen, aber dennoch sichern Gang; ich bewachte ihn und Alles, was er bei allmälig sich wieder regendem Bedürfniß zu sich nahm, mit der ängstlichsten Vorsicht, und wenn die Ermüdung des Leibes mir zuweilen Stillstand gebot, da nahm meine Stelle mein guter Vater ein, den mein Freund, gleich in den ersten Tagen nach der Wiederkehr seines Bewußtseyns, sich hatte vorstellen lassen.

„Das ist ja der Mann, sagte mein Freund, der meinem Vater das Leben gerettet hat, und nun hat sein Sohn auch mir das Leben gerettet; ihr seyd uns beide Engel, von Gott gesendet gewesen.“

Schon konnte mein Kranker von Zeit zu Zeit sein Lager verlassen, schon durfte ich ihm, zu gewissen Stunden, den Genuß der frischen Luft gestatten, die von dem Meere her über die dichten Baumgruppen des Gartens wehete. Als wir eines Tages, mein Freund mit mir allein, auf der Altane des Hauses saßen, bereitete mir derselbe eine Erquickung von ganz eigner, besonders kräftiger Art; um diese jedoch recht beschreiben zu können, muß ich zuerst dessen erwähnen, was er mir aus den brieflichen Nachrichten aus Amsterdam schon vorher mitgetheilt hatte.

Als ich an jenem Tage, an welchem mich ein Krankenbesuch nach Hoorn abgerufen, nicht mehr nach van Ruyters Hause kam, wo man doch mit ziemlicher Sicherheit mich erwartet hatte, erklärte man sich dieses aus meiner zu späten Heimkehr. Da jedoch schon am andern Morgen bei guter Zeit der Schiffskapitän, der mir die Briefe aus Java anvertraute, den Herrn van Ruyter besuchte und sich auf die vermuthlich noch gestern erfolgte Ablieferung derselben berief; da der Bediente, den mein Wohlthäter in mein Haus schickte um die Briefe zu holen,

mit der Nachricht wiederkam, ich sey gestern und auch noch heute nicht zurückgekehrt; der Postknecht sey ohne mich gekommen und habe mich längst daheimgeglaubt, weil ich ihm eilig vorausgeritten sey, da wurde Herr van Ruyter sehr bedenklich und sendete sogleich mehrere reitende Boten zu meiner Aufsuchung aus. Anfangs hatte man an die Möglichkeit geglaubt, daß ich im Meere verunglückt sey, bald jedoch kam man auf meine wahre Spur, als ein Helfershelfer der Seelenverkäufer meine Kleider und meine Uhr, die ein Geschenk des Herrn van Ruyter war, in einer der Vorstädte verkaufen wollte, und die genaue Beschreibung dieser Gegenstände, die mein Wohlthäter allenthalben, sammt dem Versprechen einer großen Belohnung für den Entdecker, bekannt gemacht hatte, die Aufmerksamkeit des Käufers erregte. Der Unterhändler der Seelenverkäufer wurde festgehalten; durch ihn erfuhr man den ganzen Verlauf meiner gewaltsamen Entführung. Aber was half es jetzt, daß die Thäter zur Strafe gezogen wurden, was half es, daß der edle van Ruyter alsbald durch seine Correspondenten in allen Häfen der Westküsten von Europa so wie anderwärts den Auftrag gab, mich auf jedem der etwa anlandenden französischen Schiffe aufsuchen und alsbald — es koste, was es wolle — loskaufen zu lassen; seine Aufträge kamen zu spät; unser Schiff war längst abgesegelt, als die Correspondenten in Bordeaux die Nachricht empfiengen; meine mit Bleistift geschriebenen Zeilen, sammt den ihnen beigefügten Briefen aus Java gaben die erste sichere Kunde von mir und meinem Schicksal. Die Vorsorge meines großmüthigen Wohlthäters um mich nahm jetzt noch einen weiteren Flug, in die südlichen und ostasiatischen Meere; auch hier wurden in allen Häfen Erkundigungen nach dem Schiffe eingezogen, das mich mit

sich fortschleppte und dessen Namen und Panier man nun erst genauer kannte; zugleich aber mit den Erkundigungen waren überall die nöthigen Mittel zu meiner Befreiung in Bereitschaft gestellt. Selbst bis an die obersten Behörden der französischen Marine wendete sich der vielvermögende Cornelius von Ruyter. Als aber nun auf all diese Bemühungen nichts erfolgte, als, nach fast einem Jahre die Nachricht und einige Zeit darauf die Bestätigung derselben eintraf, daß das Schiff, auf dem ich mich befunden, nicht in Ostindien angelangt, auch nirgends sonst wahrgenommen worden sey, da trauerte man um mich in van Ruyters Hause, wie um einen eignen Sohn.

„Und weißt du wohl," sagte mein Freund, indem er auch heute, wo wir allein mit einander auf der Altane saßen, von dieser Theilnahme seiner Verwandten an meinem Schicksale sprach, „wer am meisten unter Allen um dich getrauert hat? Du weißt es; aber dennoch will ich dir's sagen, denn du hörst es doch gern: meine Schwester Marie hat um dich getrauert wie um den theuersten Freund ihres Lebens, ja, wie man um einen Geliebten und Bräutigam trauert, und sie thut dieses noch fortwährend mit der gleichen Stärke und Treue. Du hast mir jetzt, während meiner Krankheit manche Labung, manches Arzneimittel gereicht; es ist eine geringe Vergeltung dafür, wenn ich dir auch eine Labung für dein Herz darbiete, denn deine herzliche Zuneigung zu meiner Schwester ist mir schon längst nicht mehr unbekannt."

Mein Freund reichte mir den letzten Brief hin, den er kurz vor seinem Erkranken von seiner Schwester erhalten hatte; sie schrieb darin an den liebsten und vertrautesten ihrer Brüder, was ihr das Herz eingab, und die Stelle des Briefes, die sich auf mich bezog, habe ich so oft und

mit solchem gar warmen Interesse gelesen, daß ich sie auswendig weiß; sie hieß so:

„Du kennst ja, mein lieber Bruder, den Wunsch unserer lieben, theuern Mutter, den sie seit Jahren in ihrem Herzen genährt hat; den Wunsch, daß ich ihrem Verwandten, dem Sohn ihrer Schwester, dem jungen van Kerkem meine Hand reichen sollte. Ich hatte früher gegen diesen rechtschaffenen Mann zwar niemals die mindeste Zuneigung, zugleich aber auch keine Abneigung gefühlt; ich wußte nichts Anders, als daß es mir nun einmal bestimmt sey, Frau van Kerkem zu werden, nur das Eine bat ich meine lieben Eltern und sie sagten mir auch die Gewährung meiner Bitte zu: daß ich wenigstens noch etliche Jahre unvermählt in ihrem Hause bleiben dürfe. Seitdem ich schon in Paris so oft und gern an den Freund meiner Kindheit, der ja auch dein Freund ist, an Martin dachte, mit solcher Sehnsucht nach seinem Wiedersehen hieherreiste und seitdem ich das Unglück erfuhr, das meinem lieben Martin (gegen dich darf ich ihn ja so nennen) widerfahren ist, hat sich mir in meinem Herzen etwas kund gethan, das ich vorher niemals so wußte. Ich bin ja auch nun kein Kind mehr, sondern eine mehrere zwanzig Jahre alte Jungfrau, darum fange ich an mich selber zu verstehen und so wie ich mich verstehe, beschreibe ich mich dir. Die Zuneigung, die ich zu meinem lieben Martin fühlte, ist eine feste, innigliche, treue Liebe; gemäßigt, zugleich aber auch gestützt durch Gottvertrauen und stille Ergebung in Gottes Rath und Führung. Ich hege die feste Zuversicht, daß Martin noch lebt und wieder zu uns kommt; o wie glücklich wollte ich mit diesem seyn und leben. Nicht wahr, mein lieber Bruder, du weißt es auch, wie fromm, wie aufopfernd gut, wie treu und wie ge-

schickt Martin ist; er ist zwar arm, war dies aber nicht unser lieber Vater auch, ehe er die Mutter nahm und ist nicht Martins große Geschicklichkeit ein besseres und sicher=eres Capital als alle Summen und Waaren unsers Handels=hauses? Sieh', ich sag' dir's offen, ich würde dem Herrn van Kerkem nicht einmal ein halbes, sondern gar kein Stück=lein Herz mit zum Traualtar bringen und wäre das nicht eine rechte Versündigung an dem braven Manne? Meine ganze, wenn ich's so nennen darf, bräutliche Liebe gehört dem Martin zu, darum meine ich wohl, wäre es für mich das Beste, wenn ich diesen nicht nehmen soll und darf, lieber ganz unverheirathet zu bleiben. Ich habe dies auch unserer guten Mutter, freilich ohne dabei des Martin zu erwähnen, schon manchmal gesagt, sie aber spricht, diese Grillen würden mir schon vergehen, und ich glaube, sie würde mir schon viel stärker zugesetzt haben, dem van Ker=kem, dessen Gesellschaft, ja dessen bloßen Anblick ich seit einiger Zeit in fast kindischer Weise fliehe, mein Jawort zu geben, wenn nicht der gute Vater, auf eine mir unbe=greifliche Art, immer meine Parthie nähme und die liebe=vollen Zudringlichkeiten der Mutter unter allerhand Vor=wand von mir abwehrte. Er begünstigt sogar, so oft sich's für ihn schicken will, meine Flucht vor van Kerkem."

„Siehe, da habe ich dir einmal mein ganzes Herz gezeigt, mein lieber Bruder, so frei und natürlich wie ein Zigeunermädchen. — Das seltsame Herz; bald macht es mich weinen, aus Sorge, um den noch immer nicht aufgefundenen Martin, bald wieder innerlich frohlocken über die gewisse, ja wahrhaft gewisse Hoffnung, daß ich ihn wiedersehen werde; denn Martin, so wie ich, wir sind von frühe auf ganz besondre Pfleglinge der Vorse=hung und ich glaube fest wir sind für einander bestimmt.

Mache du nun, mein lieber Bruder, daß du endlich wieder einmal zu uns nach Hause kommst. Du bist der Liebling unserer Mutter; du vermagst Vieles, ja Alles über sie. Und wenn du am Ende nur das für deine arme Schwester auswirken könntest, daß sie als ledige Jungfrau im Hause der Eltern und dann in dem deinigen bleiben dürfte; das würde sie dir ewig danken. Ich bin vor etlichen Tagen recht klug gewesen. Ich habe durch vieles Bitten von unsrer guten Mutter mir die Zusicherung erworben, daß sie mich nicht eher zu einem entscheidenden Worte gegen van Kerkem bewegen wolle, bis du erst wieder nach Hause gekommen seyst. Denn ich weiß es wohl, du kommst nicht nur als ein gewöhnlicher Rathgeber, sondern als mein Tröster und Retter; als der Schützer einer herzinnigen Neigung, zu welcher der Keim nicht durch Menschen = sondern durch Gottes wundervolle Schickung in mein Herz gelegt und darinnen so fest gewachsen ist, daß ihn auch keine Menschen = sondern nur Gottes Hand daraus reissen kann."

So weit die Worte meiner lieben Marie, über mich und ihre Liebe zu mir. Daß diese Worte meinem Herzen ein eben so kräftiger Balsam und Heiltrank waren denn alle die ich jemals einem Kranken gereicht, begreift wohl Jeder, der einmal so geliebt hat wie ich. Ich wurde bei dem Lesen des Briefes bald blaß bald roth; mein Freund beobachtete lächelnd meine Mienen und alle meine Bewegungen; da ich mit dem Lesen fertig war, reichte er mir seine Hand und sprach: nimm diese einstweilen als Unterpfand für Mariens Hand; es kommt jetzt in das Haus meiner Mutter nicht nur mehr der zwar auch jederzeit gern gesehene Doctor Martin Reiser, sondern der Retter des Lebens ihres Sohnes, der Wohlthäter ihrer Familie,

und — für das Uebrige laßt Gott, laßt Mariens treue, feste Liebe, so wie — das getraue ich mich voraus zu sagen — meines Vaters höchst günstige Zustimmung sorgen.

Es war nicht mein Verlangen nach der Heimath allein, es war auch die ärztliche Sorge um meinen wiedergenesenen Freund, dem die Rückkehr zur vaterländischen Luft die kräftigste Stärkung versprach, was mich bestimmte aufs eifrigste nach einer Schiffsgelegenheit für Europa mich umzusehen. Das holländische Schiff, welches mich und meinen Vater von der Niederlassung an den Amiranteninseln hieher führte, konnte unter etlichen Monaten noch nicht abreisen, ein anderes aber stund schon im Begriff sich segelfertig zu machen. Mein Freund war so weit erstarkt, daß die Seereise mit der sie alsbald begleitenden Luftveränderung ihm nur nützen, nicht schaden konnte; was sollte uns hindern die Gelegenheit, jetzt in der günstigsten Zeit des Jahres für solche Seefahrt, zu benützen. Reichlich wurde unser guter Lotsmann, der Däne Drakenberg, von mir und meinem Vater beschenkt; wir mußten dem ehrlichen Manne unsre Gabe aufdringen, denn, sagte er, das sey ja die verkehrte Welt; er verdanke uns die Rettung seines Lebens und könnte uns, wenn er ein Reicher wäre, mit all seinen Gütern unsre Wohlthat nicht bezahlen und nun wollten wir ihn noch belohnen.

Statt des vielen Ungemaches das ich auf der Herreise von Europa nach Ostindien erfahren, hatte ich auf der Heimreise lauter Glück und Freude. Schon nach vier Monaten lief unser Schiff im Hafen von Rotterdam ein. Wir waren, auf seltne Weise vom Winde begünstigt, so schnell gereist, daß kein Brief aus Ostindien, der unsre Ankunft meldete, vor uns hatte eintreffen können; die letzte Nachricht, welche Herr van Ruyter von seinem Sohne

erhalten, war eine sehr betrübende gewesen; der Brief kam von einem Correspondenten in Java, und war zu einer Zeit geschrieben, in welcher der junge van Ruyter schwer an dem bösartigen Fieber darnieder lag, ohne daß jedoch die Gefahr noch den höchsten Grad erreicht hatte. Der Correspondent benahm zwar den Eltern keinesweges die Hoffnung zur Rettung des Kranken, suchte jedoch dieselben auch auf den schwersten möglichen Fall vorzubereiten. Seitdem hatte Frau van Ruyter manche schlaflose Nacht gehabt und die Wirkung des beständigen Kummers auf ihre Gesundheit würde vielleicht noch sehr ungünstig geworden seyn, wenn die Ungewißheit länger gedauert hätte; so aber hatte unser Schiff das andre, das den bekümmernden Brief brachte und an Capstadt sich etwas länger verweilen mußte, beinahe eingeholt; die Nachricht von der bedenklichen Krankheit des Sohnes kam nur um zehn Tage früher im van Ruyterschen Hause an, als der eigenhändige Brief dieses Sohnes, der von Rotterdam aus datirt und durch einen Courier abgesendet war. Mein Freund beschrieb in diesem Briefe die ganze Gefahr, in welcher sein Leben geschwebt habe; „ein junger Arzt", so fügte er hinzu, ohne jedoch auf mich rathen zu lassen, „habe ihm mit eigner Lebensgefahr, mit einer Tag und Nacht fortgesetzten Anstrengung, das Leben gegerettet; diesen Wohlthäter, dem allein die Eltern die Erhaltung ihres Sohnes verdankten, bringe er mit sich und bäte im Voraus um eine Aufnahme für ihn wie für einen eigenen lieben Sohn."

Nach einer Ruhe von wenig Stunden, denn mein Freund bedurfte derselben, reisten auch wir von Rotterdam ab. Als wir in Leyden an dem Hause vorbeikamen, wo mein alter, frommer Hauswirth gelebt hatte und ge-

storben war, blickte ich hinauf nach den Fenstern; „ja", sagte ich, „du hattest doch recht, mein seliger Freund; dein Spruch, den du mir als Andenken ins Herz gabst, ist und bleibt Wahrheit: denen die Gott lieben müssen alle Dinge zum Besten dienen. Wie ungläubig war ich an diesem Spruch geworden als die Seelenverkäufer mich fortschleppten, einen Weg, den ich nicht gehen wollte und doch gehen sollte, denn ich habe auf diesem Wege meinen lieben Vater, die Gelegenheit der Lebensrettung meines Freundes, und, ich sage es in freudiger Hoffnung, Mariens Hand gefunden."

Mein lieber Vater war noch etwas ermüdet von der Reise, dazu ganz unbekannt in Herrn van Ruyters vornehmem Hause; auf sein Bitten ließen wir ihn für heute in Leyden zurück; er wollte am andern Tage uns nachkommen. Wir beiden nahmen Pferde, denn wir hatten im Gasthofe zu Leyden erfahren, daß die Familie auf dem Landsitze zu Lönenbosch sey; wir wollten den näheren, mir ganz besonders durch manche Erinnerung theuren Fußsteig reiten. Herr van Ruyter und seine Gemahlin, so wie der eine Sohn waren uns auf der Strasse entgegengefahren, und hatten uns verfehlt, nur Marie war zu Hause geblieben. Als wir, von keinem Bedienten bemerkt am Landhause abstiegen, sagte ich zu meinem Freunde: „du hast mich schelmischer Weise wie einen Fremden angekündigt, laß mich auch als einen Fremden mich benehmen. Ich will dir und den Deinigen die ersten Augenblicke des Wiedersehens nicht stören. Gehe du geraden Weges nach dem Gartenhaus, ich will den Umweg durch den Irrgarten nehmen, in welchem ich als Jüngling Marien zuerst wieder sahe."

Wollte mich doch ohnehin heute alles an jene Stunde erin=

erinnern, die so tief in mein Herz eingeschrieben war. Die Rosen blüheten gerade wieder, die Vögel sangen ebenso wie damals; ich lief aber heute nicht, sondern ich gieng langsam und ernst einher, denn ich dachte in tiefester Rührung meines Herzens an die Wahrheit meines geerbten Spruches. Ich wollte eben um eine Rosenhecke herumbeugen, es war vielleicht dieselbe bei der ich vor sechs Jahren Marien ereilte, da, wirklich und leibhaftig stund sie wieder selber vor mir. Sie sahe mich mit freudigem Erstaunen an; „so hat mir doch mein Herz die Wahrheit gesagt, du bist der junge Arzt der meinem Bruder das Leben rettete?“ Ich bejahte es und Marie reichte mir mit Entzücken ihre Hand und sagte: „so sey mir tausendmal willkommen, mein lieber Martin, mein Bräutigam.“

„Wie“, sagte ich, „dein Bräutigam?“ — „Ja“, erwiederte das Mädchen, „denn ich weiß ja, daß du mich lieb hast, und höre nur wie es zugieng. Als heute Vormittag der Brief meines Bruders ankam, worin er uns erst seine große Gefahr, dann seine Rettung beschrieb, durch einen jungen Arzt, den er mitzubringen versprach und den er wie ein Kind im Hause aufzunehmen bat, da gieng ein Sturm der Freude durch unser ganzes Haus. Ich vermuthete gleich, daß du der junge Arzt seyn möchtest, und in der Ausgelassenheit meiner Freude entfuhr mir das Wort, das ich andre Male wohl an mich gehalten hätte: „Vater, wenn nun der Retter meines Bruders der gute Martin wäre, und wenn der meine Hand haben möchte, dürfte ich sie ihm geben?“ — „Topp Mädchen, sagte der Vater, indem er in meine Hand einschlug, du darfst sie ihm geben.“ Ich sahe die gute Mutter fragend an; sie war überrascht und verlegen. Nun

meinetwegen, sagte sie, jedoch nach kurzem Bedenken, wenn wirklich der Martin der Retter meines Sohnes wäre, dann hätte ich nichts dagegen, wenn du ihn nähmest, denn ich weiß doch wie tief und fest dir der im Herzen steckt." So sind euch nun die Eltern entgegengefahren; ich bin ganz selig in meinen Hoffnungen, zugleich aber auch mit der Sorge: wenn er es nun aber doch nicht wäre? hierher gegangen und da finde ich dich wirklich, du lieber, lieber Martin."

Wie lange wir beiden glücklichen Menschen da mit einander geschwatzt haben, weiß ich nicht. Marie hatte mir mit wenig Worten meine bisherigen Schicksale abgefragt und ich mit wenig Worten sie ihr erzählt, denn sie errieth mehr als ich ihr zu sagen brauchte und der wichtigste von all meinen Berichten war ihr doch der, wie lieb sie mir sey und wie ihr Andenken mich beständig über Land und Meer begleitet habe.

Wir traten Hand in Hand in das Gartenhaus hinein, zu den lieben Eltern, die schon längst zurückgekehrt und in dem Wiederbesitz ihres Sohnes ganz unbeschreiblich glücklich waren. Mein lieber Freund, ohne zu wissen was Marie selbst schon, in ihrem Freudenrausch, für die Sache gethan, hatte indeß auch auf eine solche Weise zu Gunsten meiner Neigung gesprochen, daß dieses vielleicht schon allein den Entschluß der Eltern hätte bestimmen können. Als wir so, mit einem von Freude bestrahltem Angesicht hineinkamen, sagte Frau van Ruyter in einer so scherzhaften Laune als ich niemals sonst an ihr bemerkt hatte: „da kommt ja unser Zigeunerpaar" und beide Eltern umarmten mich wie ihren lieben Sohn, die Brüder wie ihren Bruder.

Und das wurde ich ja nun auch bald, durch leibliche

wie durch geistige Bande. Herr van Kerkem hatte nicht viel dagegen, daß Marie ihre Hand einem Andern reichte. Diese hatte freilich niemals, weder durch einen Blick noch durch ein Wort seine Neigung geweckt oder genährt, darum mochte bei ihm diese Neigung, wenn er anders eine zu Mariens Person hegte, nicht sonderlich stark gewesen seyn; er betrug sich so gleichgültig bei der Nachricht von unsrer Verlobung, daß sich Frau van Ruyter recht herzlich darüber ärgerte. „Dachte ich doch wunder, was mein Vetter für eine Liebe zu dir hätte, sagte sie zu Marien, und nun will mirs fast scheinen, er habe mehr auf dein Geld als auf dich selber sein Auge gehabt.“ Dagegen konnte ich wohl bemerken, daß sich die gute Mutter täglich mehr darüber freute, daß ihre einzige Tochter das höchste Glück der Erde, das Glück aus und in einer Liebe gefunden hatte, die ihre beste Wurzel in der Liebe zu Gott trägt und eben darum einen Vorschmack der Himmelsfreuden gewährt, weil sie selber himmlischer Abkunft ist.

Mein alter Vater war gleich am andern Morgen in Herrn van Ruyters schönem Wagen von Leyden abgeholt worden und so gab es jetzt, außer dem glückseligen Liebespaar, in dem Hause meines Wohlthäters auch zwei Paare von rechten Herzensfreunden: die beiden Väter und die beiden Söhne, nämlich mich und meinen lieben Hugo van Ruyter.

Ich hatte bald nach meiner Zurückkunft mit dem vorigen glücklichen Erfolg meine ärztliche Praxis wieder begonnen; mein Vater hatte seine Perlen um eine sehr ansehnliche Summe verkauft; zu den von der Insel mitgebrachten Schätzen bekannte sich, auf Herrn van Ruyters unmittelbar in Lissabon eingezogene Erkundigungen, die Regierung selber als Erben; nach den landesüblichen Gesetzen gebührte mei=

nem Vater als dem Finder dieses Schatzes ein bedeutender Antheil und obgleich an diesem mancherlei Abzüge gemacht wurden, kam doch noch so viel davon in unsre Hände, daß man in Amsterdam anfieng, die Familie Reiser zu den reichen Häusern zu zählen. Die Pension, welche meinem Vater selbst für die Jahre seiner unverschuldeten Abwesenheit nachgezahlt wurde, schenkte derselbe an ein Waisenhaus, jene, die er für seine noch übrigen Lebensjahre empfieng, behielt er, wie er sich ausdrückte, als sein ehrliches Handwerksbrod; mir aber übergab er zum Ankauf und zur Ausstattung eines Hauses für mich und Marien den größten Theil seines übrigen Vermögens vom Perlenverkauf und von der portugiesischen Erbschaft.

Ich wartete nicht bis das neu gekaufte Haus vollständig eingerichtet war, sondern schon im dritten Monat nach meiner Zurückkunft schloß ich, mit Bewilligung der beiderseitigen Eltern, vor dem Altare den Bund der Treue mit meiner geliebten Marie. Der Pfarrer, der unsre Verbindung einsegnete, ein sehr ehrwürdiger Greis, dem ich Mancherlei von meinen Schicksalen erzählt hatte, sprach vor der Einsegnung unsrer Ehe gar schön über den Spruch, dessen Wahrheit ich selber so reichlich erfahren hatte: daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen müssen. Ich bin nun seit länger denn funfzehn Jahren der glückliche Gemahl meiner herzlieben Marie und ein Ehesegen von acht guten, von Gott wohlbegabten Kindern stehet um uns her. Wir haben in der Zeit unsrer Ehe zwar auch manches Hauskreuz, namentlich durch Krankheiten, und den Schmerz bei dem Tod unsrer beiden Väter gehabt, doch lebt die geliebte Schwiegermutter, die Frau van Ruyter, noch in glücklichem ruhigem Alter, abwechselnd bei ihren Kindern, am meisten aber bei Marien und

bei mir. Meinen alten Pflegevater, den Pfarrer Gutherr, fand ich bei meiner Rückkunft auch noch am Leben und Gott hat mir die Freude gewährt, daß ich dem edlen Greise noch manche Dankbarkeit erweisen konnte.

Umstände, die zum Theil in den jetzigen Kriegsläuften gegründet waren, haben meinen lieben Schwager, den Hugo van Ruyter, bestimmt, das Handelshaus zu übernehmen, das mein seliger Schwiegervater in Cöln besaß. Als die beiden Väter gestorben waren, wandelte mich auch das Heimweh nach meinem guten deutschen Vaterlande an, und da mirs immer schien, als wenn meiner lieben Marie die schwere Luft der Seeküstengegend bei ihrer zuweilen sehr schwankenden Gesundheit weniger zuträglich sei, als die einer weiter vom Meere abgelegenen Landschaft, habe ich mir auch in Cöln ein Haus gekauft und lebe da meist in dem mir von Gott gegebenen Beruf, als praktischer Arzt. In diesem Augenblick bin ich auf einer Reise nach der Schweiz um nach meiner Pflicht, als sorgender Vater mit eignen Augen eine Erziehungsanstalt zu sehen und zu prüfen, in welche ich, so Gott will, in dem jetzt kommenden Frühlinge meine beiden ältesten Söhne zu bringen gedenke.

Dies ist nun meine Geschichte, die, wie ich bemerke, über Gebühr lange gedauert hat, so daß wir wohl in diesem Augenblick dem Morgen schon viel näher sind als dem Abend. — Wie jene Jünger von ihrem Meister sagten, Er hat Alles wohl gemacht, so muß ich auch, wenn ich mein vergangenes Leben bedenke, von dem Meister, der alle meine Schicksale so herrlich geleitet und geordnet hat, sagen: Er hat Alles wohl gemacht, und möchte, wenn ich tausend Zungen hätte, sie alle anwenden zu Seinem Lobe. —

„Ihre Geschichte, mein theurer, werther Doctor Reiser, sagte Ritter Conrad, regte in uns mitten unter ihren ergötzlichen Panoramabildern schon manchen guten Text und manche gute Melodie auf; der Schluß aber, den Sie hier machten, stimmt die Worte und Weise eines Liedes an, das wir wohl noch, ehe wir schlafen gehen, als Abend = oder wenn Sie wollen als Morgenlied mit einander singen können. Bei diesen Worten gieng der blinde Ritter zu seiner kleinen Hausorgel hin, spielte und sang da das Lied: „O daß ich tausend Zungen hätte", und alle die anwesenden Gäste und Freunde, auch die, denen das Lied gar nicht oder wenigstens nicht auswendig bekannt war, stimmten in den Text, den ihnen der Armenfreund in die Hand gab und in die einfach = schöne Melodie von Herzen und mit lauter Stimme ein.

Die vier Gäste hatten sich, bei dem noch anhaltend schlechten Wetter von dem Ritter bewegen lassen, auch den nächsten Tag bei ihm zu bleiben; sie fanden sich nun in der freien Herberge bereits so wohl und so behaglich beisammen als wäre dieselbe ihr eignes heimathliches Haus. Die andern alle hatten ihre Lebensschicksale erzählt, nur der älteste von ihnen, der bereits oben erwähnte vierte Gast, dessen graues Haupt schon allein den Jüngeren eine gewisse Achtung gebot, hatte noch wenig gesprochen. Als man am Abend wieder beisammen saß, wendete sich der Ritter Conrad an ihn und sagte: ich weiß zwar meinen vierten lieben Gast noch nicht bei seinem Namen zu nennen, aber aus manchen seiner Aeußerungen habe ich wohl bemerkt, daß wir Andern in unserm Herzen nicht bloß mit ihm bekannt, sondern auch verwandt sind. Ich mache daher auch gegen ihn die alte Sitte meines Hauses geltend, und bitte ihn in meinem und der andern Tisch=

genossen Namen uns als kräftigen Nachtisch einige Züge aus der Geschichte seiner innern wie äußeren Erfahrungen mitzutheilen.

Die Geschichte des Jacob Werner.

Wie könnte ich anders als gern und willig mich Ihrem Wunsche fügen. Meine Mitgäste haben uns und sich selber am gestrigen Abend, wie Herr Ritter Conrad sagte, den Text zu manchem Loblied ins Herz gegeben; denn sie haben uns mit ihren Lebensgeschichten einen recht vergnüglichen Blick in die Tiefe der Erbarmungen Gottes thun lassen; darum ist es für mich eine doppelte Pflicht der Dankbarkeit, gegen Gott, der ja auch an mir und meinem Leben all seine Gnade und Treue erwiesen hat, und gegen die freundlichen Erzähler, daß ich, so gut ichs vermag, ihrem Beispiele folge. Freilich muß meine Geschichte neben den gestern vernommenen nur sehr unbedeutend erscheinen; denn obwohl ich allem Anscheine nach unter den hier Anwesenden der Aelteste bin und deshalb schon den weitesten Weg auf der Lebensbahn gemacht habe, war mein langer Weg, wenigstens in den reiferen Lebensjahren, dennoch ein so einförmiger, daß sich nicht viel davon sprechen läßt. Es ergieng mir gar häufig wie Einem, der über das weite Meer fährt, auf welchem man nichts sieht als den Himmel und das Wasser; unter und neben mir hat es freilich viele Wogen der Noth und auch der Angst gegeben, doch zeigten sich mir immer auch zugleich die Sternlein, nach denen ich den Lauf richten konnte und noch fortwährend ihn richten will, bis der Hafen der Ruhe wird erreicht seyn.

„Ihre Geschichte, mein theurer, werther Doctor Reiser, sagte Ritter Conrad, regte in uns mitten unter ihren ergötzlichen Panoramabildern schon manchen guten Text und manche gute Melodie auf; der Schluß aber, den Sie hier machten, stimmt die Worte und Weise eines Liedes an, das wir wohl noch, ehe wir schlafen gehen, als Abend= oder wenn Sie wollen als Morgenlied mit einander singen können. Bei diesen Worten gieng der blinde Ritter zu seiner kleinen Hausorgel hin, spielte und sang da das Lied: „O daß ich tausend Zungen hätte“, und alle die anwesenden Gäste und Freunde, auch die, denen das Lied gar nicht oder wenigstens nicht auswendig bekannt war, stimmten in den Text, den ihnen der Armenfreund in die Hand gab und in die einfach=schöne Melodie von Herzen und mit lauter Stimme ein.

Die vier Gäste hatten sich, bei dem noch anhaltend schlechten Wetter von dem Ritter bewegen lassen, auch den nächsten Tag bei ihm zu bleiben; sie fanden sich nun in der freien Herberge bereits so wohl und so behaglich beisammen als wäre dieselbe ihr eignes heimathliches Haus. Die andern alle hatten ihre Lebensschicksale erzählt, nur der älteste von ihnen, der bereits oben erwähnte vierte Gast, dessen graues Haupt schon allein den Jüngeren eine gewisse Achtung gebot, hatte noch wenig gesprochen. Als man am Abend wieder beisammen saß, wendete sich der Ritter Conrad an ihn und sagte: ich weiß zwar meinen vierten lieben Gast noch nicht bei seinem Namen zu nennen, aber aus manchen seiner Aeußerungen habe ich wohl bemerkt, daß wir Andern in unserm Herzen nicht bloß mit ihm bekannt, sondern auch verwandt sind. Ich mache daher auch gegen ihn die alte Sitte meines Hauses geltend, und bitte ihn in meinem und der andern Tisch=

genossen Namen uns als kräftigen Nachtisch einige Züge aus der Geschichte seiner innern wie äußeren Erfahrungen mitzutheilen.

Die Geschichte des Jacob Werner.

Wie könnte ich anders als gern und willig mich Ihrem Wunsche fügen. Meine Mitgäste haben uns und sich selber am gestrigen Abend, wie Herr Ritter Conrad sagte, den Text zu manchem Loblied ins Herz gegeben; denn sie haben uns mit ihren Lebensgeschichten einen recht vergnüglichen Blick in die Tiefe der Erbarmungen Gottes thun lassen; darum ist es für mich eine doppelte Pflicht der Dankbarkeit, gegen Gott, der ja auch an mir und meinem Leben all seine Gnade und Treue erwiesen hat, und gegen die freundlichen Erzähler, daß ich, so gut ichs vermag, ihrem Beispiele folge. Freilich muß meine Geschichte neben den gestern vernommenen nur sehr unbedeutend erscheinen; denn obwohl ich allem Anscheine nach unter den hier Anwesenden der Aelteste bin und deshalb schon den weitesten Weg auf der Lebensbahn gemacht habe, war mein langer Weg, wenigstens in den reiferen Lebensjahren, dennoch ein so einförmiger, daß sich nicht viel davon sprechen läßt. Es ergieng mir gar häufig wie Einem, der über das weite Meer fährt, auf welchem man nichts sieht als den Himmel und das Wasser; unter und neben mir hat es freilich viele Wogen der Noth und auch der Angst gegeben, doch zeigten sich mir immer auch zugleich die Sternlein, nach denen ich den Lauf richten konnte und noch fortwährend ihn richten will, bis der Hafen der Ruhe wird erreicht seyn.

Mein Name ist Jacob Werner; ich stehe jetzt nicht mehr fern von meinem siebenzigsten Lebensjahre, denn in den angehenden zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts, als bereits die Flammen des dreissigjährigen Krieges zu einem allgemeinen Brande sich erhuben, der nachmals unser ganzes deutsches Vaterland überzog, bin ich geboren. Mein Geburtsörtlein war ein Dorf, welches seitwärts der Straße von Stendal nach Osterburg in der Nähe der Elbe lag; die Verwüstungen des Krieges haben das ganze Dorf, so wie seine meisten Bewohner, von den Greisen an bis zum Säugling von der Erde vertilgt, nur von der Kirche und dem Thurme stehen noch die unteren Mauern; als ich vor etlichen Jahren noch einmal durch die Gegend kam konnte ich unter dem Gesträuch der Dornen, welches seitdem dort aufgeschossen ist, kaum noch die Stätten auffinden, an denen meiner Eltern und meines alten Grosvaters Häuser gestanden sind.

Meine Eltern besaßen ein Bauerngut, auf welchem sie fleißig und redlich sich nährten; mein Grosvater von mütterlicher Seite war Schullehrer des Ortes, und bei ihm bin ich in meinen ersten Kinderjahren am meisten gewesen, denn ich hatte ihn so lieb, daß ich, mit Bewilligung meiner Eltern, fast den ganzen Tag bei ihm zubrachte und auch bei Nacht öfters in seinem Hause schlief. Er war aus Ballenstädt gebürtig und hatte seinen Landsmann, den seligen Johann Arnd gar gut gekannt; auch las er, nächst Gottes Wort, Arnds Schriften am fleißigsten und liebsten.

Mein Grosvater, so weit ich seiner mich erinnern kann, war fast immer krank; er litt an sehr schmerzhaften Steinbeschwerden, zu denen sich in seinen letzten Lebenstagen die Brustwassersucht gesellte, welche ihm große Beängsti-

gung machte. Wenn er aber mit mir auf seinen Knieen betete, oder wenn er mit den Schulkindern betete und diesen von Christo, dem Herrn, erzählte, da merkte man ihm keine Krankheit und keine Angst an; er war dann sehr vergnügt und wohlgemuth. Er wohnte, wenn ich nicht sein Gefährte und Gast war, in seinem Häuslein ganz allein; denn die Grosmutter, so wie alle seine Kinder, bis auf meine Mutter, waren ihm gestorben; meine Mutter aber und meine Schwester besorgten ihm sein kleines Hauswesen.

Als im Jahre 1627 Wallenstein mit seinem großen Heere in unsre Gegend kam, da zündeten die Croaten und andre wilde Freibeuter in unsrer Nachbarschaft die Dörfer an, trieben den Leuten das Vieh weg und brachten viele Menschen um. Unser Dörflein, welches ziemlich weit von der Straße ab und im Walde versteckt lag, war noch verschont geblieben; die Bauern des Ortes aber, so wie meine Eltern hielten es für nothwendig, sobald als möglich auf die Rettung ihrer fahrenden Habe und ihres Lebens Bedacht zu nehmen. Deshalb suchte mein Vater, in Gesellschaft einiger Nachbarn, sein Vieh und seine besten Sachen in einer Waldgegend an der Elbe zu verbergen, zu welcher, wegen der vielen Sümpfe, nicht leicht ein Andrer als ein Ortskundiger den Weg finden konnte; meinen alten Grosvater, der damals seinem Ende schon nahe war, legten sie, in halbsitzender Stellung, in Betten, auf ein Wägelein und meine Mutter fuhr ihn selber bei Nacht über die Haide hin, nach einem dichten Tannenwald, zu einer verlassenen Köhlerhütte. Ich als das jüngste ihrer Kinder und meine Schwester als das älteste und darum zur Unterstützung des Grosvaters brauchbarste, begleiteten die Mutter; meine Brüder waren mit dem

Vater. Als wir auf dem Wege nach dem Walde waren, bemerkten wir nach mehreren Gegenden hin am Himmel die Feuergluth von brennenden Dörfern; wir hörten auch schießen, Gott bewahrte uns aber vor der Hand der Feinde. Mein Grosvater war durch das Stoßen und Schütteln des Wagens, der über Stock und Stein, fast auf lauter unwegsamem Boden, dahin fahren mußte, so angegriffen, daß er vor tiefer Ohnmacht keines seiner Glieder rühren konnte; meine Mutter und meine Schwester trugen ihn, fast schon wie einen Todten, in die Hütte und wir sahen jeden Augenblick auf sein Ende auf. Als aber der helle Tag durch die geöffnete Thüre auf sein Lager hereinschien, da kam er wieder ganz zu sich und sahe uns Alle dankbar lächelnd an.

Meine Mutter weinte vor großen Sorgen um ihren Mann, ihre Kinder und ihren todtkranken Vater; der Grosvater aber tröstete sie und sagte zu ihr: „du mein einziges Kind, es thut mir freilich inniglich weh, daß ich dich in solcher großer Trübsalshitze als die gegenwärtige ist zurücklassen soll, denn es will mich bedünken, als wenn nicht bloß für euer Hab und Gut, sondern selbst für euer Leben eine schwere Stunde herannahete, aber halte nur fest an dem Worte jenes zuversichtlichen Glaubens: daß dieser Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden, und daß ja Nichts, weder Trübsal, noch Angst, noch Schwert, weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Darum, meine Tochter, trage deine Seele in deiner Hand und schaue auf, mitten in der Noth und Angst, zu Ihm, dem Anfänger und Vollender unsers Glaubens. Seine Miterben werden wir beide

bald seyn, nachdem wir vorher noch eine kleine Zeit mit Ihm und im Glauben an Ihn werden gelitten haben."

Diesen Tag über sprach, so oft seine Kräfte es ihm gestatteten, mein Grosvater noch manches tröstliche Wort mit meiner Mutter; sie hörte ihn mit Thränen einer stillen Ergebung an. Als der Abend kam und sie nun wieder ihr Wägelein anspannen wollte, um zu unsrem Dorfe zu fahren, von wo sie Nachrichten über die Ihrigen und einige Lebensmittel zu holen gedachte, segnete sie mein alter Grosvater vorher noch ein; sein Segen lautete aber, wie ich mich wohl erinnre, mehr gleich einem solchen, den man über einen Sterbenden spricht, welcher zum Ausgang in die Ewigkeit dahinscheidet als über einen Lebenden, der eine kleine, nächtliche Reise nach seinem Dorfe vorhat. Der todtkranke Greis empfieng hierbei eine solche Kraft, daß er aufrecht sitzen und mit sehr laut vernehmlicher Stimme sprechen konnte. Meine Mutter weinte sehr bei dem Abschied von ihrem Vater; sie küßte mich und meine Schwester unter tausend Thränen und wir haben sie seitdem niemals wieder gesehen.

Ich war damals fast sechs, meine Schwester aber dreizehn Jahre alt. Als die Mutter fort war, betete der Grosvater noch ein Gebet mit uns, dessen Worte ich zwar nicht mehr weiß, dessen Eindruck ich aber niemals vergessen werde. Es war mir, als ob sich vor der Gewalt dieses Gebetes über „uns arme, verlassene Waislein" der Himmel aufthäte und gute, starke Engel zu uns herabkämen, die sich als Hüter um unsere Hütte, als Schützer um unser Lager stellten.

Auf dem weichen Moose, das meine gute Mutter und meine Schwester den Tag über hereingetragen hatten in die Hütte, schlief ich, an der Seite meines Grosvaters

ruhig ein, auch meine Schwester wußte am andern Morgen nicht, ob der Grosvater geschlafen oder gewacht habe, weil sie selber geschlafen hatte. Die Mutter war noch nicht da, als wir aufwachten, obgleich sie uns gestern sagte, sie würde mit dem Morgenlichte wieder zu uns kommen.

Ich war voll Bekümmerniß über das Ausbleiben meiner Mutter und wohl auch des Frühstückes, das sie mir sonst gewöhnlich brachte; da blickte ich meinen Grosvater an. Dieser war wach und sahe so fröhlich, ja, wie ich es jetzt nennen würde, so selig aus, wie ich wohl niemals, weder vor noch nachher einen Menschen aussehend gefunden habe. Er bat uns um etwas Wasser, und ich ließ mir's nicht nehmen, denn ich hatte ihn ja auch, wenn ich bei ihm war in seinem Hause, auf solche Weise bedient: ich sprang mit dem Krüglein hinaus zu dem Born, der zwischen dem Erlengebüsch hervordrang aus dem Erdreich, und brachte meinem guten Grosvater den frischen Trunk. Er schien sich recht sichtlich daran zu laben, sahe mich dann an und sagte: mein lieber Jacob! ich werde nun bald da seyn, wo es auch den Leib nicht mehr dürstet, so wie schon meine Seele ein Wasser des Lebens gekostet hat, das für immer das Wehe stillet. Er lehnte sich rückwärts, und schien eine Zeit lang wie in recht süßen Träumen zu schlummern, denn sein Gesicht sahe dabei sehr fröhlich aus, dann rief er mich und meine Schwester Magdalena zu sich hin. Er sagte zu uns: knieet euch da neben mir nieder, ihr lieben Kinder, denn euer Grosvater will noch zum letzten Male mit euch beten. Darauf hob er sich mit Hülfe meiner Schwester selber auf seine Kniee und betete, etwa in diesen Worten:

„Lobe den Herrn meine Seele. Ja, du guter Herr, der du mir meine Sünden vergeben und geheilt hast meine

Gebrechen; der du mich während meines ganzen, langen Lebens reichlich versorgt, ernährt und wie auf Adlersflügeln getragen, mich errettet hast aus allen Gefahren des Leibes und der Seele, daß ich nun fröhlich rühmen kann deine Treue, habe Dank für Alles; Dank für alle Freuden wie für alle Leiden. Ich war schon recht selig durch deine Liebe auf Erden und werde es nun ewig seyn bei dir im Himmel. Und nimm nun noch zuletzt diese armen Waislein, die ich deiner lieben, treuen Hand übergebe, in Gnaden von mir an. Bewahre und erziehe sie zum Leben der Ewigkeit, daß keines von ihnen verloren gehe; errette sie, wenn es deinem heiligen Willen gemäß ist, aus der gegenwärtigen, leiblichen Gefahr; leite sie freundlich nach deinem Rathe und nimm sie endlich mit Ehren an. Und nun Herr Jesu, nimm meinen Geist auf."

Als er dieses gesagt hatte, neigte er sich gegen sein Lager und nach wenig Augenblicken war er sanft verschieden.

Wir beiden Kinder weinten sehr, denn nun hatten wir gar Niemand mehr zu unserm Schutz und Troste. Die Mutter war nicht wiedergekommen: wo der Vater sey und unsre beiden Brüder, wußten wir gar nicht. Meine Schwester vornämlich weinte recht laut und untröstlich. Ich sagte zu ihr in meiner kindischen Art: „Liebe Schwester, weine doch nicht so gar laut, damit du den Grosvater nicht störst in seiner Ruhe. Mutter und Vater sollen ja wieder kommen und wenn sie auch niemals wieder kämen so weiß ich gewiß, daß jetzt der Herr Jesus uns Grosvater seyn wird und Vater, Mutter und Bruder."

Wir kamen jetzt ein Paar Tage lang in ziemliche Noth. Die Mutter hatte wohl einige Säcklein mit Gerstengraupen und Haidegrütz mitgenommen aber wir konnten kein Feuer anmachen und sie uns kochen. Brod hatten

wir nur noch einige kleine, harte Stücklein; denn die Leute im Dorfe hatten sich schon seit mehreren Tagen nicht getraut zu backen, damit nicht der von den Backöfen aufsteigende Rauch dem Feind unser Oertlein verrathen möchte, überdies hatten sie schwerlich Zeit zu solchem Geschäft gefunden, denn auch bei meiner Mutter stund der Teig schon den Tag vorher, ehe wir nach dem Walde fuhren, im Troge und konnte nicht gebacken werden. Wir weichten uns denn am ersten Tag die Bröcklein des Brodes so wie etwas Grütz ins kalte Wasser und genossen dies. Ich mochte anfangs gar nicht von meinem Grosvater weggehen, denn ob er nun gleich todt und kalt war fürchtete ich mich doch nicht vor ihm, sondern wie ein treues Hündlein, das seinen Herrn auch nicht im Grabe verlassen mag, blieb ich bei seinem Lager sitzen und, selbst wenn ich aß, schaute ich immer nach ihm hin, ob er sich nicht rege.

Als es gegen den Abend gieng sagte meine Schwester zu mir: ei so komm doch Jacob, laß uns der Mutter ein wenig entgegen gehen, mir ist es hier bei der Leiche des Grosvaters gar so furchtsam zu Muthe.

Wir thaten die Hüttenthüre zu und giengen ein Stück in den Wald hinaus, nach der Gegend, wo unser Dörflein lag. Als wir an die freie Haide kamen, da sahen wir den Rauch, und als es ein wenig dunkler wurde, auch die Feuergluth vom Dorfe aufsteigen, und wir hörten schießen. Wir schauten mit thränenden Augen hin, getrauten uns aber nicht weiter zu gehen. Ich fragte nur meine Schwester, ob denn Vater und Mutter auch in dem Feuer verbrannt wären? diese aber wußte weder Antwort noch Rath für uns; wir hörten einen Schuß auf der Haide fallen und ein scheuer Stier rannte auf den Wald zu, da liefen auch wir beide in das Dickig hinein.

Wir wollten nach unsrer Hütte, aber in der Dunkelheit hatten wir den Weg dahin verfehlt; wir konnten zuletzt nicht mehr weiter, wir legten uns zwischen den jungen Fören auf dem sandigen Boden nieder.

Da es am andern Tag ganz hell geworden war, machten wir uns wieder auf um die Köhlerhütte zu suchen. Wir wußten aber jetzt vollends gar nicht mehr, sollten wir rechts oder links, vorwärts oder rückwärts gehen. Zu essen hatten wir auch nichts bei uns und waren doch sehr hungrig. Zum Glück waren gerade die Schwarzbeeren reif, an denen erquickten wir uns; ein Gesträuch mit vielen reifen Himbeeren fanden wir auch auf; meine Schwester versuchte es, die kleinen gelben Schwämme zu essen, die sie sonst wohl für unsern Vater gesammlet hatte. Ich mochte keine und meiner Schwester bekamen sie auch nicht wohl.

Als der Mittag schon vorbei war, kamen wir an eine Stelle, wo der Wald zu Ende gieng. Wir schauten hinaus, es war uns aber eine ganz unbekannte Gegend; auch erblickten wir kein Dorf, denn die Dörfer waren alle niedergebrannt. Während wir so stunden, sahen wir in der Ferne Reuter kommen; wir verkrochen uns im Gebüsch, die Reuter kamen näher gegen uns hin; es waren gar wild aussehende Leute, mit rothen Jacken, langen Bärten und fremden Mützen, in ihrer Hand trugen sie lange, scharfe Spieße. Es war dabei noch ein rechter Jammeranblick, denn sie hatten Menschen, Frauen wie Männer, mit den Händen an ihre Sattelknöpfe gefesselt, die wurden auf diese Weise mit fortgeschleppt, oder mußten so schnell als die Pferde neben diesen herlaufen; sie hatten nur wenige Kleider an, aber nach diesen Kleidern zu schließen mußten es Bauern oder Bürger aus unsrer

Landschaft seyn; das Jammergeschrei dieser armen Menschen lautete ganz fürchterlich. Die Reuter hatten auch große Hunde bei sich, welche gegen das Gebüsch, in dem wir versteckt lagen, heransprangen und so auf uns hineinbellten wie die Hunde pflegen, wenn sie ein Wildpret in seinem Lager entdeckt haben. Da jedoch ihre Herrn, wahrscheinlich vor dem Jammergeschrei der angebundnen Leute das Bellen nicht hörten und nicht darauf achteten, sondern immer weiter ritten auf dem Blachfelde, ließen die Thiere nach einiger Zeit von uns ab, und liefen den Reutern nach.

Sobald wir uns frei sahen, krochen wir aus dem Gebüsch hervor und eilten wieder in den Wald hinein. Ich war aber von dem großen Schrecken und von der Furcht so müde geworden, daß meine Schwester mich an der Hand führen mußte. Es wurde dunkel und wir kamen weder zu Menschen, die uns hätten rathen und helfen können, noch fanden wir unsre Hütte. Wir setzten uns unter einen alten Baum hin und weinten; ich betete alle die Sprüchlein und Verse, welche ich wußte, denn mein seliger Grosvater hatte gesagt: wenn die Kinder andächtig beten, da ist der liebe Gott und da sind seine heiligen Engel bei ihnen in ihrer Nähe, und ich betete ja recht andächtig in meiner Noth, darum, als ich noch zuletzt das Abendliedlein gesprochen hatte, worinn es heißt: „befiehl deinem Engel, daß er komm' und uns bewach, dein Eigenthum", schlief ich bald ganz ruhig ein und meine Schwester schlief auch. Doch weckte mich diese, noch ehe es völlig Tag war und sagte zu mir: Jacob hörst du nicht wie die Hunde in der Ferne bellen? Ich horchte auch hin nnd fürchtete mich, denn ich dachte an die bösen Hunde, welche die Reuter bei sich führten; als es aber

helle

helle wurde und wir Kinder wieder Muth bekamen, bemerkten wir wohl, daß das, was wir für ein Hundebellen hielten, nur das Plätschern eines Bächleins war, dessen kleine Wasserstrahlen über die Steine hinabfielen auf das andere Wasser. So hatten wir doch jetzt wenigstens etwas zu trinken, welches uns sehr noth that, denn wir hatten gestern den ganzen Tag gedürstet.

Meine Schwester sagte: „laß uns dem Bächlein nachgehen, da kommen wir wohl zu einer Mühle. Im vorigen Jahre als ich mich beim Streusammeln mit der Mutter im Walde verirrt hatte, folgten wir auch einem Bache und kamen recht bald zu einer Wiese, auf welcher die Karsdörfer Mühle steht.“

Wir armen Kinder wußten nicht, daß wenn wir auch wirklich in der Gegend, von der meine Schwester sprach, gewesen wären, wir doch keine Mühle mehr würden angetroffen haben; denn auch diese hatten die Feinde in Asche gelegt. Dazu geschahe es uns aus Unverstand, daß wir, anstatt abwärts dem Lauf des Wassers nach, an demselben aufwärts giengen und hiemit tiefer in den Wald geriethen. Endlich, nach mehreren Stunden, sagte ich zu meiner Schwester: sag mir liebe Lene, ist das nicht der Born, aus dem ich für den Grosvater Wasser geholt habe? Und das war er wirklich: wir sahen uns um, da bemerkten wir gleich in der Nähe die Köhlerhütte.

Die Thüre steht ja offen, sagte meine Schwester, ist wohl jemand drinnen? Wir lauschten einige Minuten im Gebüsche, da wir aber gar nichts hörten, traten wir mit Vorsicht näher. Als wir hineinschauten, erschracken wir sehr, denn unser todter Großvater lag zur Seite gewälzt am Boden; die Betten, auf denen er gelegen, waren fort, auch einen Theil seiner Kleidungsstücke hatte man

ihm genommen; die Leiche roch aber schon, so daß es uns graute, näher zu treten. Nach einiger Zeit suchte meine Schwester in der Hütte umher nach dem Säcklein mit der Grütze und den Graupen, denn wir hätten sie gern ins Wasser geweicht und gegessen, aber es war alles fort; es war nichts mehr in der Hütte, als der Leichnam und das Moos, worauf wir in der ersten Nacht geschlafen hatten; wir wußten nichts zu thun, als daß wir uns in den Schatten der Hütte setzten und weinten.

Meine Schwester hatte großes Mitleid mit mir. Ich war vor Hunger und Kummer so müde, daß ich kaum aufstehen konnte; sie sagte zu mir: bleib nur hier sitzen, Jacob, ich will gehen und dir etliche Himbeeren holen. Sie gieng fort, aber sie kam gar lange nicht wieder; da wurde meine Angst sehr groß, ich stund auf und blickte nach allen Seiten im Walde herum, aber meine Schwester konnte ich nicht sehen, und von der Hütte getraute ich mich auch nicht weit weg zu gehen, denn ich meinte, ich könnte mich wieder verirren. Da fieng ich an aus allen Kräften meiner Seele zu beten, und ich betete nicht meine auswendig gelernten Verse und Sprüchlein, sondern ich betete aus meinem Herzen, in den eignen Worten, die mir meine Noth eingab. War es doch, als sey ein Theil von den Kräften des Glaubens meines seligen Großvaters auf mein Herz übergegangen; ich habe damals so zuversichtlich und voll Vertrauen mit meinem lieben Herrn gesprochen, wie ein Kind mit seinem guten Vater spricht, und ich fühlte und wußte auch gewiß, daß Er mich hörte, da ich ihn so um seinen Schutz und seine Hülfe für mich und meine Schwester bat.

Wenn ich an jene Stunden der Noth zurück denke, da muß ich wohl sagen, daß es für mich recht schwere,

heiße Prüfungszeiten waren; dennoch möchte ich sie nicht gegen viele, ja gegen alle Freudenstunden meines Lebens dahin geben. Denn so jung ich auch war, habe ich damals doch schon den rechten Ankergrund, den festen Felsen mitten im Meere der Trübsal gefunden, dahin sich die Seele des Christen in allen Gefahren der Seele und des Leibes retten kann. Freilich kam mir später eine Zeit, es war die trübseligste meines Lebens, in der ich mich aus dem sichren Hafen hatte herauslocken lassen, und in welcher ein Sturm mich ergriff, der meine Seele in Gefahr des Todes brachte; aber auch damals ward mir die Erfahrung, die ich schon in meiner Kindheit gemacht: die Erfahrung von dem Nahesein einer Hülfe, welche dem ernstlichen Schreien der Noth entgegen kommt, zu einem leitenden Seile, das mich zu meinem Ankergrund zurückführte.

Ich hörte Menschenstimmen in meiner Nähe; ich fürchtete mich nicht mehr, ich gedachte, sie würden mir zu meiner Hülfe gesendet seyn. Ich gieng auf die Gegend zu, aus der die Stimmen kamen, und sahe zwei Männer, bei denen meine Schwester war. Meine Schwester weinte sehr. Ach, Jacob, sagte sie zu mir, wir haben nun keinen Vater und keine Mutter und auch keine Brüder mehr. — Ja, sagte der eine der beiden Männer, den ich, wie ich mich erinnerte, zuweilen bei meinem Großvater gesehen hatte, ihr armen Kinder seyd jetzt auch Waisen geworden, wie die meisten andren Kinder, die den grausamen Schwertern und Spießen der Feinde noch entgangen sind; die Tage haben vielen Vätern und Müttern das Leben gekostet.

Diese Nachricht, welche die beiden Männer meiner armen Schwester gaben, als diese sie erkannt und nach dem Befinden ihrer Eltern befragt hatte, lautete so furcht-

bar, daß mir noch jetzt mein Herz erbebt, wenn ich an den erschütternden Eindruck denke, den sie auf mich machte. Die Kroaten waren durch einen Landmann, den sie ergriffen und durch viele Schläge zu dem Geständniß getrieben hatten, zu dem Schlupfwinkel geführt worden, in welchem die Bauern unsers Ortes, unter ihnen auch mein Vater ihr Vieh und ihre Habe verborgen hielten. Die Bauern, als sie zuerst nur wenig Feinde sahen, wollten sich und ihr Eigenthum vertheidigen, und erschossen hierbei unglücklicher Weise einige Kroaten; dies regte die Wuth der wilden Kriegsleute so sehr auf, daß sie ohne alles Verschonen Alt und Jung zusammenhieben; unser Vater, wie unsre beiden Brüder waren unter den Getödteten, auch unsre Mutter, welche die Liebe zu den Ihrigen zu dieser Schlachtbank hingeführt hatte, wurde elendiglich ermordet; das Dörflein steckten die Feinde, nachdem sie es ausgeplündert hatten, in Brand.

Der Tag, an welchem wir beiden Geschwister uns von der Hütte verirrten, war eigentlich für uns ein Tag großer Bewahrung und Errettung gewesen. Denn, wie die Männer vermutheten, waren es einzeln herumstreifende Feinde gewesen, welche an jenem Tage in die Hütte kamen und Alles für sie Brauchbare daraus hinwegholten. Bei der unsäglichen Grausamkeit, welche diese Menschen auch an Kindern und namentlich an dem hülflosern Geschlechte übten, wäre wohl ein Zusammentreffen mit ihnen für uns der unvermeidliche Tod gewesen.

Unsre beiden Retter waren selber nur wie durch ein Wunder aus der Hand der Feinde errettet worden. Sie gehörten eigentlich nicht unsrer, sondern einer benachbarten Dorfgemeinde an, aber der Grimm der durch den Widerstand unsrer Leute gereizten Krieger hatte auch ihren

Ort getroffen; sie waren gerade in der Nähe eines Weihers beschäftigt gewesen, als die Reuter in ihr Dorf hereindrangen; halb im Wasser und Schlamme stehend, hatten sie im dichten Schilfrohr sich verborgen gehalten, bis sie während der Nacht den Wald erreichten, wo sie am Morgen meiner Schwester begegneten. Sie hatten diese mit einigen Stücklein Schwarzbrod erquickt, welches sie bei sich trugen, und auch mir vom Hunger Ermatteten reichten sie Speise, die ich mitten in meinem großen Leid um die Eltern mit einer bewußtlos wirkenden Begierde verzehrte.

Meine Schwester hatte den Männern erzählt, daß ihr Großvater gestorben sey, und daß seine Leiche noch in der Hütte läge. Die guten Leute hatten meinen Großvater gekannt und sehr lieb gehabt, denn in der großen Noth der damaligen Zeit hielt man solche Seelen voll Kraft und Glauben in vorzüglichem Werthe. Als sie die Leiche sahen, weinte der eine von ihnen. Der Mann, sagte er, hat mir manches Wort zugesprochen das ich festhalten will und das mich in Noth und Tod trösten wird; ich will gern Hand anlegen, um seinem Leichnam die letzte Ehre und Christenpflicht zu erweisen.

Es war freilich ein stilles Leichenbegängniß, das wir meinem seligen Großvater dort im Walde hielten; es wurde weder geläutet noch gesungen, es sprach auch niemand ein lautes Gebet dabei, wir hatten weder einen Sarg, worein wir ihn legen, noch Seile, woran wir den Leichnam hinablassen konnten in die nur flach ausgeschaufelte Grube, aber mir war es, als gäbe es über und neben uns gar viele unsichtbare Zeugen, die sich freuten, daß der alte Jacob (denn auch mein Großvater führte diesen Vornamen) zu seiner Ruhe gekommen sey, und die Thränen von zwei armen, verwaisten Kindern, welche auf

das frische Grab fielen, waren in den Ohren dieser Unsichtbaren eine Klage, laut und hülfeflehend genug.

„Wir müssen uns nun auf den Weg machen nach Parstendorf, sagte der eine der beiden Männer, wenn wir vor Tagesanbruch hinkommen wollen; die Gegend bis dorthin wird heute Nacht ziemlich sicher seyn, denn die Feinde sind alle vorwärts gezogen, weil es hier bei uns nichts mehr zu rauben und niederzubrennen giebt.“

„Laßt mich nur noch ein wenig ausruhen auf die Arbeit, sagte der Andre; die Schaufel des alten Köhlers, womit ich das Grab geschaufelt habe, war gar zu elend; die Arme und Hände haben müssen das meiste thun.“

Die beiden Männer ruheten und labten sich mit einem Trunk aus dem frischen Born; wir Kinder saßen still und betrübt neben ihnen. „Was soll aber, fieng der eine an, aus den beiden armen Würmern werden, wir können sie doch nicht da im Walde lassen, wo sie gewiß verhungern oder den Wölfen und, was eben so schlimm wäre, dem Feinde zur Beute werden würden. Ich zwar, in dem gegenwärtigen Jammer, bin froh darüber, daß mir mein verstorbenes Weib keine Kinder geboren hat, und daß ich eben so frei und ledig in der Welt dastehe, wie ihr, Nachbar, der ihr noch unverheurathet seyd, aber was wir an eignen Kindern nicht zu üben haben, das müssen wir eben diesmal an fremden thun.“

Der Andre war mit dem guten Vorsatz seines Nachbarn wohl zufrieden, und so fieng schon heute das Gebet unsers seligen Großvaters an in Erfüllung zu gehen: wir wurden errettet aus der damals so nahen Gefahr und freundlich, wie an Mutterhänden, geleitet. Ich habe den Namen der beiden Freunde in der Noth, welche Gott uns gesendet hatte, entweder niemals vorher, obgleich der eine

davon zu meinem Grosvater kam, nennen hören, oder ich habe sie in den vielfach wechslenden Schicksalen meiner Kindheit vergessen, ich hätte ihnen deshalb nicht einmal auf Erden meinen Dank sagen können, dort aber in der Ewigkeit hoffe ich sie zu finden, und will mich dann dankbar mit ihnen freuen über die große Güte, die sie zwei armen verlassenen Waisen erzeigt haben.

Es war fast Abend geworden. Kommt ihr Kinder, sprach der Aeltere der beiden Männer zü uns, wir müssen jetzt weiter; nicht wahr, Nachbar, sagte er zugleich zu dem andren Jüngeren, ihr nehmt den Kleinen da, wenn er nicht recht laufen kann, zuweilen auf eure Schultern, ich will euch gern, nach Kräften, manchmal dabei ablösen. Der Nachbar zeigte sich auch zu diesem Liebesdienst bereit, denn das Leiden macht die Herzen der Menschen gar weich; als er sahe, daß ich nicht schnell genug mit fortkommen konnte, nahm er mich auf seinen Rücken und schritt rasch mit mir voran.

In der Nacht kamen wir heraus auf's freie Feld. Es war Alles still und ruhig, denn die Feinde waren aus der Nachbarschaft weggezogen und die meisten vormaligen Bewohner des Landes schliefen den Todtenschlaf unter dem Schutt ihrer zerstörten Häuser oder hin und her zerstreut auf den Feldern, und welche von ihnen dem Tode entgiengen, die hatte theils der Feind mit sich fortgeschleppt, theils hielten sie sich auf der Haide und in den Wäldern versteckt, wo viele von ihnen verhungert sind. Wir armen Kinder brauchten, Gott Lob! nicht lange zu hungern, noch ehe der Morgen graute, kamen wir in Parstendorf bei einem großen Hause an. Die Leute schliefen Alle; unsre beiden Retter pochten an die Läden, mit Vorsicht schaute Jemand zu den oberen Fenstern her-

aus, und als man die Männer, von denen der eine öfters hicherkam, erkannte, that man die Thüre auf und ließ uns hinein. Eine ältliche Frau hatte uns die Thüre geöffnet; sie beleuchtete uns mit der Lampe und führte uns in die Stube.

„Sie werdens uns wohl zu gute halten, Frau Inspectorin, sagte der ältere von den beiden Männern, daß wir beide nicht bloß selber zu Ihnen und zu meinem Vetter, dem Herrn Inspector, unsre Zuflucht nehmen, sondern Ihnen auch noch zwei arme, halbverhungerte Waisenkinder mitbringen, die wir im Walde aufgefunden haben; wissen wir doch, daß Sie beide der Verlassenen und Verwaisten sich gern annehmen.“ Er erzählte darauf der Inspectorin von unserm seligen Grosvater und seinem frommen Leben, von dem jammervollen Ende unsrer Eltern und beiden Brüder und wie er und sein Nachbar uns im Walde gefunden hatten. Die Frau wischte sich eine Thräne ab und fragte mich ganz freundlich: „du wirst wohl brav hungrig seyn, du Kleiner?“

„Ja, sagte der jüngere von den beiden Männern, der Bube hat mir's sauer genug gemacht. Vor Hunger und Mattigkeit hat er nicht laufen können; ich habe ihn fast auf dem ganzen Weg hieher auf dem Rücken tragen und schleppen müssen.“

Die gute Frau Inspectorin gieng sogleich und brachte einen Topf Milch und Brod, wovon sie uns Kindern eine Schüssel einbrockte; auch die beiden Männer bekamen reichlich zu essen.

„Ich muß das, sagte der Aeltere von unsern Führern, ordentlich für ein Wunder achten, daß man hier im Hause meines Herrn Vetters noch so viel hat, daß man die Hungrigen speisen und den Bedürftigen reichlich geben

kann. In unsrer ganzen Gegend ist kaum noch ein Bissen Brodes zu haben und kein Tropfen Milch dazu. Die Wallensteiner Rotten haben alles Vieh weggetrieben oder niedergestochen; das Brod, wie die Grütze und das Mehl, geraubt, das ungemahlene Getraide haben die Kroaten sogar in's Wasser geworfen; die Fruchtbäume mit dem noch unreifen Obste niedergehauen oder verderbt."

„Ja, sagte die Frau, das ist mir selber verwunderlich, daß um unser Haus und kleines Besitzthum so ein Faden gezogen worden ist, über welchen der Ungestüm und die Grausamkeit der Feinde nicht hat hereinbrechen dürfen. Ihr kennt meinen Mann, wie der Niemand zu schmeicheln noch zu heucheln gewohnt ist, sondern gegen Feind wie gegen Freund das frei herausspricht, was vor Gott wahr und recht ist. Einem solchen Feind gegenüber wie der jetzige ist, würde das graue Haupt meines lieben Mannes, mit seiner freimüthigen Zunge nicht lange auf den Schultern seyn stehen geblieben. Als wir deshalb von den Gräuelthaten hörten, welche das Wallensteinische Heer überall verübte und dieses Heer näher gegen uns heranrückte, beschlossen wir unser Haus und kleines Anwesen zu verlassen und nach Lübeck zu flüchten, wo mein Mann einen jüngeren Bruder und auch noch Antheil an seinem väterlichen Hause hat. Gerade in jenen Tagen aber, wo wir uns zur Reise fertig machten, überfiel mich eine so heftige Halsentzündung, daß mir das Ersticken nahe war; ich lag bei Tag und bei Nacht in großen Schmerzen und Beängstigungen. Ich konnte kaum ein vernehmliches Wort reden, was ich aber sprach, das war immer nur die dringende Ermahnung: mein lieber Mann solle doch die Flucht nicht aufgeben, sondern entweder allein oder auch mit mir eiligst sich aufmachen; ich wollte lieber, wenn's seyn müßte,

gleich in den ersten Stunden unterweges sterben, als mit meinem Manne in die Hände des grausamen Feindes fallen. Er aber sagte zu mir: „warum ist dein Herz so unruhig in dir, und du bist so kleingläubig? Ist denn etwa der Arm des Herrn verkürzet, und giebt es keinen Helfer im Himmel mehr? Hat nicht Er uns selber diese deine schwere Krankheit zugesendet zur Prüfung und Befestigung unsers Glaubens? Darum harre des Herrn; sey getrost und unverzagt; seine Hülfe kann uns eben so gut hier in unserm Hause an der großen Heerstraße zu einer feurigen Mauer werden gegen die Wuth der Feinde, als in Lübeck. Bitten laß uns ihn nur, daß er unsern Glauben uns erhalte und stärke; dann laß kommen, was da kommen soll, denn unser Keiner lebet ihm selber; leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn."

„Ein solcher Glaube ist jetzt freilich selten in Israel," sagte unser älterer Führer.

„Laßt das gut seyn, antwortete die Inspectorin, ich meines Theiles halte mich überzeugt, daß in den gegenwärtigen heißen Tagen der Trübsale manche Aehre auf dem Acker des Herrn reifen wird und daß jetzt gar viele vollwichtige Garben nach dem Rathe des Herrn gemäht und eingesammelt werden in seine himmlischen Scheuern, für den Tag der ewigen Vergeltung und Freude. Doch, um euch weiter zu erzählen: das Vertrauen meines lieben Mannes wurde nicht zu Schanden; denn Keiner wird ja zu Schanden, der Sein harret, des Helfers in aller Noth. Gott hat es gefügt, daß gleich in den ersten Tagen, an denen das Feindesheer vorbeizog, nachdem man uns freilich schon alle unsere Pferde und anders Vieh genommen hatte, der Erzherzog Leopold in unserm Haus Quartier

nahm Dieser gütige, milde Herr, dem die Wildheit und die grausamen Thaten des Wallensteinischen Heeres selber ein rechter Gräuel sind, war unterwegs von einem Fieber befallen worden und mußte bei uns länger denn eine Woche das Bett und Zimmer hüten Ich lag noch immer schwer erkrankt danieder, mein Mann aber that Alles, was in seinen Kräften stand, um dem guten Herrn und seinen Leuten seine Dienstwilligkeit und Aufmerksamkeit zu erweisen. Er hat mehrmalen mit dem Erzherzog gesprochen und dieser scheint ein gutes Vertrauen zu ihm gefaßt zu haben. Man hat uns all unser geraubtes Vieh und Habe wiedererstattet und meinem Manne ist eine Aufsicht über die Lieferungen der Feldmunitionen und anderer Dinge anvertraut worden, die sich nicht bei den Bauern finden und rauben lassen. Das ist nun freilich ein schlechter Gewinn für uns, denn sie bezahlen meinem Manne fast Alles in solchen Münzen, die der Kaufmann nur dem Feindesschwert gegenüber nehmen mag, weil sie aus geschmolzenen Glocken und Kanonen geprägt sind und doch für Silber oder gar für Gold gelten sollen. Mein rechtschaffner Mann kann dieses Geld mit gutem Gewissen nicht an die Lieferanten oder an die zum Theil armen Verkäufer geben; wir setzen eben zu, so lange wir etwas haben und verlassen uns für die Zukunft auf Gottes Hülfe. Aber eine große Wohlthat von Gott blieb uns das immer, daß der gute Erzherzog in unser Haus kam, denn dieses hat seitdem eines festen Schutzes gegen die Feinde genossen. Wir haben vier kaiserliche Reiter als Wache bei uns — sie schlafen drüben im Stalle, wenn's Tag ist, werdet ihr sie sehen. Freilich müssen wir die Männer so wie ihre Rosse auf unsere Kosten erhalten, denn von dem versprochenen Ersatz haben wir noch nichts zu sehen bekommen, aber es

sind brave, ordentliche Leute, aus dem Regiment des Erzherzogs, sie fordern von uns nicht mehr, als sie zu ihrem Unterhalt bedürfen, und beschützen uns wie unsere Habe mit tapfrer Hand. So sind wir Gott Lob noch immer viel besser dran, als so viele tausend Andre in unserm Lande es sind. Denn ich bin wieder gesund, mein lieber Mann, bei seinem Alter, ist es auch; während alle Felder und Gärten in andern Dörfern verwüstet sind, stehen unsre, so wie selbst unsrer Nachbarn Fluren noch großentheils unversehrt da; wir haben ungehindert unser Heu eingeführt und selbst schon einen Theil unsers Getraides eingeerntet, so daß wir, wenn Gott den Segen uns erhält, Brod haben werden für uns und für manchen hungernden Nebenmenschen. Wir sind deshalb auch ohne alle Sorgen; denn Kinder haben wir ja nicht und was mögen wir beiden alten Leute am Ende weiter davon bringen aus dem mühseligen Leben, als der Seelen Seligkeit.

Während die Frau Inspectorin mit unsern Begleitern sprach, hatten wir beiden Kinder gegessen, so viel wir nur mochten. Die gute Frau konnte uns wohl anmerken, daß wir sehr müde waren, sie nahm mich bei der Hand und hieß meine Schwester uns folgen; oben in einer Kammer stunden zwei Betten, da hinein durften wir uns legen.

Es war schon nahe am Tagesanbruch gewesen, als wir, nach so großer Ermüdung zur Ruhe kamen; daher war es nicht zu verwundern, daß wir bis zum Mittag schliefen. Meine Schwester war zuerst aufgewacht, sie weckte mich auch. Sie war schon in einem Alter, wo man sich Alles mehr zu Herzen nimmt; ihr erster Gedanke war an unsre ermordeten Eltern. Ach Jakob, sagte sie, wer soll uns nun Vater und Mutter seyn? Ich sprach nach meinem kindischen Verstande: ich will mir nun die Frau

Inspectorin zur Mutter annehmen, denn das ist eine gute Frau; ich will sie lieb haben, wie meine Mutter, und will ihr recht folgen, in Allem, was sie mir sagt.

Die gute Frau hatte im Nebenzimmer, das nur durch eine halbe Bretterwand von unserm Schlafgemach geschieden war, meine Worte gehört; sie trat heraus und sagte lächelnd: ja du kleiner Jacob, ich will mich schon von dir zur Mutter annehmen lassen, wenn du ein frommes Kind bist und bleiben willst. Jetzt kleidet euch aber geschwind an und kommt mit mir herunter zu meinem Manne.

Da bringe ich dir zwei Pflegekinder, zwei arme Waislein, sagte die Frau Inspectorin zu ihrem Mann, der schon am Tische saß. Sie sind die Enkel des alten Schullehrers Jacob in Forstheide, der in seinen gesunden Jahren öfters in unser Haus kam, und der uns einmal so viel von seinem Landsmann, dem gottseligen Johann Arnd erzählt hat.

Der Herr Inspector sahe uns freundlich forschend an. Es war ein Mann fast von dem Alter, in welchem mein seliger Grosvater gestanden war; sein Haar war schneeweiß; mir kam es vor, als sähe er meinem lieben Grosvater sehr gleich, so daß ich alsbald ein großes Zutrauen zu ihm faßte. Er wendete sich zu mir, dem Kleinern, und fragte mich: du bist also ein Enkel des Schullehrers in Forstheide; was hat denn dich dein Grosvater gelehrt? Ich antwortete sehr unbefangen: er hat mich beten gelehrt und auch lesen; ich habe schon gar viele schöne Geschichten in der Bibel gelesen. Er fragte mich ferner, ob ich denn auch meinen Grosvater recht lieb gehabt hätte. Ich nickte stumm, aber meine Thränen antworteten ihm doch. — Nun sagte er, daß du beten gelernt hast, ist sehr gut, wenn du nun auch noch recht brav arbeiten und etwas Gutes schaffen mit deinen Hän-

den lernst, dann hast du die beiden besten Sachen beisammen.

Der gute alte Herr ließ uns mit an seinen Tisch sitzen, wir mußten mit ihm und seiner Hausfrau essen; die beiden Männer, die uns herbrachten, hatten auch schon ihr Brod und Obdach gefunden; die Frau Inspectorin hatte sie für die bevorstehende Feldarbeit, und, wenn sie bleiben mochten, auch für spätere Geschäfte ihres Hauses gedungen.

Seht ihr Kinder, sagte der Herr Inspector, das ist der Segen, den euch eure frommen Eltern hinterlassen haben; sie haben bei ihren Lebzeiten viel Liebe an den armen Nächsten geübt und nun hat Gott auch für euch eine Thüre aufgethan, hat euch zu Freunden eures seligen Grosvaters geführt; zu Leuten, welche Gott fürchten wie er.

Dieses Wort war ein wahres Wort. In dem Hause des Inspector Reichel herrschten Gottesfurcht und, mitten in dem damaligen Kriege und Kriegsgeschrei, ein wahrer Himmelsfrieden. Man konnte von ihm, unserm alten Pflegevater, so wie von seiner Hausfrau, die Worte des Evangelisten sagen: sie waren beide fromm vor Gott und wandelten in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelich. Vor allem gab sich ihre Liebe zu Christo durch die Thaten der Liebe kund, die sie in den damaligen Zeiten des großen, allgemeinen Elendes an allen Hülfsbedürftigen und Nothleidenden übten. Man hätte oft nicht meinen sollen, daß das Brod, welches die Felder eintrugen, für so gar viele Hungernde, mit denen es getheilt wurde, reichen könnte, und doch war Gottes Segen noch größer als die Mildthätigkeit dieser Leute, wir Alle hatten immer reichlich, was wir zur Leibes Nahrung und Nothdurft gebrauchten.

Mit dem leiblichen Brode zugleich theilte aber auch jenes fromme Ehepaar das geistige Brod des Lebens an Alle, welche es annehmen wollten, gar eifrig aus, vor Allen an uns, ihre Hausgenossen und Pflegkinder. Die Frau Inspectorin hatte mit den Worten, die sie zu unsren Führern sagte, ganz recht gesprochen; das damalige Elend hat vielen tausend Menschen ihre Augen und Herzen aufgethan für das, was himmlisch und göttlich ist; die Leute nahmen so begierig und so bewegt die Worte des Trostes und der Ermahnung, die Worte des Evangeliums von der Vaterliebe Gottes zu seinen verirrten Kindern an, daß die geistliche Kost im Reichelschen Hause gewiß sehr Vielen eine Kraft gegeben hat, den Weg der Leiden muthig zu durchlaufen und das Ziel zu erreichen, wie dort dem Propheten Elias das Brod, welches der Engel auf dem Weg seiner Flucht ihm reichte. Auch von mir selber muß ich sagen, daß der Saame des Wortes, den die Reichelschen Eheleute täglich ausstreuten, in meiner Seele nicht immer auf einen Weg fiel, wo er zertreten und von den Vögeln gefressen ward, sondern Gott hatte mir durch das Leid und Weh, das ich schon so zeitig erfahren mußte, mein junges Herz aufgethan wie einen Acker, über den der scharfe Pflug dahin fährt; das Korn fiel da hinein und ist nicht ganz verloren gegangen. Wenn ich des Abends im Stillen in meinem Bette lag, da habe ich wohl öfters mit heißer Inbrunst gebetet und habe in dieser Zeit rechte Himmelsfreuden in meinem Herzen geschmeckt. Ich begriff und erkannte wohl schon zuweilen, wer ich armer Mensch, und was und wer mein Heiland und Erlöser sey.

Ich hätte freilig späterhin manchmal auf menschliche Weise fragen mögen, warum wir beide arme Waislein, meine Schwester und ich, diesen Frieden und diese für

Seele und Leib so wohlthätige Pflege nicht länger genießen durften. Doch Gottes Rath ist ja immer der beste und nach diesem Rathe nahm unser Glück bald ein Ende. Wir waren noch nicht viel über drei Jahre bei unsern Pflegeeltern, meine Schwester schon als fleißige Dienerin und Gehülfin der Hausfrau, ich aber noch als Schulknabe gewesen; da erkrankte der Herr Reichel und mit ihm fast zugleich seine liebe Frau. Sie hatten öfters gesagt, daß wir Kinder es auch hörten, ach wenn uns doch der liebe Gott den Wunsch gewährte, daß wir beide an einem Tage stürben, denn unsre Sache ist, so weit menschliche Kraft und Einsicht hinreicht, in solcher Ordnung, daß Keines von uns dem Andren nachzuräumen braucht. Dieser Wunsch ist den guten Leuten auf eine ganz besondre Weise gewährt worden, denn sie sind beide, nicht nur an einem Tage, sondern in einer Stunde gestorben. Der alte Herr Inspector kam zuerst zum Verscheiden, er ließ seiner Frau, welche in einem Nebenzimmer lag, durch meine Schwester sagen: er danke ihr von Herzen für alle Liebe und Treue, die sie ihm während seines Lebens erwiesen, und so er ihr mit oder ohne seinen Willen etwas zu Leide gethan, bäte er sie reumüthig um Vergebung, auch ließe er ihr von Herzen Gottes Gnade und Frieden zu ihrer seligen Heimfahrt wünschen. Die Frau aber, als sie dies gehört, antwortete — ob in Phantasieen des Fiebers oder mit vollem Bewußtseyn, das weiß ich nicht, mit recht fröhlichem Lächeln: „sie ließe ihrem Herrn sagen, er solle nur noch ein wenig warten, sie werde gleich fertig seyn und auch mit ihm heimgehen zum Vater." Als meine Schwester wieder herüber kam zum alten Herrn und diesem die Botschaft ausrichten wollte, war derselbe schon verschieden, und

gleich

gleich darauf begann der Todeskampf bei der Frau Pflegmutter, an dem sie schnell und sanft entschlief.

Es ist dies gewiß in den damaligen Kriegsjahren ein seltenes Beispiel von einem Ehepaar, das in solchem Frieden und selbst äußerlicher Bewahrung gelebt hat und gestorben ist. So viele Tausende sind bei uns von Haus und Hof vertrieben worden und sind elendiglich umgekommen, und waren doch so manche wahrhaft fromme Christenleute darunter. Man kann da nicht sagen: der eine war besser, denn der andre, darum ergieng es dem so, dem andren anders, sondern nur das kann man sagen: daß Gottes Rath der beste sey und daß dieser Rath darauf hinaus gehe, daß allen Menschenseelen geholfen werde.

Wir waren im Sommer 1627 ins Haus zu Herrn Reichel gekommen; als er und seine Hausfrau starben, war es im Herbste 1630. Die guten Pflegeeltern waren durch ihren sanften Tod all dem Jammer entgangen, der bald nachher auch über ihr bisher verschont gebliebenes Haus und seine Nachbarn ausbrach. Zwar hatte der Erbe, der Bruder des Herrn Reichel, in Lübeck, noch Einiges von seinem Erbtheil gerettet, viel aber wird das nicht gewesen seyn. Denn als der König von Schweden mit seinem siegreichen Heere in Pommern vorrückte und die Kaiserlichen von dort weichen mußten, da bekamen wir auch auf unserm Hofe so viele ungestüme Einquartirung und so viele Freibeuter drangen herzu, daß in Kurzem die Ställe, so wie der Mehlkasten und Keller, fast ganz ausgeleert waren und wir mit dem Gesinde täglich nichts mehr zu essen hatten, als ein wenig Haferbrei.

Es war kurz vor Weihnachten, noch ehe der Feldmarschall von Schauenburg sein festes Lager bei Garz aufgab und Gustav Adolph dort einrückte, da kam ein wilder

Haufe aus Contis Armee in unsre Gegend. Es waren meist Kroaten, ein Gesindel, das an allen Unmenschlichkeiten und Gräueln seine Lust hatte. Ehe noch das Licht der Brandfackeln, die Gluthsäulen der von ihnen angezündeten Häuser und Ortschaften unser Auge erreichten, waren schon die Gerüchte ihrer Thaten zu unsren Ohren gekommen; es blieb gegen die Wüthrige nichts übrig, als die Flucht, wenn nicht das eine Geschlecht dem fast sicheren schnelleren, das andere dem langsameren, gräuelhafteren Tode entgegen gehen wollte; denn jene Barbaren gossen damals, wohin sie kamen, die unterste, trübeste Hefe ihrer Wuth aus. Noch immer schien es ungewiß, ob jener Kriegerhaufen ganz in unsre Gegend kommen, oder ob er nicht vielmehr in geraderer Linie nach der Gegend sich hinziehen werde, wo Tilly mit seinem Heere stund; meine Schwester und ich waren deshalb noch immer, auf den Rath des Pächters im Inspectorshause geblieben und mit uns einige wenige Dienstboten; die andern hatte die Furcht vor dem Feinde nach verschiedenen Richtungen hin verscheucht. Da auf einmal, es war etwa fünf Tage vor dem Christfeste, Abends gegen zehn Uhr, als wir eben im Begriff waren, uns zur Ruhe zu begeben, hörten wir das Geschrei eines Nachbarn auf unsrem Hofe: der Feind ist nahe, rette sich, wer sich retten kann. Die andern entsprangen sogleich, ich war schon halb ausgekleidet und kleidete mich schnell wieder an; da trat meine Schwester in meine Kammer und bat mich laut weinend um Gottes willen, ich möge doch ja sie nicht verlassen, sondern schleunig mit ihr entfliehen. Wir entkamen noch eben zur rechten Zeit durch einen Sprung aus der Heubodenthüre auf den frisch gefallenen Schnee und liefen ins Gebüsch, um uns dort zu verstecken; als aber die Feinde, nachdem sie das Haus leer gefunden,

ihre Brände auf das Dach der Scheuer warfen und die aufgehende Flamme eine Tageshelle verbreitete, hielten wir uns dort nicht mehr sicher, sondern liefen, vielleicht zu unserm Glücke, weil hierdurch unsre Fußspur im Schnee den Verfolgern unkenntlich wurde, zuerst ein großes Stück auf der Straße fort, dann in den Wald hinein. Der Feind war nach Norden abgezogen, wir hatten, durch Gottes besondre Fügung uns nach Süden gewendet, in eine Gegend wo nichts mehr abzubrennen und zu verheeren war, weil der Krieg schon vor mehreren Jahren sie verödet hatte. Diese unsre jetzige Flucht war noch viel schreckensvoller und schwerer, als jene vor drei Jahren, obgleich ich jetzt über neun, meine Schwester sechszehn Jahre alt und wir beide deshalb viel kräftiger waren, als bei der ersten Flucht. Denn damals war es Sommer und selbst die Nächte waren kurz und warm; jetzt war es mitten im Winter, wo das lange, nächtliche Dunkel und die Kälte herrschen.

Liebe Schwester, sagte ich nach einigen Stunden, ich kann nicht mehr fort, ich muß vor Müdigkeit liegen bleiben. Meine Schwester redete mir zu, doch noch weiter zu gehen; da hörten wir Menschenstimmen. Wir blieben stehen, da vernahmen wir aus ihrem Gespräche, daß es Landleute und keine Feinde waren. Wir faßten neuen, frohen Muth, redeten die Leute an und erfuhren nun, daß auch sie die Furcht vor dem Feind in die Flucht getrieben habe.

Außer der Kriegsnoth war damals noch eine andre Plage über unsre Landschaft gekommen, das war die von den vielen Wölfen. Diese Thiere, herbeigelockt durch das gefallene und getödtete Vieh, so wie selbst durch die Leichname der Gemordeten oder im Elend umgekommenen Menschen, hatten sich in den verlassenen Gegenden, in denen

niemand ihnen widerstund, so vermehrt, daß ganze Heerden von ihnen in den Waldungen und auf der Haide herumschweiften, welche in diesem Winter schon mehrmalen selbst in die Nähe unsres Hofes gekommen waren. In unsrem ersten Schrecken vor dem Feinde hatten wir an diese Gefahr nicht gedacht; jetzt als die Landleute ihrer erwähnten und als das Geheul der Wölfe, bald aus der Nähe, bald aus der Ferne in unser Ohr traf, wurde diese neue Furcht desto lebhafter in uns; wir drängten uns so dicht als möglich an die Leute an.

Es war eine schreckliche Nacht, dergleichen ich mich nicht sehr vieler in meinem oft von außen beunruhigten Leben erinnern kann, doch sie vergieng endlich auch, und die schöne Morgenröthe stund am Himmel. Unsre ganze Gesellschaft lagerte sich an einem freien Platze, außerhalb des Waldes, man konnte von da sehr weit über das Blachfeld hinsehen. Ein Dorf war nirgends zu bemerken; es war eine Wüste, wie der Mensch sie zu schaffen vermag, wenn der Haß des Verderbers und Feindes der Menschen seinen Geist entzündet. Ein Jeder zog aus seiner Tasche hervor, was er an Lebensmitteln mit sich genommen; auch meine verständige Schwester hatte sich für uns beide mit dem versorgt, was das verarmte Haus uns hatte reichen können. Es war nicht viel, aber ein mitleidiger, alter Bauer schenkte uns dazu noch ein Stück von seinem Schwarzbrod. Er war öfters zu dem seligen Herrn Reichel gekommen und kannte uns. Was würde der selige Herr Inspector sprechen, sagte er, zu dem Elend, das über sein Haus gekommen ist; würde er auch sagen: „Gott lebet noch“?

Ja, sprach ich, er würde noch immer sagen: „Gott lebet noch; Seele was verzagst du doch“, wir wollen nur stille seyn und hoffen, dann wird uns geholfen.

Der gute Alte nahm mir meine Antwort, welche vorlaut war, weil er eigentlich nicht mit mir, sondern mit meiner Schwester geredet hatte, nicht übel, sondern sagte nur: „du Kleiner hast auch etwas bei dem seligen Herrn Inspector gelernt. Mach dich nur nicht groß damit, sondern laß es, so wie er, mehr durch die Hand reden, als durch den Mund.“

Die Morgenröthe hatte uns Thauwetter angedeutet, das auch schon am Vormittag eintrat. Die wärmere Luft hätte uns bei unsrer mühseligen Wanderung wohlbehagt, wenn nur nicht auch noch Regen dazu gekommen wäre. In einem verlassenen Hause, von welchem noch das untre Stockwerk mit seiner Decke stund, hatten wir noch einmal, kurz vor Mittag geruht und auch ein wenig geschlafen, dann fieng unsre Gesellschaft, die aus achtzehn Personen bestund, an sich zu trennen. Ein Theil davon, und das waren die Meisten, wollte über Obisfelde nach Braunschweig hin, um dort Sicherheit zu finden, ein andrer Theil hatte beschlossen, sich nach Magdeburg zu wenden. Unter diesen letzteren war auch der alte Landmann, der uns mit seinem Brode gesättigt hatte und den wir schon von früher her kannten. Meine Schwester und ich baten diesen, er möge uns mit sich nehmen und er war es zufrieden. So lange ich noch etwas Brod in meinem Quersack habe, sagte er, sollt ihr auch keinen Hunger leiden und in Magdeburg wird Gott weiter sorgen.

Wir durften nicht auf der Hauptstraße bleiben, wegen der überall herumstreifenden Soldaten oder Freibeuter, die sich für Soldaten ausgaben; wir mußten bei dem Regen- und Thauwetter, welches uns das Gehen in dem schweren Boden gar sauer machte, mitten durch die Felder und Wälder. Freilich gab es damals in jener Gegend

nichts als verwilderte Brachäcker, keine frisch gepflügten und besäeten Felder, doch, wie gesagt, der Gang darüber war schwer genug und mir kleinen Knaben zitterten die Kniee vor Müdigkeit.

Wir waren jetzt noch unsrer sechse; außer meiner Schwester war auch eine andre Frauensperson, eine junge Bäuerin dabei. Als der Abend kam, rieth der alte Landmann, wir sollten ein wenig in den Wald hineingehen, weil wir da am ersten Schutz gegen Wind und Regen und, wenn wir auf einen Baum hinaufstiegen, selbst gegen die Wölfe finden könnten; die Andern aber, mit der jungen Bäuerin, wollten lieber unter dem noch stehen gebliebenen Thorweg eines zerstörten Hauses, ganz in der Nähe des Waldes übernachten. Der alte Landmann sagte: ihr Leute, warum thut ihr das? seht ihr nicht, daß hier gar kein Schutz gegen die Wölfe ist? denn so gut, als ihr etwa im Nothfall über die Steinhaufen hinaufgehen könntet auf den Thorweg, laufen euch diese Thiere auch nach. Die Andern aber wollten nicht, weil sie bei dem Walde nur an seine Gefahren, nicht an die zugleich von ihm dargebotenen Mittel der Sicherung dachten.

Zu unsrem Glücke folgten wir beiden Geschwister dem alten Bauersmann. Er führte uns nicht tief in den Wald hinein, zu einem Hagebuchenbaum, auf dessen niedrige Aeste wir uns leicht hinaufschwangen. Wir stiegen so hoch wir konnten, jedes von uns setzte sich auf einen Ast, und lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm; der Alte zog aus Vorsicht einen Strick uns beiden Geschwistern unter den Armen durch und so zugleich um den Baumstamm herum, damit wir, wenn wir einschliefen, nicht herunterfallen möchten; ich konnte aber, so müde ich war, nicht

fest einschlafen. Der Regen hatte aufgehört, der Mond schien ziemlich hell über die entlaubten Bäume herein.

Es mochte etwa um Mitternacht seyn, da hörten wir ein jämmerliches Geschrei und der Anblick, zu welchem der Mondschimmer uns leuchtete, war noch jammervoller. Unsre Reisegefährten liefen im vollen Rennen nach dem Walde zu und hinter ihnen ein Rudel Wölfe; der alte Bauer schrie ihnen zu, sie sollten schnell sich zu uns auf den Baum retten, sie kamen auch noch ganz in unsre Nähe, da aber, vor unsern Augen, und ohne daß wir ihnen nur das Mindeste helfen konnten, umzingelten sie die Wölfe und rissen sie nieder. Mir drang das Angstgeschrei der Leute durch Mark und Bein und das Sehen vergieng mir. Die Bäuerin, obgleich sie die schwächste Person unter den dreien war, hat am längsten mit den grimmigen Thieren und mit der Todesnoth gekämpft, ihr Schreien und Aechzen hörte man noch, als die Wölfe mit den beiden Männern schon fertig waren.

Dies ist nun die zweite Nacht unsrer damaligen Flucht gewesen; sie war noch entsetzlicher, als die erste, und hat mich selber im Mitgefühl mit den Sterbenden die Schrecken und Schmerzen des Todes empfinden lassen; doch vergieng sie auch. Die Wölfe hatten sich, als der Tag angebrochen war, gesättigt von dem Fleische der armen Menschen, in den Wald zurückgezogen; als wir vom Baum heruntergestiegen, mußten wir vorbei an den zerrissenen Leichen, von denen freilich nichts mehr übrig war, als einige blutige Knochen und Kleiderfetzen.

Ob wir von hier an noch eine Nacht und zwei Tage, oder zwei Nächte und drei Tage unterweges waren, das haben mich die Gedanken der Gefahr, die alle andern verschlangen, vergessen lassen. Das nur weiß ich, daß unser

gutmüthiger Begleiter wegen uns ermüdeten Kindern nur sehr kleine Tagreisen machte, und daß wir uns einmal bei Nacht mit einem Haufen abgerissener, dürrer Rohrstengel zudeckten, um nicht zu erfrieren. Als wir aber in Magdeburg unter das Thor hineintraten, da war gerade heiliger Christabend und in vielen Buden, so wie in den Häusern, brannten Lichter. Meine Schwester führte einige Groschen Geld in ihrer Tasche, welche ihr die selige Frau Inspectorin bei verschiedenen Gelegenheiten geschenkt hatte. Bisher, wo wir durch lauter menschenleere Gegenden gezogen waren, hatte ihr das Geld nichts genützt, jetzt wandelte sie das Gelüste an, für uns beide, wie für den alten Bauern, einige Eßwaaren zu kaufen. Wir giengen hinein zum Bäcker und traten nach einiger Zeit essend wieder heraus; wir meinten, unser Gefährte müsse bald wieder einzuholen seyn, wir waren aber beide noch niemals in einer so großen Stadt gewesen und wußten deshalb nicht, wie viele Gassen und Gäßchen es da giebt, auch hatten wir versäumt, unserm Begleiter, der uns voraus war, etwas von unserm Handel zu sagen. So geschahe es denn, daß wir zuerst eine lange Strecke auf einer Straße, in welcher viele Menschen hin- und hergiengen, geradeaus liefen, dann, da wir noch immer unsern Reisegefährten nicht sahen, wieder umkehrten. Bei dieser Gelegenheit waren wir in eine andre, eben so volkreiche Gasse gerathen und bemerkten dieses erst als wir an eine große, schöne Kirche kamen, die uns, wenn wir dieses Weges schon gekommen wären, nicht leicht hätte entgehen können; zuletzt wurde unser Herumsuchen und Wandeln in der großen Stadt zu einem planlosen Irren. Was konnte es uns jetzt helfen, daß wir den Namen unsres Gefährten wußten, denn den alten Thomas Schmidt aus Theklaskirchen kannte wohl

niemand in der Stadt, und sollte ihn jemand gekannt haben, so konnten wir doch nicht angeben, wo er seine Herberge genommen, ja nicht einmal die Gasse nennen und wiederfinden, in der wir ihn verloren hatten. Daher wollte mir meine Schwester, die schon viel verständiger war als ich, auch gar nicht einmal zugeben, daß ich die Leute auf der Gasse viel nach dem Thomas Schmidt fragte, sondern sie meinte, nur in den Herbergen könne man ihn finden und erfragen; zog deshalb überall, wo viele Leute hinter den erleuchteten Fenstern saßen, entweder selber oder durch mich Erkundigungen ein, ohne jedoch etwas Beruhigendes erfahren zu können.

Wir mochten wohl zwei Stunden in der Stadt herumgezogen seyn, die Gassen fiengen an etwas leerer zu werden, die schönen Christbäumchen, die mich gar wehmüthig an den lieben Weihnachsabend in meiner seligen Eltern Haus erinnert hatten, waren schon hie und da ausgelöscht; wir fühlten uns beide, des Gehens auf dem Steinpflaster ganz ungewohnt, müde zum Umfallen, da sagte meine Schwester: „Jacob laß uns nun in eine Herberge gehen. Ich habe schon noch so viel Geld, daß wir ein Nachtlager und auch ein Abendessen bezahlen können.“ Ich aber fühlte eine sehr große Scheu vor einer Herberge, in der wir gar niemand Bekanntes fänden; denn als meine Schwester mich wegen der Erkundigung nach unserm Begleiter in mehrere solche Wirthsstuben hineinsendete, da widerte mich das laute Geschrei der Leute, das Aufschlagen mit den Fäusten auf den Tisch, das Klappern der zinnenen Bierkrüge und der Qualm, der in den Zimmern war, so an, daß ich lieber hätte außen in der Kälte übernachten wollen, als in einer solchen Herberge, unter lauter fremden Leuten; ich bat daher meine Schwester, sie solle nur noch ein

wenig mit dem Einkehren warten; ich hoffte noch immer, wir würden unsern alten Bauern auffinden.

Auf dem Wege unsers planlosen Herumirrens waren wir jetzt in eine kleine, stille Gasse gekommen, an der wieder eine Kirche, doch nicht so groß als die erste, die wir vorhin gesehen, stand. An dem einen Hause waren die Läden noch offen, wir konnten hineinsehen ins Zimmer, in welchem eine helle Lampe auf dem Tische brannte. Der Tisch war noch aufgedeckt; es saßen ein ältlicher Mann, eine Frau und ein Mädchen daran, welche ein Lied mit einander sangen. Es war das Weihnachtsabendlied: vom Himmel hoch da komm' ich her, das wir bei meinem seligen Grosvater und meiner Mutter immer am Christabend gesungen hatten. Als ich das Lied hörte, wurde mir ganz warm und wohl ums Herz; ich meinte damals immer, wenn ich die Leute etwas thun sahe, was mein Grosvater gethan hatte, sie müßten auch so gut seyn als dieser war; ich sagte deshalb zu meiner Schwester: da will ich hineingehen und fragen, das sind gewiß gute Leute. Meine Schwester wollte zwar nicht recht an einen glücklichen Erfolg meines Fragens glauben, doch gab sie nach und trat mit mir hinein ins Haus.

Wir hatten mehrere Male an die Stubenthüre gepocht, die Leute hörten uns nicht, weil sie sangen; als sie aber jetzt mit ihrem Gesang zu Ende waren und nun der Hausvater mit den Seinigen ein Weihnachtsgebet las, da hörten sie und thaten uns auf.

Könnt ihr uns wohl nicht sagen, fragte ich ganz zutraulich den alten Mann, wo der Thomas Schmidt aus Theklaskirchen zur Herberge ist?

Schmidt, sagte der Alte, heiße ich selber, aber weder ist mein Vorname Thomas, noch bin ich aus Theklaskirchen;

was aber wollt ihr mit dem Thomas Schmidt und wie kommt ihr hieher? Denn daß ihr nicht aus der Stadt seyd, merke ich wohl.

Ich erzählte ihm, was uns in den letzten Tagen geschehen war, ja ich erzählte zuletzt meine ganze kleine Lebensgeschichte und meine Schwester sprach auch dazwischen; die guten Leute hörten uns mit großem Mitleid an.

Geh', sagte der Alte, und koche den armen Kindern eine warme Suppe, sie sind deren wohl bedürftig, und ihr, sagte er zu uns, setzt euch daher auf die Bank, euren Reisegefährten findet ihr heute in der Nacht doch nicht mehr auf; ihr könnt bei uns zur Herberge bleiben.

Die Tochter unsers Wirthes, des Schuhmachermeisters Schmidt, war ohngefähr in gleichem Alter mit meiner Schwester; die beiden Mägdlein wurden gar bald bekannt und vertraut mit einander, mit mir aber unterhielt sich der alte Vater, der selber von gar kindlicher Art war und deshalb mit dem Gerede eines Kindes vorlieb nahm. Als wir unsre Suppe und dann noch jedes von uns ein großes Stück weißes Weihnachtsbrod gegessen hatten, fuhr der Alte mit seinem Lesen fort; er las ein Gebet aus des seligen Johann Arnd Paradiesgärtlein. Es war mir wohl bekannt und das Buch auch. Als er fertig war, erzählte ich ihm nach der unbefangenen Eitelkeit meines damaligen Alters, daß mein Großvater aus einem Orte mit dem seligen Johann Arnd gebürtig und ein Freund desselben gewesen sey, worüber der Meister Schmidt sich freute.

Für heute, sagte er, thut euch das Schlafen in einem guten, warmen Bette noth, darum rathe ich nicht, daß ihr diese Nacht mit uns in die Christmetten, sondern daß ihr zur Ruhe geht; das Mädchen kann bei meiner Tochter,

der Knabe in dem leerstehenden Bette schlafen, das in der Gesellenkammer steht.

Wir wurden in unsre Kammern geführt, und wie wohl das Ruhen den ermatteten Gliedern that, das kann sich nur der vorstellen, der einmal so todtmüde, so fieberhaft an- und abgespannt, so durchfroren von mehreren Wintertagen und Winternächten gewesen ist, als wir es waren. Mich wandelte ein Gefühl an, als sey ich im Paradiese, und da jetzt an der benachbarten Kirche die Glocken zur Christmetten läuteten, da der Schein der vielen Lichter herüberschimmerte in meine Kammer, und nun, als die nahen Glocken verstummt waren, noch das tiefe Geläute von der Domkirche her tönte, die Musikanten aber von unserm Thurme die Melodie „vom Himmel hoch da komm' ich her" bliesen, da war mir als hörte ich selber die Chöre der Engel singen und frohlocken. Ich bin wohl niemals in meinem Leben mit einem fröhlichern Gefühle eingeschlafen, als in jener Christnacht nach der Errettung aus so großer Gefahr und vieler Trübsal.

Willst du denn heute gar nicht aufstehen, Jacob, sagte meine Schwester, indem sie mich bei der Hand schüttelte; hörst du denn nicht, das es schon in die Kirche läutet? Ich erhub mich und sahe, daß meine Schwester schon nach ihrer Weise ganz festlich geputzt war, denn die Tochter des Meister Schmidt hatte ihr Kleider von den ihrigen geliehen. Auch für mich hatte man aus der Nachbarschaft, aus einem Hause, in welchem sich mehrere Knaben meines Alters befanden, Kleider herbei gebracht, denn die unsrigen waren noch sehr naß und beschmutzt.

Unten im Zimmer fanden wir unsere Gastfreunde wieder ganz still beisammen sitzen. Meister Schmidt hatte damals keine Gesellen, und dem Lehrjungen hatte er er-

laubt, während des Festes daheim bei seinen Eltern zu schlafen, darum waren wir fünfe ganz allein mit einander. Der Meister hatte das Morgengebet mit den Seinigen schon vollendet; du hast es eben verschlafen, Jacob, sagte er zu mir, und das war dir auch gut, du mußt heute desto andächtiger in der Kirche beten, denn du hast Ursache dazu, dem Herrn Christus zu danken, der dich an seinem Geburtsfest aus großer Todesgefahr zum Leben neu geboren hat.

An guter Pflege ließ es die freundliche Meisterin uns nicht fehlen. Ihr müßt ja heute auch inne werden, daß erster Weihnachtsfeiertag ist, sagte sie, indem sie uns eine süße Milchsuppe und dann einige große Stücken von ihrem Weihnachtskuchen hinlegte. Fürwahr das letzte Gebet unsers frommen, sterbenden Grosvaters muß von besonderer Kraft gewesen seyn, denn Gott hatte uns abermal freundlich geleitet und zu frommen Leuten geführt, die so an uns thaten, als hätten unsre verstorbenen Eltern und unser Grosvater ihre Liebe zu uns auf sie vererbt.

Gearbeitet wurde zum ersten Feiertage bei unserm Meister Schmidt nicht, wie er dies auch niemals an einem Sonntage that. Denn er sagte, diese Tage wären zu dem Ausruhen der Seele vor dem Angesicht Gottes und zu der Freude an Ihm und seinem Worte bestimmt, und lieber plagte er sich vor den Sonn= und Feiertagen bis tief in die Nacht, um nur an den schönen Festabenden und Festtagen Ruhe zu haben. Wir giengen mit einander zur Kirche, und ich war nach meinem Vermögen recht andächtig darinnen. Der alte, fromme Prediger, welcher über die selige Botschaft der Engel in der Christnacht predigte, und welcher wenig Monate nachher, bei der Einnahme der Stadt durch die Kaiserlichen von einem Soldaten er=

stochen worden ist, sprach so, als hätte er es gewußt, daß er heute zum letzten Male in seiner Kirche mit seiner Gemeinde sich daran freuen wolle, daß uns ein Heiland geboren ist, und ich bin gewiß, daß nur wenig Menschen damals in der Kirche gewesen sind, denen das Herz nicht aufgegangen wäre bei diesem schönen Gottesdienste.

Nach der Kirche wollte meine Schwester mit mir wieder ausgehen, um den Thomas Schmidt zu suchen, unser guter Wirth sagte aber: laßt das nur seyn, ihr findet ihn doch nicht, ich aber will ihn leichtlich finden. Seine Tochter führte uns dann noch nach der schönen Domkirche und in der Stadt herum, und als wir gegen Mittagszeit nach Hause kamen, da fanden wir wirklich unsern alten Reisegefährten, der uns am gestrigen Abend eben so vergeblich gesucht hatte, als wir ihn, bei dem Meister und seiner Frau sitzen. Diese hatten ihn zum Essen eingeladen, denn sagte der Meister, in der gegenwärtigen Zeit weiß es ja Niemand mit Sicherheit, wie lange er noch etwas haben wird, um damit die Fremdlinge zu speisen, und ob er nicht bald selber als Fremdling wird umher irren müssen, der sein Brod aus der Hand mitleidiger Nebenmenschen empfängt.

Ueber Tische als der Bauersmann viel von dem seligen Inspector Reichel und seiner Ehefrau erzählte, und wie diese so gut an uns verwaisten Kindern gehandelt hatten, sagte die Meistersfrau auf einmal zu ihrem Manne: wie meinst du, sollte das Mägdlein da nicht für unsre Frau Gräfin taugen, diese sucht eine gute, ehrliche Dirne zu ihrem Dienst; das Mägdlein da ist bei der Frau Inspectorin gewiß in guter Zucht und Anleitung zu allem häuslichen Geschäft gestanden und für fromm und brav halte ich sie auch. Der Meister billigte diesen Einfall

seiner Frau und der Landmann, der uns öfters im Reichelschen Hause gesehen, sprach auch zum Lobe meiner Schwester, welche zugleich selber einen befriedigenden Bericht geben konnte über das, was sie schon bei dem Hauswesen ihres seligen Grosvaters und der Mutter, so wie vor allem bei der Frau Inspectorin, geleistet habe. Nur, fügte meine gute Schwester hinzu, weiß ich dann, wenn ich in fremde Dienste gehe, nicht, was aus meinem Jacob werden soll, denn diesen mag ich nicht verlassen. Der Meister beruhigte sie hierüber und sagte: für deinen Jacob wird schon auch gesorgt werden, die Meisterin aber legte ihre Sonntagskleider wieder an und begab sich in jenem Eifer der Gutmüthigkeit, der es gar nicht erwarten kann, wenn er Jemand etwas Gutes zu erweisen vorhat, hinauf zur Frau Gräfin.

Diese Gräfin, welche in dem obern Stock des Hauses wohnte, war schon vor mehreren Jahren mit ihrem verstorbenen Gemahl aus Böhmen hiehergezogen nach Magdeburg. Denn ihr Gemahl, welcher Protestant war, hatte an den Bewegungen der Protestanten in Böhmen einen solchen Antheil genommen, daß er späterhin seine Güter verlor, und, seiner Sicherheit halber, aus dem Lande flüchten mußte. Er hatte in Magdeburg drei Jahre lang in aller Stille und Ruhe gelebt, und genoß noch jetzt von Allen, die ihn gekannt hatten, ein sehr gutes Lob; auch seine Wittwe, die aus einem sehr ansehnlichen *Geschlechte* im Lüttich'schen stammte, wurde von unsern Wirthsleuten als eine fromme, tugendhafte Dame, von sanftem Geiste und als sehr wohlthätig gegen die Armen gerühmt. Dies Alles gab denn gute Aussichten für meine Schwester.

Nach einiger Zeit trat die Wirthin mit gar freudigem Angesicht zu uns herein. Der wackren Frau war eine

gute That gelungen, darum war sie so fröhlich. „Ihr beiden, du Lene und dein Bruder Jacob, sollt einmal mit mir hinauskommen zur gnädigen Frau Gräfin," sagte sie, und wir folgten der wohlmeinenden Freundin, die uns unterwegs noch manche Anweisung gab, wie wir uns recht artig und tief gegen die gnädige Frau verneigen und ihr die Hand küssen sollten, wenn sie dies erlaubte. Die Gräfin empfieng uns freundlich; man durfte diese Frau nur ansehen, um zu erkennen, daß es nicht nur eine Edeldame, sondern eine edle Dame sey; ich habe wohl an wenig weiblichen Angesichten so deutlich die Züge jenes Adels gesehen, welche die Kraft des Geistes und der ernstlichen Gottesfurcht dem Menschen aufprägt. Sie veranlaßte uns, Mancherlei zu sprechen, und obwohl es uns beiden ein ungewohntes Ding war, mit einer so vornehmen Frau zu reden, wußte sie uns doch bald so zutraulich zu machen, daß wir recht von Herzen zu ihr sprachen. Sie durchschaute uns bald und lernte uns kennen; denn sie kannte ihr eignes Herz.

Ich glaube wohl, Frau Schmidtin, sagte sie zu unserer Wirthin, daß ich mit dem Mädchen gut auskommen werde, und da Sie mir sagt, daß der kleine Jacob unten bei Ihr seine beständige Nachtherberge finden kann, wofür ich mich ja besonders bei ihrem lieben Manne abfinden werde, nehme ich auch diesen in meinen Lohn; er soll die Schule fleißig besuchen und außer der Schule will ich ihn zum Ausschicken gebrauchen, damit das Mädchen mehr zu Hause bei mir und ihrer Arbeit bleiben kann. Die Kinder, wenn sie sich gut halten, sollen eine mütterlich gesinnte Herrschaft an mir haben.

Abermals war dieses Zusammentreffen mit der frommen Gräfin, in dem Hause eines ehrbaren Schuhmachers

eine

eine freundliche Leitung an der Hand unsers Gottes, wie sie unser seliger Grosvater in seinen letzten Augenblicken uns erfleht hatte. Wir wußten damals noch nicht, welcher schützende Engel uns bald hernach diese Dame werden sollte, denn wir ahndeten die Gefahr nicht, die schon so nahe über unsern Häuptern schwebte.

Schon nach wenig Tagen konnte meine Schwester bei der edlen Gräfin in Dienste treten. Diese schien sehr wohl mit ihr zufrieden und meine Schwester hätte auch nirgendwo anders ein glücklicheres Loos treffen können; denn ihre Herrschaft hielt sich wahrhaft mütterlich gegen sie, wies sie, wo es noth that, mit sanftmüthigem Geiste zurecht und leitete sie zu allem Guten und Nützlichen an. Auch ich durfte, außer den Schulstunden viel bei der Frau Gräfin seyn; ich aß mit meiner Schwester und wir beide wurden mit neuen Kleidern versehen, wie sie für bürgerliche Kinder in einer Stadt sich schicken. Die gute Dame ließ uns auch an ihrer Morgen- und Abendandacht Antheil nehmen, und wenn ich aus der Schule kam, fragte sie fleißig nach, was ich Gutes darinnen gelernt habe; zeigte sich auch bei solchen Gelegenheiten in Gottes Wort und allen Lehren des Evangeliums so wohl erfahren, daß ich öfters merkte, bei ihr sey noch mehr zu lernen, als in der Schule, die ich damals besuchte.

Wir beiden Geschwister waren in jeder Hinsicht sehr glücklich und zufrieden in unsrer neuen Lage und bildeten uns auch wohl etwas Großes darauf ein, jetzt nicht mehr Dorf- sondern Stadtkinder zu seyn und bei einer so vornehmen Dame zu wohnen. Doch dieses Glück dauerte nur sehr kurze Zeit. Schon vier Monate nach unsrer Ankunft in Magdeburg zog sich das Ungewitter um diese schöne, gute Stadt zusammen, welches sie verderben sollte: Tillys

furchtbares Heer, welches zuerst die umliegende Landschaft, dann die Stätte des bürgerlichen Fleißes und Wohlstandes selber in einen Blutacker verwandelte.

Ich denke noch daran, als sey es gestern geschehen; es war an einem Sonntage, um die Zeit vom Frühlingsanfang; das Wetter war warm und schön und konnte Viele zu seinem Genuß im Freien verlocken, da hielt der alte Pfarrer, der nämliche, den ich am Weihnachtstage gehört hatte, eine Predigt, darinnen er von dem Nutzen der Leiden dieser Zeit für das Heil der Menschenseelen und von den Freuden jenes ewigen Frühlinges sprach, der da jenseits, im rechten Heimathlande, uns erwartet. Es war als hätte er, ohne es zu wissen, die Menschen, die ihn hörten, vorbereiten sollen auf den Abschied von der im Frühling so schönen Erde, der so Vielen von ihnen nahe bevorstund. Wir beiden Geschwister giengen an demselben Nachmittage, mit Erlaubniß unsrer Frau Gräfin und in Gesellschaft unsrer Wirthsleute, hinaus ins Feld; der Meister Schmidt aber, nach seiner nachdenklichen Weise, war sehr in sich gekehrt und sagte nur immer: ists schon hier so schön unter dem klaren, blauen Erdenhimmel, wie schön mag es erst in dem Himmel der Himmel selber seyn.

Ueberhaupt hat sich auch in der damaligen Zeit der Trübsale, welche über die große, volkreiche, äußerlich so glückliche Stadt kam, die Wahrheit dessen, was jener alte Prediger sagte: der Nutzen der Trübsale in gar reichem Maaße bewährt. Als gegen Ende März und Anfang Aprils die eigentliche Noth der Belagerung begann, verließen sich zwar die meisten Bewohner von Magdeburg mehr auf den König von Schweden und seine Waffen, als auf Gottes Hülfe, und hielten die Eroberung ihrer Mauern für fast unmöglich; dennoch lernte dabei auch die

größere Zahl mehr denn jemals sonst in ihrem Leben „aufs Wort merken“. Denn die Kirchen waren täglich voll von Menschen, welche hier in der Gemeinschaft der andern Betenden Trost und Stärkung des Muthes suchten; in allen Häusern wurden die täglichen Andachten eifriger geübt, und selbst ich lernte damals wieder aus eigner Erfahrung, wie die Noth beten lehre.

Es war im Mai, die Belagerung hatte schon sechs Wochen gedauert, und noch war die Hoffnung der Bürger auf Entsetzung durch die Schweden nicht geschwunden. Ich will nicht erzählen, was Ihnen Allen so wohl bekannt ist; wie man gerade an dem Tage, an welchem der furchtbare Schlag ausbrach, in der Stadt sich am sichersten glaubte, wie die Wächter von den Mauern selber bei dem Anbruche des Unglücksmorgens sich in ihre Häuser begeben und schlafen gelegt hatten, weil sie die Vorbereitungen zum Sturm in Tilly's Heere für Anstalten zum Abzug desselben hielten, den König Gustavs Nähe bewirke. Ich will nur erzählen, was an jenem großen Sterbetage von dreissigtausend friedlichen Bewohnern der Stadt uns begegnet ist.

Die Gasse, in welcher unsre Wohnung stund, lag so weit ab von den Punkten am Kröfenthore und der hohen Pforte, wo die Stadt zuerst erstürmt worden ist; gehörte überhaupt zu einen so stillen und wenig volkreichen Stadttheil, daß wir von Allem, was dort sich zutrug, nur erst spät etwas erfuhren. Unsre Gräfin muß indeß doch eine Ahndung gehabt haben von dem, was bevorstund. Als am letzten Nachmittage vor der Zerstörung der Stadt Meister Schmidt zu uns hinaufkam und ihr erzählte, daß der Feind seit etlichen Stunden nicht nur, wie wir dies selbst bemerkt hatten, mit Kanoniren eingehalten habe,

sondern jetzt sogar seine meisten Feldstücke von ihrer Stelle, von wo sie Magdeburg so lange ängstigten, hinwegführen lasse, sagte sie: „trauet dem Tilly nicht; der Tiger geht wohl auch ein Paar Schritte zurück, wenn er sich zum Sprung auf seine Beute anschickt.“ Sie hatte schon beim Anfang der Belagerung ihre am leichtesten fortzubringenden kostbarsten Sachen zusammenpacken lassen, die vielen Papiere aber, welche sie besaß, sorgfältig durchgesehen und dann theils verbrannt, theils in gute Ordnung zusammengelegt. Seit etlichen Tagen, besonders seit dem vorletzten, waren auch diese Papiere, nebst der Baarschaft in Gold, in eine Kiste gelegt und diese versiegelt worden, zugleich hatte die Gräfin mehrere Briefe geschrieben, und bei diesem Geschäfte fand ich sie noch, als ich am Tage der Erstürmung, um sechs Uhr des Morgens, ihr das Frühstück vom Bäcker brachte.

„Jetzt dürfen wir recht froh seyn, gnädige Frau, sagte ich, der Feind geht fort und nun werden bald unsre Freunde, die Schweden, kommen. Der Bäcker sagte, daß er schon heute Anstalt treffen wolle, mehr Brod, als gewöhnlich zu backen, damit das Königliche Heer, wenn es einrücke, auch von seinem Laden aus versorgt werden könne; die Wächter von den Mauern sind nach Hause gegangen, damit sie nach so langer Unruhe und Noth einmal wieder recht ausschlafen können.“

„Wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umsonst,“ antwortete mir die gute Dame und hieß mich meiner Schwester sagen, daß sie ihre besten Kleider, die sie zum Osterfeste erhalten hatte, anlegen und auch sonst alle Sachen in ein Bündelein schnüren solle, und dasselbe befahl sie auch mir zu thun.

„Gott helfe uns“, sprach die Gräfin, indem sie mit

den Mienen des Schreckens zu uns ins Zimmer trat, „was ist das für ein wildes Geschrei, das von den Mauern her ertönt; und jetzt hört man ja auch schießen. Laufe schnell hinunter zu den Nachbarn, Jacob, und erkundige dich, was es giebt.“

Ich eilte hinunter auf die Straße, ein alter Nachbar, der allein arbeitend in seiner Schneiderwerkstatt saß, gab mir einen sonderbaren Bescheid. „Wahrscheinlich, sagte er, sind die Schweden gekommen und da schreit das Volk vor Jubel; meine Leute sind mir alle fortgelaufen, um den Einzug zu sehen und wenn mich nicht mein gelähmter Fuß zurückhielte, wäre ich auch mitgegangen.“

Unsre vorsichtige Herrschaft war durch diese Nachricht, die ich ihr brachte, nicht befriedigt; sie gieng selber mit uns beiden, zwei versiegelte Briefe in der Hand haltend, herunter zur Hausthür und als wenige Minuten nachher auch in unsre Gasse die Flüchtlinge hereinrannten, mit Mienen, aus denen das Entsetzen sprach, und mit dem lauten Geschrei: „der Feind ist schon über die Mauern eingedrungen, steht schon in den Gassen“, da rief sie einen der stärkeren Männer aus der Nachbarschaft herbei und sagte zu ihm: „begleitet mir hier diesen Knaben hin zu den Feinden: er hat wichtige Briefe zu bestellen, die für euch Alle, welche hier in der Nachbarschaft wohnen, von gutem Nutzen seyn können; eure Mühe soll auch überdieß gelohnt werden.“ Mir selber reichte sie zwei große, mit ihrem Wappen versiegelte Briefe in die Hand, davon der eine an den Feldmarschall Tilly, der andre an einen Feldobersten gerichtet war und befahl mir an, ich solle, wenn die Feinde mir Gefahr droheten, nur diese Briefe in die Höhe halten, und den Soldaten zurufen, ein Brief an den Feldherrn.

Mein Begleiter, so stark er von Knochen war, war nicht eben stark an Muthe. Als wir in die Gegend der Stadt kamen, wo sich schon eine Menge des feindlichen Fußvolkes aufgestellt hatte um den nahen Augenblick zu erwarten, in welchem man ihm die Plünderung gestatten würde; als er sahe, wie hie und da schwer verwundete und getödtete Bürger in ihrem Blute hingestreckt lagen, da wendete er sich um und ließ mich allein. Auch ich war einige Augenblicke ungewiß, was ich thun solle, ob vorwärts oder rückwärts gehen? Da kam mir der Spruch ein, über welchen unsre gute Gräfin erst am gestrigen Abend, bei dem Gebet mit uns gesprochen hatte: „sey getrost und unverzagt", und ich gieng weiter. Die feindlichen Soldaten stunden ruhig in Reihe und Glied, es herrschte eine furchtbare Stille, welche nur durch einzelne Schüsse und durch das Herabschmettern der Ziegelsteine unterbrochen ward, womit die verblendeten Bewohner der Stadt noch immer den Feind zu beschädigen suchten. Ich näherte mich bis etwa auf zwanzig Schritte und sagte, so laut als das ängstliche Pochen meines Herzens mir es zuließ, ich hätte Briefe zu bestellen, einen davon an den Feldmarschall. Ein Sergeant winkte mich zu sich hin. Er las die Aufschriften, fragte mich nach dem Namen meiner Herrschaft, und nach Gottes gnädiger Führung traf es sich, daß jener Oberst, an welchen der eine Brief gerichtet war, nicht fern von da, bei seinem fast zuerst in die Stadt eingedrungenen Regimente hielt. Ich wurde zu ihm geführt; auch er fragte mich Einiges über meine Herrschaft aus, erkundigte sich noch genauer nach ihrer Wohnung und gab dann etlichen seiner Reuter einen Befehl in einer Sprache, welche ich nicht verstund. Mich nahmen mehrere Soldaten in ihre Mitte, um mich durch die gedrängten

Schaaren der Ihrigen hinauszubegleiten ins Lager, zu dem Feldmarschall, für den der andre Brief bestimmt war. Als wir noch mitten im Gedräng waren, brachte ein Reuter von außen herein die Erlaubniß zum Plündern. Mir vergiengen die Sinne bei dem wilden Geschrei des Feindes und dem lauten Wehklagen, das aus den Bürgerhäusern erscholl; das Toben der Kriegerschaaren durch einander, der Ungestüm, mit welchem sich die Soldaten aus Reihe und Glied herausrissen und vorwärts nach den Gassen und ansehnlichsten Häusern stürzten, war so furchtbar, daß selbst die Soldaten, die mich begleiten sollten, von einander getrennt wurden und ich in's Getümmel des andern Fußvolkes, wie der Reuter, gerieth. Einer von diesen erhub seine Pike gegen mich und wollte mich niederstoßen; ich schrie laut um Erbarmen und hielt meinen Brief hin, da packte mich einer meiner Schützer, der sich im Gedräng wieder zu mir gefunden, mit starkem Arme und stieß mich vorwärts. „Du Hund, sagte er, deinetwegen müssen wir jetzt die beste Zeit zum Plündern versäumen, mach' daß wir hinaus kommen.“

Unter dem Thore war das Gedräng der hereindringenden Feinde so fürchterlich, daß ich nicht würde lebend hindurchgekommen seyn, wenn mich nicht einer der stärksten unter meinen Führern auf seine Schultern geworfen und getragen hätte. Auch so erhielt ich noch, vielleicht durch Zufall, einen Stich in meinen linken Arm und ein Theil meiner Kleidungsstücke wurde mir zerrissen.

Ich habe erst später erfahren, daß unsre Gräfin eine Verwandtin des Feldmarschalls Tilly selber war, und zwar keine entfernte, sondern eine ziemlich nahe. Auch Tilly stammte aus dem Lüttich'schen; er hatte seine Verwandtin vor und auch nach ihrer Vermählung persönlich gekannt.

Mir klopfte das Herz gar stark vor Angst und ich zitterte an allen Gliedern, als wir jetzt zum Thor hinauskamen, wo es ganz still und kein Gedräng mehr war, mein Soldat mich herunterließ von seinen Schultern und ich nun die Schaar der Reuter, mit gezückten Schwertern stehen sahe, welche auf Tilly's Winke warteten. Der Feldherr hielt auf seinem Pferde und schaute unverwandt nach der Stadt hin. Einer seiner Adjutanten nahm mir den Brief ab und überreichte ihn dem Heerführer. Dieser, nachdem er zuerst gleichgültig, dann aufmerksamer das Siegel und die Handzüge der Aufschrift betrachtet hatte, öffnete ihn, sahe nach der Unterschrift und überlas dann, indem er dazwischen immer wieder sein Auge zur Stadt erhub, den Inhalt. Er schwieg einige Minuten, dann gab er einem jungen Offizier seine Befehle. Sechszehn Reuter begleiteten den Offizier; einer von ihnen nahm mich vor sich auf sein Pferd; wir ritten in die Stadt.

Das Andenken an den Jammer, dessen Zeuge ich hier seyn mußte, zerreißt mir noch jetzt mein Herz. Tilly hat in seinem Bericht an den Kaiser geschrieben: „er glaube, daß seit Troja's und Jerusalems Zerstörung, solch ein Sieg nicht sey gesehen worden.“ Nun glaube ich zwar wohl, daß in der Zeit zwischen Jerusalems und Magdeburgs Untergang manche große, schöne Stadt den Becher des Elendes, den der Mensch in der Mordwuth des Krieges andern Menschen darreicht, eben so, bis auf die Hefe ausleeren müssen, ja vielleicht noch eine allgemeinere Vernichtung aller ihrer Bewohner und Gebäude erlitten hat, als unsre arme Stadt, doch habe ich später immer, wenn ich die Geschichte von Jerusalems Zerstörung las oder hörte, mit erneuetem Weh an Magdeburgs Untergang denken müssen. Als wir neben und über die ver-

stümmelten Leichen hinkamen nach der Gasse und nach dem Hause unsrer Gräfin, da fanden wir dort schon eine Wache von Soldaten. Diese hatte der Feldoberst, an den ich den ersten Brief abgegeben, dahingesendet, denn derselbe war, wie ich am andern Tage bemerkte, ein wahrhaft theilnehmender und vieljähriger Freund unsrer Herrschaft; wie man mir sagte, ein Brudersohn ihres verstorbenen Gemahles; er hat uns auch viel mehr Freundschaftsdienste erwiesen, als der Feldmarschall selber.

Die Gräfin stund schon bereit; sie hatte nur auf die Begleitung gewartet, die sie zum Schutz für sich und die Ihrigen vom Tilly sich erbeten. Unter diese Ihrigen gehörten heute gar manche Leute; denn nicht bloß ich und meine Schwester und all unsre Hausgenossen, sondern auch Personen aus der Nachbarschaft, namentlich mehrere Mütter, die in Hoffnung waren oder ihre Kindlein auf den Armen und an der Hand mit sich führten, schlossen sich dem Zuge an; ihre Habseligkeiten, gleich als ob sie der Gräfin zugehörten, kamen unter dem Schutze der Soldaten auch glücklich mit fort.

Während wir noch durch eine der letzten Straßen, die nach dem Thore führet, zogen, da hörten wir ein neues, stärkeres Jammergeschrei, und sahen, gar nicht weit von uns, den Rauch aufsteigen und gleich hernach die Flammen ausbrechen. Die unglückliche Stadt mußte zu ihrem tiefen Jammer auch noch das erfahren, daß an mehreren Orten zugleich das Feuer auskam, welches in wenig Stunden fast über alle Gassen sich verbreitete. Ich sahe es mit eignen Augen, wie etliche Männer und Frauen, die sich auf den oberen Böden ihrer Häuser versteckt hatten, von den Dächern herabsprangen auf die Straße, um dem Tod in den Flammen zu entgehen; sie fanden jedoch

statt seiner nur den eben so schrecklichen und schnellen des Zerschellens.

Wir wurden an einen abgelegenen Theil des Lagers, die Gräfin und ihre nächsten Begleiter in ein anständiges Offizierszelt, die andern aufs freie Feld geführt, wo etliche bewaffnete Reuter unsre Bewegungen bewachten. Als die Gräfin dem Tilly ihre glückliche Ankunft im Lager und ihren Dank für seinen Schutz melden ließ, brachte man ihr die Antwort zurück, der Feldherr könne heute sie nicht sprechen, werde dieses jedoch bei gelegener Zeit thun. Da saßen wir denn, blickten aus dem Eingang des Zeltes hinaus nach der in Flammen stehenden Stadt und beweinten das Unglück unsrer gewesnen Mitbürger. Die plündernden Feinde selber hatten sich aus den brennenden Straßen und Häusern auf die Wälle flüchten müssen; viele von ihnen kamen, schwer mit Beute beladen, noch schwerer jedoch belastet durch das Blut der unschuldig Gemordeten, das an ihren Händen und Kleidern klebte, heraus ins Lager. Der Feldherr, den wir von ferne auf seinem Rosse halten sahen, blickte noch immer unverwandt in die brennende Stadt.

Man hatte nicht daran gedacht, uns auch nur einen Trunk Wassers anzubieten. Gegen Abend kam der schon erwähnte Feldoberst zu uns herein ins Zelt. Als er die Gräfin sahe, küßte er ehrerbietig ihre Hand und beide mußten bei diesem Wiedersehen weinen. In diesem Manne war wirklich ein theilnehmendes, menschenfreundliches Gemüth, er hat dies nicht nur an uns, sondern auch an vielen andern Bewohnern der Stadt bewiesen; namentlich hatte er auch zwei Prediger mit ihren Familien aus der Hand der Kroaten gerettet und durch seine Leute sicher

vor die Stadt herausgeleiten lassen; wir sahen diese Geretteten noch an demselben Abende.

„Für die unzähligen Wohlthaten, sagte er zur Gräfin, welche ich in Prag in Ihrem Hause, von meines verstorbenen Oheims und von Ihrer Güte genossen habe, kann ich Ihnen freilich hier im Feldlager nur eine sehr schlechte Bewirthung anbieten, doch seyn Sie versichert, daß Alles, was ich habe und vermag, selbst mein Blut und Leben, zu Ihren Diensten steht.“

„Ich begehre nichts, sagte sie, als, so bald die Zeitumstände es erlauben, ein sichres Geleite zu meinen Verwandten nach Schlesien, für mich und meine beiden Pflegkinder und Schutz für die ehrlichen Hausgenossen und Nachbarn, die sich an uns angeschlossen haben. Denn ich kenne ja Ihr Herz, lieber Ferdinand, Sie würden, wenns bei Ihnen gestanden wäre, nicht nur etlichen, sondern allen Bewohnern der Stadt Schutz und sichres Geleite gewährt haben.“

Wir bekamen jetzt, und mit uns die Predigerfamilien, so wie unsre Wirthsleute, dann aber auch die Andern, die mit uns herausgezogen waren, ein Abendessen, das wir dem freundlichen Geber gern erlassen hätten. Denn im Anblick der noch immer in gluthrothen Flammen stehenden Stadt und im Anhören der vom Feind verübten Gräuel, welche mehrere der später aus der Stadt Geretteten uns beschrieben, wollte uns kein Bissen schmecken. Namentlich die theilnehmende Gräfin genoß nichts als ein Glas Wasser.

Erst zwei Tage nach unsrer Ankunft im Lager, erhielt unsre Herrschaft die Einladung zum Feldherrn zu kommen. Sie fand bei ihm, wie sie nachher in unserm Beiseyn dem Feldobersten erzählte, eine sehr höfliche Aufnahme und das Versprechen zur Leistung aller der Gefälligkeiten, welche sie

verlangen würde. Sie begehrte nichts weiter, als ein sicheres Geleit zu den Gütern einer Verwandtin in Schlesien: ihr war nicht wohl in Tillys Nähe, der sich übrigens auch nicht viel um die Gräfin zu bekümmern schien. Doch ließ er sein ihr gegebenes Versprechen nicht unerfüllt; an demselben Tage, an welchem er seinen Einzug durch die von Leichnamen und Schutt nothdürftig gereinigten Gassen der Stadt, nach der vereinsamt zwischen den Trümmern stehenden, vom Feuer verschonten Domkirche hielt, kam er auch an unser Zelt geritten, und kündigte unsrer Herrschaft an, daß sie morgen abreisen könne.

Wir nahmen einen recht bewegten, dankbaren Abschied von unsern bisherigen Wirthsleuten; sie waren von der Gräfin noch reichlich beschenkt worden; wie wir nachmals erfuhren, haben sie sich in Zerbst niedergelassen. Unsre Reise durch Sachsen nach Schlesien gieng ohne alles Hinderniß von statten, wir fanden bei den Freunden unsrer Herrschaft mit dieser selber eine sehr gütige Aufnahme, doch wollte unsre gute Gräfin nicht länger bei ihren Verwandten wohnen, als nöthig war, um sich selber ein kleines Haus, das sie zur Miethe nahm, einzurichten. Hier hat sie auch, als eine wahre Wittwe, in stiller Zurückgezogenheit gelebt bis an ihr Ende; alle ihre Zeit und Kräfte waren dem Dienste der Armen und Nothleidenden, der Vorsorge für die Wittwen und Waisen dahingegeben, und sie empfieng zu diesem Dienste täglich die neuen Kräfte, denn sie verstund es, dieselben da zu holen und zu finden, wo sie allein zu finden sind: in dem unablässigen Umgange mit Gott und mit seinem Worte. Das Beten dieser Frau ist ein wahrhaft eindringendes und ächtes gewesen, weil jedes Wörtlein desselben an ihr selber und an Andren zur That wurde.

Ich durfte bis zu meinem funfzehnten Jahre bei dieser guten Herrschaft und bei meiner Schwester bleiben. Nach so mancher Noth, und nach den vielen Wechseln, die ich in meiner Kindheit schon ausgestanden, waren mir diese Jahre wie die Zeit einer Sabbathsruhe. Ich besuchte anfangs die Dorfschule, deren Lehrer ein sehr fleißiger und geschickter Mann war, dann, als man Gaben an mir bemerkte, von denen meine Wohlthäterin glaubte, daß sie mich zu einem andren Berufe hinwiesen, als zu dem eines Landbauers oder eines Handwerkers, veranstaltete es dieselbe, daß ich von dem frommen und gelehrten Prediger des Ortes noch besondern Unterricht empfieng. Dieser mein Lehrer bereitete mich auch vor zu meinem erstmaligen Annahen an den Altar des Herrn, und war mir bei diesem vielbedeutenden Schritte meines innren Lebens ein treuer, gesegneter Führer.

Es war nun die Zeit gekommen, da ich meine eigne Bahn betreten und durchlaufen sollte. Bisher war ich, wie ein junger Baum, von der Hand des Pflanzers gar oft von einem Punkte des Anwurzelns zum andren geführt, immer aber wieder so gesetzt worden, daß ich im Schutz und Schatten von fester gewurzelten, vollkommnerwüchsigen Bäumen stund, jetzt sollte ich hinausgepflanzt werden an einen ganz freien Ort, an welchem Hitze und Frost, Sturm und Regen mich einzeln stehenden mit aller Macht anrühren und erschüttern konnten. Vielleicht geschieht es unter viel tausend Menschen kaum einen so wie mir, daß er von seiner Kindheit an bis zur beginnenden Zeit des Jünglingsalters beständig in solch einer Obhut und Leitung von Seelen leben darf, in denen jene kräftige Liebe siegreich waltet und herrschet, welche nach allen Seiten hin wieder Liebe zu Gott und den Brüdern weckt, und doch sollte sich jetzt bald an mir zeigen, wie wenig diese fremde Wärme, in

deren Strahlen ich mich sonnte und erquickte, in mir selber ihre bleibende Wohnung und ihren Quell habe.

Ich hatte meine Neigung erklärt, mich für den Stand eines Lehrers, an einer Stadt- oder Landschule auszubilden; die edle Gräfin, obgleich ihre äußerlichen Mittel verhältnißmäßig beschränkt waren, bot mir hierzu sehr willig ihre Hülfe an; ich sollte, nach dem Rathe unsers Predigers, in eine, von uns etwas weiter abgelegne Stadt gehen, in welcher sich damals sehr gute Gelegenheit fand, sich die Kenntnisse zu sammeln und die Uebung zu erwerben, deren ein Lehrer der Jugend bedarf. Der Pfarrer hatte überdieß in jener Stadt einen Freund, an welchen er mich empfehlen konnte.

Der Abschied von der mütterlichen Wohlthäterin, so wie von dem guten Lehrer und von meiner Schwester, der einzigen Blutsverwandtin, die ich noch auf Erden hatte, fiel mir unbeschreiblich schwer; ich war zu sehr an die Liebe der Menschen gewöhnt; wenn ich auch schon öfters in ziemlicher Noth und hin und wieder in Berührung mit rauhen Leuten gewesen, hatte ich doch wenigstens immer die Schwester bei mir gehabt, die mir ja, nach ihren Kräften, eine treue Pflegerin und Freundin war. Jetzt nun kam ich unter lauter fremde Leute und mußte schon in den ersten Tagen meiner Wanderschaft an einem jungen Menschen meines Alters, an den ich mich zutraulich und mit Liebe angeschlossen, es erfahren, was Betrug und Diebstahl sey; denn obgleich ich ihn, als er mir klagte, daß er so arm und hungrig wäre, in der Herberge auf meine Kosten hatte speisen lassen, entwendete er mir dennoch einen Theil meines Reisegeldes bei der Nacht, und war am Morgen entflohen. Auch sahe und hörte ich auf der weiteren Reise so Vieles, das ich in meiner bisherigen

näheren Umgebung nie vernommen: Rohheiten und, wie mir schien, leichtsinniges Wesen, daß ich öfters, wenn ich wieder genöthigt war, in eine Herberge einzukehren, mehr nur Furcht und Grauen, als jenes wohlthätige Gefühl empfand, welches das Ausruhen nach großer leiblicher Ermüdung oder die Sättigung des Hungers in uns hervorruft. Ich tröstete mich jedoch mit dem Gedanken, daß ich ja nach wenig Tagen in der Stadt seyn werde, in welcher sich das Ziel meiner Reise fand, denn dort, meinte ich, würde ich wieder unter lauter solche Leute kommen, wie mein seliger Grosvater, meine Eltern, wie die Reichelschen Eheleute, wie Meister Schmidt und seine Frau, wie die Gräfin und der Pfarrherr des Dorfes gewesen waren.

Es war ja jetzt eben, da ich wanderte, die schönste Zeit des angehenden Sommers; auf den Wiesen und in den Gebüschen, ja selbst in den Gräben und Teichen blüheten die mannigfaltigsten Blumen; in den Gärten aber prangte die edle weiße Lilie und dufteten die unter der Pflege der Gärtner stehenden Orangen- und Citronen-Blüthen. Ich hätte nur manche dieser Wiesenblumen, auch wenn sie vom Staube der nahe vorbeigehenden Straße bedeckt und entstellt waren, in meine Hand nehmen und recht betrachten dürfen, dann würde ich wohl erkannt haben, daß derselbe Finger der Weisheit und Güte, der die Lilien und Orangenbäume machte, auch diese Blümlein mit dem Abglanz seiner Schönheit geschmückt hat, und wenn auch allerlei Giftgewächse unter ihnen sind, so finden sich doch viel mehr andre, die der Hausherr und seine Leute nicht wegwerfen, weil sie für den Haushalt sich noch nutzbar machen lassen.

Ich kam endlich in die Stadt, welche nun für längere

Zeit mein Aufenthaltsort seyn sollte; sie liegt gar schön zwischen den fruchtbaren Hügeln und Auen, mein Herz war fröhlich als ich sie vor mir sahe. Der Freund unsres Pfarrherrn nahm mich wohlgefällig auf, er selber aber konnte mich nicht für längere Zeit in seiner Wohnung behalten, er miethete gleich am andern Tage für mich in einem fremden Hause ein, dazu war er ein so viel und anhaltend beschäftigter Mann, daß ich ihn nur sehr selten und wenig zu sehen bekam. Auch meine Wirthsleute waren zwar recht ehrliche Menschen, aber sie giengen an den Werktagen ihrem bürgerlichen Gewerbe, an den Feiertagen ihrer Erholung oder ihren Vergnügungen nach; wollte ich mit ihnen ein solches Gespräch anfangen, wie die fromme Gräfin mit uns beiden Geschwistern, oder wie der Pfarrherr mit mir gehalten, so ließen sie mich zwar reden, aber sie sprachen dazwischen oder gleich darauf mit einander solche gleichgültige, und wie mir vorkam, solche unwürdige Sachen über ihr Hauswesen und über Stadtneuigkeiten, daß ich wohl merken konnte, die Worte die aus meinem jungen Munde kamen seyen nicht sonderlich von ihnen beachtet. Dasselbe erfuhr ich täglich, wenn ich mit meinen Altersgenossen, oder wenn ich mit den verschiedensten Leuten, zu denen ich etwa hinkam, in Gespräch und Wechselverkehr trat. Einsam und allein kam ich mir unter ihnen allen vor.

Der Keim, der sich anjezt in meinem Herzen zur Giftpflanze entfaltete, hatte wohl schon längst in mir gelegen, denn er ist der allgemeinste, der in der Menschennatur sich findet: ich gerieth in einen geistlichen Hochmuth, vor dessen Abgrund mir grauset, wenn ich daran denke. Ich hielt mich für besser als die meisten, ja vielleicht als alle

alle Menschen, mit denen ich damals in näherer Bekanntschaft stund.

Ich hatte in diesem Zustande mehrmalen an meine edle Wohlthäterin, an die fromme Gräfin, geschrieben, ihre reine Seele hatte den Aushauch des Giftes, das in mir war, wohl wahrgenommen, sie schrieb mir auf eine sehr ernste, mütterlich zurechtweisende Art, aber ich war schon so verblendet, daß ich ihre Warnungen und Ermahnungen kaum recht verstund oder wenigstens nicht zu Herzen nahm; erst später, da ich ihre Briefe mit vielen Thränen der Reue wieder las, habe ich das erkannt, was sie mir sagen wollte. Die edle Frau hatte schon, als ich von ihr schied, sehr gekränkelt; sie starb, ohne daß ich sie wiedergesehen und mündlich ihren letzten Segen empfangen hatte, etliche Jahre nach meinem Abschied von ihr, im 64sten Jahre ihres Alters. Sie hatte noch vor ihrem Tode auf mich und meine Schwester, als ihre Pflegekinder, ganz besonders Bedacht genommen und in ihrem Testamente uns so viel ausgesetzt, daß ich, ohne einer weiteren fremden Hülfe zu bedürfen, meine Vorbereitungsjahre zum Lehramte vollenden konnte und daß auch meine Schwester, außer den andern Sachen, die sie von der Gräfin erbte, noch ein kleines Capital für den Anfang ihres künftigen Haushaltes besaß.

Meine Schwester war nach dem Tode der theuren Wohlthäterin bei Verwandten derselben in Dienste getreten, ich aber hatte, wie ich dies schon vorher gethan, mit großem Fleiße und sittlicher Strenge meine Laufbahn verfolgt. Eben diese große Strenge, diese äußerliche Ehrbarkeit, zusammen mit den Kenntnissen und Fertigkeiten, welche ich mir erworben, hatten mich in den Augen der Menschen, die nicht in das verborgne Innre schauen, namentlich auch in denen meiner Lehrer, so hoch gestellt und

empfohlen, daß ich, kaum achtzehn Jahre alt, durch meine Gönner für die Stelle eines Gehülfen bei einer der Stadtschulen vorgeschlagen wurde und diese wirklich erhielt. So gering ein solches Glück in den Augen Vieler scheinen mag, so trug es doch dazu bei, mich in meiner Verblendung, in meiner hochmüthigen Eingenommenheit für mich selber zu bestärken.

Um diese Zeit erhielt ich einen Brief von meiner Schwester. Diese, so dringend fast als damals, als der Feind dem Reichelschen Hause schon ganz nahe war, bat mich, ich möge sie aus einer großen Gefahr retten; ich möge ihr, was bei dem damals zwar gerade nicht in unmittelbarster Nähe tobenden, wohl aber das ganze Land unsicher machendem Kriege nöthig war, bis an einen gewissen Ort entgegenreisen und sie dann mit mir nehmen in mein Hauswesen, welches sie treulich mir führen wolle. Ich erfüllte ihr sogleich diesen Wunsch und erfuhr später von ihr, daß sie in dem Hause, darin sie damals lebte, Gefahren ausgesetzt gewesen war, bei denen das Entfliehen das Beste schien. So hatte ich doch nun wieder eine Seele gefunden, welche treulich mich zu warnen und zur Einfalt hätte zurückführen können, wenn ich dieser Warnungen durch Wort und That hätte achten wollen. Denn meine Schwester war durch ihr Beisammenseyn mit der frommen Gräfin, besonders in den letzten Lebenstagen derselben im Guten sehr gestärkt und gefördert, vor allem aber in der Demuth erhalten worden.

Ich verwaltete das mir aufgetragene Amt zur großen Zufriedenheit meiner Vorgesetzten, und genoß in reichem Maaße die Liebe und das Zutrauen meiner Schüler. Da wurde ich mit Leuten bekannt, welche in der Art, in welcher sie über die innern und äußern Angelegenheiten des

Lebens sprachen und urtheilten, sehr übereinstimmend mit mir schienen. Ihren Worten nach hielt ich sie für eben so fromm als die verstorbene Gräfin, oder die ihr an Gesinnung gleichen Freunde, welche mir Gott früher zugesendet hatte, ja ich hielt sie wohl noch, um meinen damaligen Ausdruck von ihnen zu gebrauchen, für „weiter gefördert" als manche von diesen Freunden, weil sie mehr Worte machten als dieselben. Ich hätte aber nur besser darauf merken sollen, ob sie, namentlich in ihrem Hause, wirklich das, was sie auf der Zunge führten, auch durch die That bezeugt hätten; ob sie auch in ihrem Wandel den seligen Reichels, und unsrer seligen Gräfin oder auch nur dem Schuhmachermeister Schmidt und seiner Hausfrau, denen ich sie in meinem Urtheil damals so weit vorzog, gleich wären; denn diese Alle hatten zwar wenig von solchen hohen Dingen gesprochen, womit meine neuen Freunde mich entzückten, sie hatten aber dafür desto höhere Thaten der rechten Gottesfurcht, Liebe und Demuth geübt. Darinnen fehlte es aber, zwar nicht bei allen, denn es waren mehrere wahrhaft redliche Seelen darunter, wohl aber bei vielen dieser Leute; meine Schwester schaute mit ihrem klaren, unbefangenen Blicke durch das Gewebe, das mich und andere täuschte, sie sagte mir Mancherlei, ich aber glaubte ihren Worten nicht.

In unserer Stadt lebte damals ein Prediger, welcher meine und meiner neuen Freunde Aufmerksamkeit und Theilnahme im höchsten Grade an sich zog; es war in der That etwas Außerordentliches in seinen Reden. Diesem Manne war es einmal wirklich ein rechter Ernst gewesen mit der innern Ueberzeugung, welche er aussprach; der ächte, lebendige Glaube an Gott war jedoch späterhin seinem Herzen entschwunden und ein desto stärkerer Glaube an sich selber

sowie die eigne Kraft war an seine Stelle getreten, welcher noch immer in dasselbe Gewand sich kleidete, in denselben Worten sprach wie der verlorengegangene.

Ich muß mich hierbei eines Beispiels bedienen. Wenn der Lebensodem der irdischen Natur, wenn ein sanfter Wind mit seiner erfrischenden Kraft durch Wald und Feld sich ergeht, da bewegt er die Blätter und Zweige der Bäume, nach dem Maaß seiner Stärke; der vorübergehende Wanderer wird erquickt durch den kräftigen Hauch, er hört das Rauschen in den Wipfeln der Bäume und sieht das Wogen der Blätter und Zweige so wie der Kornfelder; es erscheint ihm als etwas Natürliches und Gewöhnliches, denn er selber wird von der nämlichen Luft angeweht, welche jene bewegt. Wenn aber eine besondere Ursache, etwa ein Thier, das unter die Wurzel eines Baumes sich hinwühlte, diesen in gewaltige Bewegung setzt, da regen sich zwar seine Zweige und Blätter auch, und wogen auf und nieder, wie von Sturmesgewalt, auch werden wohl die zunächst stehenden Bäume des Waldes, deren Zweige mit denen des andern in Berührung kommen, mit in die gewaltsame Erschütterung hineingerissen, diese aber bleibt immerhin etwas Unnatürliches. Und obgleich sie viel mehr Aufsehen macht als die gewöhnliche, natürliche Bewegung durch die Luft; denn die Wandrer bleiben vor einem auf solche Weise bewegten Baume wie vor etwas Seltsamen und Wunderlichen stehen, wirkt sie doch niemals eine wahrhafte Erfrischung der Lebendigen.

Wenn der Mensch bis in seine innerste Tiefe einmal und vielleicht öfters von der Sturmesgewalt eines geistigen Bewegens erschüttert und aufgeregt worden ist, dann hat er, denn er ist ein sich selber bewegendes Wesen, eine

Macht in seiner innern Natur über die äußere empfangen, welche er vorhin nicht besaß. Er kann aus eigenem Willen die äußern Geberden des Bewegens nachahmen, welches vorhin ihn ergriffen, und eine solche aus dem Menschenwillen kommende Regung erscheint wohl gewaltsamer, wirkt noch erschütternder als jenes sanfte, stille Säuseln, das der Geist von oben weckte. Ein solcher Mensch, wenn er aus eigner Macht die Geberden des Lebens nachahmt, das er vorher an sich selber erfahren, geräth alsbald in Versuchung, die eigne Kraft für die göttliche zu halten: in die Gefahr der Selbstvergötterung, und je mehr dieser Wahn in ihm zunimmt, desto mehr verläßt ihn die obere Kraft, welche ihm Leben gab. Etwas Aehnliches hatte bei dem Prediger stattgefunden, von welchem ich so eben sprach. Seine Reden waren gewaltsam, also daß auch viele redliche, wahrhaft fromme Seelen davon hingerissen wurden; die Andern, Gute sowohl als Böse, hatten ihren Spott damit, aber gerade dieser Spott, diese Verachtung, in welche der Mann bei der Mehrzahl gerieth, machte seine Anhänger nur noch fester in ihrem Wahne; sie meinten, dieser äußerliche Widerwille, welchen allerdings auch die ächte Wahrheit öfters erregt, sey ein Beglaubigungszeichen für die Vollkommenheit ihres Lehrers und für die Aechtheit seiner Lehren. In der That die Abgötterei, mit ihrem fanatischen Taumelkelch hat etwas Berauschendes und Ansteckendes für die Menschenseelen; schon das kräftige Selbstvertrauen, es mag nun von wohlbegründeter oder irriger Art seyn, erwirbt sich das Zutrauen und den Beifall der Andern; die Selbstvergötterung reißt Andre in dieselbe Anbetung hinein, welche eine armselige Creatur nicht Gott, sondern sich selber erweist.

Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Ge-

berden, sondern es ist inwendig in euch; dies hat der Mund der Wahrheit selber gesagt und sein Wort ist gewiß. Allerdings kann dieses sein Reich vormals wie künftig und selbst gegenwärtig mit Erweisung von wundervollen Kräften und Thaten auch im Aeußerlichen kommen; immerhin nehmen jedoch diese Kräfte und Thaten ihren Weg wieder in das Innere hinein, wo ihr eigentliches Reich ist, und werden von hier aus zu einem Leben, das den ganzen Menschen erneut und durchdringt.

Ich habe die Erfahrung damals öfter an mir und an Andern gemacht, daß es der Seele, wenn sie den Weg der Lauterkeit verlassen, im Umgange mit Gott und den Brüdern eben so ergehe wie solchen tadelnswürdigen Leuten, die gegen Menschen von höherem Stande sich niederträchtig und kriechend betragen und vor diesen den Staub des Bodens lecken, während sie gegen ihres Gleichen oder gegen Solche, welche von geringerem Stande, denn sie selber sind, sich mit aller Härte des Hochmuthes benehmen. Jener Prediger bekannte sich freilich ohne Aufhören mit seinem Munde vor Gott als ein sündiger Wurm; daß aber sein Herz von diesem Bekenntniß nichts wußte, das bewies er in seinem Zusammenleben mit den Nebenmenschen; selbst der leiseste und geringste Tadel konnte in ihm den bittersten Grimm erregen; er haßte in seinem Herzen, wenn er dies auch zu verbergen wußte, Jeden, der nicht ihm, oder wie er sagte, Gott die rechte Ehre der Vergötterung erwies; gegen seine eigne Familie betrug er sich mit liebloser Härte; seine wackere Frau, weil diese ihn zurecht gewiesen und durchschaut hatte, haßte er mit dem bittersten Hasse.

Gott ist ein Gott der Ordnung und des Friedens. Jener unglückselige Mann erlaubte sich, selbst in der Füh-

rung seines Amtes Unordnungen und auffallende Unregelmäßigkeiten wie ein Trunkener; jene zurechtweisenden Winke, die seine Vorgesetzten, die seine Obrigkeit ihm gaben, achtete er nicht und gehorchte nicht ihren Geboten, denn, wie er sagte, müsse man Gott, dies hieß in seinem Sinne eigentlich ihm selber, weil er ja sich selber für einen Gott hielt, mehr gehorchen als den Menschen; er trieb seine Unordnungen wenigstens im Verborgenen fort.

Wenn, wie ich vorhin mich bildlich ausdrückte, die Bewegung nicht aus natürlichem Grunde kommt, sondern eine gewaltsam auf unnatürliche Weise bewirkte ist, dann bedarf sie auch zu ihrer Auffrischung und Ernährung unnatürlicher Mittel; sie kommt nicht aus dem Geist, der oben ist, sondern aus dem in die Tiefe versunkenen: aus dem Fleische, darum bedarf sie grobsinnlicher, fleischlicher Anregungen. Wir arme Anbeter des Menschen, der sich uns statt Gottes hingestellt hatte, mußten wohl schon während unserer Verblendung manchmal es auffallend finden, daß unser Führer mit ungemeiner Begierde und in ziemlicher Menge, wo sich Gelegenheit fand, oder wo er es vergaß, in Gegenwart Andrer sich mehr zu mäßigen, geistige Getränke zu sich nahm, aber wir entschuldigten dies damit, daß ja dieser ungewöhnlich (man hätte freilich dazu setzen dürfen auch unordentlich) thätige Mann solcher Stärkungen bedürfe.

Wie kam es doch, daß ich, der ich in früheren Jahren so manche Meister eines lauteren, kindlichen Glaubens und eines wahrhaft reinen, ordentlichen, stillen Wandels vor mir gesehen, den furchtbaren Irrweg nicht erkannte, auf dem sich unser Führer und wir seine Verführten befanden? Ich weiß jetzt wohl, woher es kam; mein eigner innrer Hochmuth, in welchem ich mich so sehr über Andre erhob,

war die Ursache meiner Verblendung. Die meisten andern Menschen schienen mir auf einem Irrwege, darum mußte ich selber auf einen gerathen; das gewöhnliche, einfache, gesund ernährende Brod des Lebens genügte meinem Gaumen nicht mehr, ich suchte eine andre Speise, die meinen Geschmack reizte und vergnügte, und ergriff ein Gift.

Meine gute Schwester dachte nicht so. Sie hatte zwar einige Male mit mir den Prediger gehört, war auch in seinem Hause gewesen, dann aber besuchte sie seine Predigten nicht mehr, denn, sagte sie, sie erschüttern mich zwar, aber sie bessern mich nicht. Sie hielt sich fortan zu der gewöhnlichen Stadtgemeinde und machte mir auch bei manchen Gelegenheiten Bemerkungen über das, was sie im Hause des Mannes beobachtet hatte, die mir wohl schon damals hätten die Augen öffnen sollen. Die gute Seele, ich habe ihr es später oft mit Hand und Mund abgebeten, sie mußte für ihre wohlmeinenden Winke von mir nur Aeußerungen der lieblosen Härte erfahren. Ich entfremdete mich zuletzt ganz von ihr und es war ein besondres Glück für sie, daß ein rechtschaffner, von Herzen wohlwollender Jüngling ihr seine Hand reichte und in seinem Hause sie wohl versorgte. Mein neuer Schwager gehörte nicht zu unsrer Parthei, die sich je mehr und mehr von der größern Gemeinde der Mitchristen absonderte und losriß, ich achtete ihn deshalb sehr gering und kam nur selten mit ihm und mit meiner in seiner Liebe glücklichen Schwester zusammen.

Ich will diesen Bericht über den traurigsten und gefahrvollsten Theil meines Lebens kurz machen. Unser Abgott, weil zuletzt sein Wahn ihm glauben machte, alles, was er thäte und spräche, sey göttlicher Art, und ihm als einem Gotte sey Alles erlaubt, gerieth, anfangs in

verborgene, zuletzt in öffentlichere Gräuel des Lasters, deren selbst die besseren Heiden sich geschämt haben. Er hatte manche der von ihm zuerst geistig Verführten in diesen Abgrund der fleischlichen Verworfenheit mit sich hineingerissen; Thaten der wahnsinnigsten, unbegreiflichsten Sinnestrunkenheit waren geschehen; ich möchte diese Welt der Gräuel eine Welt der dämonischen Wunder nennen, welche in gesunden Seelen nur Entsetzen, in kranken aber eine Theilnahme der Raserei erregen; auch diese unglücklichen Menschen glaubten Gesichte und Offenbarungen zu haben und sprachen in manchen Zuständen wunderlich begeisterte Dinge.

Der Abgrund, das Grab voll modernder Gebeine lag nun auch öffentlich aufgedeckt, vor den Augen aller Freunde und Feinde des Verführers; jene waren zerknirscht vor Schaam und wehklagten, diese aber frohlockten. Die strafende Gerechtigkeit der Obrigkeit konnte solche Verbrechen nicht dulden; unser Verführer wurde in den engen Gewahrsam der gemeinen Verbrecher gebracht und mußte zu den innren Ketten, die ihn schon so lange banden, auch die äußern tragen; die, welche an seinen Thaten theilgenommen, wurden zugleich mit ihm nach dem Maaße ihres Verbrechens bestraft; mich, der ich so nahe am Rande des Abgrundes taumelte, hatte Gott vor dem Hinabstürzen in denselben bewahrt, aber ich wurde meines Amtes entsetzt; mich, wie Viele, welche unschuldiger und besser waren denn ich (denn zuletzt hatte die Verführung ziemlich weit um sich gegriffen), traf die allgemeine Verachtung aller Mitbürger.

Ich war wie vom Donner gerührt; meiner selber nicht mächtig; ich konnte nicht weinen noch beten. Eingeschlossen in mein Zimmer wollte ich mich vor den Augen

aller Menschen verbergen; ich wäre gern in die Tiefe der Erde hinabgestiegen oder in eine Wüste entflohen, um von keinem Auge gesehen zu werden, aber eines blickte mich dennoch an, mit durchbohrendem, richterlichen Ernste: das Auge, welches ins Verborgene schauet. Ich weiß kaum, was aus mir geworden wäre, wenn nicht jene Liebe, die geduldig ist und nachsichtig und die Alles vergiebt, meine gute Schwester und ihren trefflichen Mann bewogen hätte, mich in meinem Elend aufzusuchen. Sie klopften und riefen an meiner Thüre; erst nach langem Kampf mit mir selber that ich ihnen auf.

Sind wir dir denn so gar fremd geworden, sagte meine Schwester mit weinenden Augen zu mir, daß du uns gar nicht mehr sehen willst? Ich wollte dir nur deinen Antheil an einem Erbe bringen, das dein so gut als mein gehört. Es scheint, als hättest du diesen deinen Antheil ganz vergessen; du hast ihn aber bei mir, deiner Schwester gelassen und ich habe dir ihn aufbewahrt. Es sind die letzten Worte unsers seligen Großvaters, in denen er uns arme Waislein der lieben, treuen Hand seines Heilandes übergab und diesen bat, daß er uns bewahren und erziehen möge zum Leben der Ewigkeit, daß Keines von uns verloren gehe; uns leiten nach seinem Rathe und endlich annehmen mit Ehren. Jene Worte des Seligen, worin er Gott bat, daß er uns bewahren möge in unsrer damaligen leiblichen Gefahr und daraus erretten, sind, wie du früher oft selber es erwähnt und dankbar gerühmt hast, so treulich und reichlich an uns in Erfüllung gegangen; wir sind durch die Jahre unsrer Kindheit und Jugend recht freundlich und sanft geleitet worden; so meine ich wird auch der ganze Segen unsers frommen Grosvaters an dir in Erfüllung gehen, wenn du recht

mit reumüthigem Sinne, zugleich aber auch mit herzlichem Vertrauen, wie der verlorene Sohn umkehrst zu dem Vater, den du auf deinen letzten Irrwegen verlassen hast.

Ich war jetzt gedemüthigt und gebeugt genug; ich konnte jede Züchtigung und Zurechtweisung mit weichem Herzen ertragen; ich hielt mich keiner Liebe weder Gottes noch der Menschen werth. Mein guter Schwager, statt, wie ich's erwartet und für mein verächtliches Betragen gegen ihn so sehr verdient hatte, mich zu tadeln und zu strafen, schloß mich Weinenden in seine Arme; wir weinten beide in tiefer Bewegung des Schmerzens und der Liebe. Meine Reue war durch Gottes Beistand eine wahre und aufrichtige, auch erhub sich mein Herz aus seiner tiefen Lähmung wieder zu jenem Felsen, auf dem es sonst seine Zuflucht gesucht hatte; es fand den verlassenen Ankergrund von neuem.

Das glimmende Docht, das zerknickte Rohr ist nicht ausgelöscht und zerbrochen worden; meine wankenden Kniee wurden wieder fest; ich that von neuem sichere Tritte. Einige Wochen blieb ich noch im Hause meiner lieben Schwester; wie hat mich da jenes einfache Brod des Lebens, das mir vorhin zu gering schien, wieder so erquickt und gestärkt. Ich suchte, denn ich fürchtete die Blicke der öffentlichen Verachtung nicht mehr, weil ich tief fühlte, wie sehr ich sie verdient hatte, einige jener redlicheren Seelen wieder auf, welche mit mir zugleich verführt worden waren. Ueber die meisten von diesen war, nach der Gluthhitze der Schwärmerei, eine eisige Winterkälte gekommen, welche ihnen den Tod drohete; nur Wenige hatten sich aus der Irre wieder auf den rechten Weg aufgemacht. Ich suchte Allen von jenen Gaben mitzutheilen, die mir selber geworden waren und ganz fehlte es nicht an Solchen, die sie gerne annahmen.

Unterstützt von meinem wohlhabenden Schwager reiste ich nach Elbing, wo man für eine der Schulen einen Lehrer suchte. Ich war noch nicht zwei- und zwanzig Jahre alt, als ich in diese Stadt kam, in der ich seitdem nahe an fünfzig Jahre gelebt habe. Dem edlen Manne, der jetzt mein nächster Vorgesetzter werden sollte, und der mich, als ihm meine Prüfung eine gute Meinung von meinen Kenntnissen und meiner Tüchtigkeit gegeben hatte, sehr freundlich deshalb belobte, erzählte und bekannte ich in aufrichtiger Reue alle meine Verirrungen, und legte die Entscheidung meines Schicksals ganz in seine Hände. Er stieß mich nicht zurück; nach einer ernsten Berathung mit mehreren seiner Amtsbrüder und nach einem neuen, ausführlichen Benehmen dieser Aller, auch mit mir, schenkte man mir das Vertrauen, mich dennoch in mein Amt einzuführen.

Ich darf es sagen, denn es war ja nicht meine, sondern eine andere, höhere Kraft, die mich hielt, ich habe jenes Vertrauen nicht getäuscht; ich fand bald die Liebe der Kinder, deren Lehrer ich war, so wie ihrer Eltern und die Achtung meiner Mitbürger; meine Amtsführung ist vielen Seelen zum Segen gewesen; manche gute Saat, welche ich pflanzen und begießen durfte, ist schon eingeführt in ihre Scheuern; die Schüler meiner letzten Lehrerjahre waren die Kinder meiner früheren Schüler; in einer Stadt voll redlicher, treuer Bürger darf ich mich als ihr Mitbürger darüber freuen, daß uns Gott nicht vergeblich zusammengeführt hat; wir haben treulich mit einander an dem Werk der gemeinsamen Herzens- und Geistesbildung so wie der Besserung gearbeitet.

Mein sehr schwerer Fall hat mich freilich für mein ganzes übriges Leben ein vorsichtiges, ja fast ängstliches

Aufmerken auf meine Schritte gelehrt. Ich habe die Bitte, welche in einem unsrer Kirchenlieder ausgedrückt ist, recht verstehen lernen, die Bitte:

Gieb nur, daß sich auch mein Wille
Recht in solche Schranken fügt,
Darinnen die Demuth und Einfalt regieren,
Und mich zu der Weisheit die himmlisch ist führen.

Die Lust zu dem Besteigen der geistlichen Höhen ist mir seitdem vergangen; ich habe mich lieber zu dem sicheren Wege des einfältigen Aufmerkens auf das Allen gegebene Wort gehalten, auch wenn dieser Weg in den Augen der Menschenweisheit ein gering geachteter war. Ich habe unter und nächst der göttlichen selbst die menschliche Ordnung mehr denn jemals vorher achten und ehren gelernt, und Alles das ist mir verdächtig geworden, was gegen diese Ordnung sich erhebt. Den Gefühlen meiner Seele, auch den anscheinend höchsten und frömmsten traute ich nicht, ehe sie in gewissem Maaße zu einer That geworden, denn ich hielt es auch hier mit dem Sprichworte, das mein alter seliger Inspector Reichel so oft im Munde führte: bete und arbeite, arbeite und bete. Doch bei all diesen innerlichen wie äußerlichen Arbeiten ist mir's geschehen, daß ich von Jahr zu Jahr in meinen eignen Augen immer geringer geworden bin, Der aber, der von meiner Jugend an mir half und noch jetzt, da ich grau bin, mich nicht verläßt, immer größer.

Was soll ein Kind, das in dem Hause seines reichen, guten Vaters wohnt, für Noth haben? Es lebt in stillem Schutz und Frieden; all sein Anliegen darf es dem Vater klagen und sagen, und dieser hilft oder tröstet jederzeit; es hat immer die rechte, zuträgliche Nahrung und das

Wasser des Lebens umsonst; die kleine Mühe und Arbeit, die der Vater ihm aufgiebt, wird zur Lust, denn Er selber, der Vater hilft die Last tragen. Ich wollte, ich lernte den Spruch, der zur Menschenseele gesagt ist „wir werden kommen und Wohnung in ihr machen" bis an mein Ende immer treuer und reichlicher aus Erfahrung verstehen und vermöchte auch andern Seelen von der Seligkeit etwas zu sagen, die ein Mensch schon auf Erden genießt, an welchem der Inhalt jenes Spruches in Erfüllung gehet. Ja, wie es in dem Psalm heißt: der (vielgescheuchte) Vogel hat ein Haus, hat einen Ruheort gefunden, bei den Altären des Herrn, und von diesem sichren Orte lässet sich's gut hinüberblicken über Alles, das sonst unklar und unverständlich war.

Ich will nur noch einige Worte von meinen äußeren Schicksalen sagen und etwa von dem, was mich hieher geführt hat. In meinem fünf und zwanzigsten Jahre verheirathete ich mich mit einer Wittwe, einer arbeitsamen, ehrbaren Frau aus Danzig, einer Mutter vieler Kinder. Sie war älter denn ich; ich hatte nicht auf etwas Aeußerliches gesehen, sondern vor Allem dachte ich mir es recht süß, ein Vater und Erzieher von vaterlosen Kindern zu werden. Die Aufgabe war schwerer als ich mir sie vorgestellt; ich fand bei meinen menschlich bestgemeinten Absichten da Widerstand, wo ich Hülfe erwartet hatte. Doch Gott hat über manchen innern Kampf und viele starke innre Verschiedenheiten, die zwischen mir und meiner Hausfrau sich fanden, hinüber geholfen; die Töne haben sich doch unter der Hand unsers Meisters zur Harmonie aufgelöst, denn die Ehe ist ja auch dazu von Gott gesetzt, daß ein Mensch den andern in seinen Mängeln und Gebrechen tragen und sein sich erbarmen lerne, damit er

einst selber Erbarmen finde. Auch meine Stiefkinder haben das Vaterherz, das sie vorher wohl manchmal verwundeten, zuletzt erkannt und haben sich mit ihm in treuer Liebe zu Ranken an dem gemeinsamen Weinstock verbunden. Aber, — verzeihen Sie dem alten Vater diese Thräne — mein eigner, einziger Sohn, an welchem vielleicht nur zu sehr mein Herz hieng und noch immer hängt, mein Sohn, den ich mit den süßesten Hoffnungen zum angehenden Jünglingsalter heranwachsen sahe, ist mir verloren gegangen; er hat den Weg, nicht nur der Gottesfurcht, sondern selbst der bürgerlichen Rechtlichkeit und Ehre verlassen: er ist fast schon als Knabe zu einem Meister im Sündigen, zu einem öffentlichen Betrüger geworden. Durch die Flucht entzog er sich der wohlverdienten, obrigkeitlichen Strafe. Es sind nun fast sechs und zwanzig Jahre, daß ich diese schwere Wunde an meinem Herzen trage.

Meine Hausfrau, nachdem sie schon öfter durch die Schule der Krankheit gegangen, ist mir im vorigen Jahre an einer überaus schmerzhaften Krankheit gestorben. Der gute Gärtner hat diese Furcht noch recht reif und vollendet werden lassen in der Hitze ihrer Leiden, ehe er sie abnahm. Wie freue ich mich dort vor dem Angesicht des Herrn auf's selige Wiedersehen. Meine einzige Schwester, die wir immer von Zeit zu Zeit sahen, ist uns schon früher, vor etwa neun Jahren vorangegangen; meine Stiefkinder leben wohlversorgt, im guten äußern und, *wie ich zu Gott* hoffe, auch im festen innern Frieden.

Bald nach dem Tode meiner Frau befand ich mich einstmals im Hause eines meiner vieljährigen Freunde, bei welchem so eben ein Verwandter aus Königsberg zu Besuche war. Mein Freund und ich kamen auf meinen armen, verlorenen Sohn zu sprechen; sein Name, wie

sein Vergehen, denn es war ja ein offenkundiges, wurden genannt. Da ward der Fremde aufmerksam, er erzählte uns, daß er vor mehreren Jahren in Straßburg einen armen, kranken, des Lebens satten Menschen angetroffen und in seiner Noth unterstützt habe, welcher denselben Namen führte und der sich gegen ihn eben desselben jugendlichen Vergehens angeklagt habe. Daß derselbe aus den nördlichen Gegenden, aus einer Stadt in der Nähe der Ostsee gebürtig gewesen, wisse er auch, nur mache der eine Umstand ihn irre, daß jener Nothleidende sagte, er habe keine Eltern mehr, sondern nur einige Stiefgeschwister, die sich schwerlich seiner annehmen möchten.

Ich erkundigte mich genauer; Alter und alle andre Züge der Beschreibung ließen mir keinen Zweifel übrig, daß der unglückliche Mensch, den der Fremde kennen gelernt hatte, mein eigner, einziger Sohn sey, auch die Meinung desselben, daß seine Eltern nicht mehr lebten, konnte ich mir erklären, denn vor sechzehn Jahren lagen ich und meine Frau so schwer und anscheinend so hoffnungslos an einem bösartigen Fieber darnieder, daß die falsche Nachricht von unserm Tode selbst zu den Ohren meiner Schwester kam und diese mit großem Schmerz erfüllte. Ich habe mich deshalb nicht lange mit Fleisch und Blut besprochen, sondern bin nur meiner Vaterpflicht eingedenk gewesen. Und da ich bei meinen hohen Jahren dem Schulamte, das ich bisher begleitete, nicht mehr so, wie mir es nöthig scheint, gewachsen bin, habe ich dieses in die Hand eines jüngeren, tüchtigeren Lehrers, der mir ein lieber Schüler und geistiger Sohn war, niedergelegt, habe mein Haus in Elbing verkauft und mein kleines Vermögen, das ich großentheils der Sparsamkeit meiner verstorbenen Hausfrau verdanke, nachdem ich vorher mit den Kindern derselben

mich

mich redlich abgefunden, zu mir genommen, um, wenn er noch lebt, meinen Sohn aufzusuchen. Ein zuversichtliches Hoffen in meinem Herzen sagt mir: der Verirrte ist wieder umgekehrt zum rechten Wege, der Gefallene ist aufgestanden, und sollte dies nicht seyn, so will ich nicht ablassen von ihm mit meiner heißen, innigen Liebe, bis ich ihn wieder gewonnen habe.

Hiermit endigte der alte Jacob Werner die Erzählung seiner Lebensgeschichte.

Diese Erzählung war nicht so ganz ungestört gewesen wie die der Andern, obgleich der Redende selber, beschäftigt mit dem was er sprach, die Störung vielleicht am wenigsten bemerkt hatte. Der Armenfreund, dessen ganz besondrer Theilnahme an dem alten Jacob Werner wir früher erwähnten und welcher heute, weil ein dringendes Geschäft ihn vor dem Abendessen hinwegrief, am weitesten von dem Erzähler entfernt saß, hatte diesem gleich von den ersten Worten an mit einer unverkennbaren Bewegung zugehört; seine Seufzer waren selbst dem leise hörenden Ohre des Ritter Conrad, seine Thränen dem Doctor, der ihm gegenübersaß, auffallend gewesen; als der Greis seines verlornen Sohnes erwähnte, blickte der Armenfreund, ohne daß der Erzähler der an derselben Seite der Tafel saß, es wahrnahm, sich weit vorbeugend, auf eine Weise nach diesem hin, als wollte er ihm etwas zurufen, so daß der Student, der neben dem Armenfreunde saß, sich nicht enthalten konnte, diesen leise zu fragen: „Ihr seyd wohl selber dieser verlorene Sohn?“ Der Gefragte hörte nicht, was sein Tischnachbar ihm zulispelte, als aber jetzt die Erzählung beendigt war, stund er auf, gieng mit wankenden Schritten zu dem Greise hin, fiel diesem an die Brust und sagte: „mein Vater, siehe

hier ist dein verlorener Sohn; die Hoffnung in deinem Herzen hat dich nicht betrogen; der Verirrte ist wieder umgekehrt zum rechten Wege, er hat das Vaterherz voll ewigen Erbarmens, hat bei diesem Vergebung und Gnade gefunden, so wie er nun auch dich, den leiblichen, so viele Jahre als todt beweinten Vater wiederfindet."

Die abgebrochnen Worte, die Laute der Freude wie eines vieljährigen Schmerzens, welche man jetzt von dem Vater und seinem Sohne hörte, sprachen zu den Umstehenden mehr denn alle lange Reden. Am meisten war der Doctor gerührt, denn dieser hatte bei dem unvermutheten Zusammentreffen mit seinem Vater ganz etwas Aehnliches erfahren.

Wußte ich doch immer nicht, sagte zuletzt der Armenfreund, weßhalb dein Anblick und jedes deiner Worte, mein lieber Vater, gleich von deinem Eintritte in das Haus an, mich so ergriff, mich so mit einer unbeschreiblichen kindlichen Ehrfurcht durchdrang; nun verstehe ich dieses natürliche Gefühl. Das Alter hat dich freilich so verändert, und die irrige Voraussetzung, daß mein lieber Vater längst gestorben sey, hat meine Augen so gehalten, daß ich dich nicht erkannt hätte.

Auch du, mein lieber, lieber Sohn, sagte der alte Jacob Werner, bist mir gleich von meiner Ankunft an recht auffallend gewesen, und die Beachtung, die du mir bewiesen, gieng mir auch auf eine ganz besondere Weise zu Herzen. Dich haben jedoch nicht nur die Jahre, dich hat eine umgestaltende, Neues schaffende Kraft der Gnade so verändert, daß ich in dir nicht mehr den Knaben und Jüngling erkannt hätte, der du einst warst.

Die Gäste hatten sich auf Bitten des Ritter Conrad wieder gesetzt; es ist noch nicht zu spät, meine lieben

Freunde, sagte er, und Ihre Abreise darf morgen doch nicht sehr früh geschehen, lassen Sie uns noch uns freuen und fröhlich seyn mit einer Freude, welche verwandt der Freude der Engel ist, über das Wiederfinden eines Verlornen. Auch der Leib soll Theil nehmen an der Freude; denn obgleich ich nicht wie jener Vater im Evangelio, als sein verlorener Sohn wieder zu ihm kam, Sie heute noch mit einem gemästeten Kalbe bewirthen und mit Reihentanz erfreuen kann, wollen wir doch gern andre Dinge darreichen, die das Haus zu geben vermag.

Der blinde Ritter zog an einem Glöcklein; dem hereintretenden Diener sagte er einige leise Worte und dieser brachte alsbald eine reichliche Spende vom besten, edelsten Weine, der sich im Keller des Herrn Conrad fand. Es war ein Gewächs, das einem der besten Weinjahre des Jahrhunderts und einer der gepriesensten Gegenden des Rheins sein Entstehen verdankte; der Vater des Ritters hatte den Most noch eingelegt und seine erste Pflege besorgt.

Es war eine Fröhlichkeit von nicht gewöhnlicher Art, die sich der Gäste bemächtigte, denn sie war durch Freuden des Himmels gewürzt; der Leib, nur wie ein treuer Diener, nahm Theil an dem Glücke seines Herrn, des Geistes.

Mein lieber Hausgenosse, sagte der Ritter Conrad zum Armenfreund, das Herz ist uns heute Allen aufgegangen und auch die Zunge zu den Worten eines Liedes im höheren Chore gelöst. Ihr habt mir zwar schon alle Hauptzüge aus der Geschichte eurer Verirrungen so wie eurer Wiederkehr erzählt, meine Mitgäste aber kennen sie noch nicht, und der gute alte Vater möchte wohl auch so bald als möglich erfahren, wie es euch in den vielen Jahren, seit ihr von ihm weg seyd, ergangen ist; darum erzählt uns noch eure Geschichte.

Der Armenfreund war sogleich hierzu bereit und erzählte wie folget.

Geschichte des Armenfreundes.

Mein Vorname ist Paulus; ich stehe jetzt in meinem drei und vierzigsten Lebensjahre.

Von meiner ersten Kindheit weiß ich wenig mehr zu sagen; sie vergieng mir fröhlich im Hause meiner Eltern. Meine ungemeine Lebhaftigkeit riß mich schon frühe zu vielen leichtsinnigen und muthwilligen Streichen hin, welche der Vater nur selten erfuhr, weil die Mutter, in ihrer allzugroßen, mütterlichen Zärtlichkeit sie ihm verbarg. Auch wußte ich leider nur zu wohl, daß ich, auch dann, wenn irgend ein kindisches Vergehen von mir an den Tag kam, an meiner Mutter, welche in mir das Abbild ihres eignen lebhaften Wesens erkannte und liebte, eine Vertreterin und einen Schutz fand, und darum ließ ich meinem Muthwillen immer mehr freien Lauf. Dennoch muß ich es mit innigem Dank gegen Gott erkennen, daß die Ermahnungen meines treuen, theuren Vaters, daß seine Gebete mit und über mir, daß sein Schul= so wie sein fleißiger häuslicher Unterricht mir in's Herz drangen und daß sie dort zu Saamenkörnlein wurden, welche zwar viele Jahre lang unter dem Schutt und Wuste meines Verderbens müßig gelegen sind, dennoch aber auch da ihre Keimkraft nicht verloren haben, sondern zuletzt noch aufgebrochen und hervorgewachsen sind an die Sonne des Lebens.

Ich hatte eine ganz besondere Neigung und wohl auch Anlage zur Musik und zum Zeichnen; sang und musicirte

nach Kräften zu Hause den ganzen Tag und zeichnete und pinselte alle Papiere voll. Mein guter Vater gab dieser meiner Neigung nach; er ließ mich in unsrer Stadt bei den besten unsrer damaligen Musiker, dem Stadtorganisten und bei dem sogenannten Stadtpfeifer Unterricht nehmen und mir auch Anweisung zum Zeichnen geben. Mit diesen beiden erlernten Künsten habe ich mir später auf meinen Wanderungen durch mehrere Länder von Europa meinen Unterhalt zuweilen reichlich, zuweilen auch sehr spärlich verdient; bei meinem Leichtsinn und meiner unmäßigen Verschwendung jedoch immer mehr Noth als Brod gehabt, und noch jetzt, seitdem mich Gott in das Haus meines zweiten Vaters, des Ritter Conrad geführt hat, versehe ich bei diesem in dem kleinen Kreise des hiesigen Bedarfes neben der Armenpflege das Geschäft gleichsam eines Musikdirectors und Gemäldesammlers so wie Gallerie-Inspectors.

Der Sohn des Stadtpfeifers, in dessen Hause ich, wie vorhin gesagt, eine Zeit lang fast täglich Unterricht im Spielen mehrerer Instrumente nahm, war nur wenig älter denn ich; er übertraf mich aber sehr weit an Muthwillen und allen bösen Uebungen des kindischen Leichtsinnes. Dieser war mir ein Freund nach meinem Sinne, und obgleich mein Vater, der jenen Knaben aus der Schule kannte, meinen Umgang mit ihm abzubrechen und zu hindern suchte, auch für die Folge den Lehrer in sein Haus kommen ließ, wußte ich doch so viele Mittel und Wege zu finden, mit meinem losen Spielgesellen heimlich zusammenzutreffen, daß ich alle treue Vorsorge vereitelte. Am meisten und leichtesten gelang mir das, als ich in meinem vierzehnten Jahre aus dem Schulunterricht austrat, und nun, meinem Wunsche gemäß zu einem Orgel-

bauer und Instrumentenmacher in die Lehre kam, um zuerst diese mir wohlgefällige Kunst zu lernen, dabei aber, wo möglich, mich selber zu dem künftigen Amte eines Organisten auszubilden. Denn mein Vater war durch seine Schulgeschäfte gehindert, mich hinlänglich im Auge zu behalten; mein Lehrherr war der Schwager meiner Mutter, hatte die Schwester derselben zur Frau, und diese, meine Tante sowohl als meine durch ihre Zuneigung zu mir etwas verblendete Mutter, wußten auch den Meister Orgelbauer so zu meinen Gunsten zu stimmen, daß mein guter, treuer Vater nichts von dem erfuhr, was ihn, freilich mir zum größesten Heile, würde betrübt haben.

Mein leichtsinniger Altersgenosse war fast zu derselben Zeit, in welcher ich bei dem Schwager meiner Mutter in die Lehre trat, als Lehrling in eine der ansehnlichsten Handlungen unsrer Stadt gekommen. Sein Prinzipal war zugleich sein Taufpathe und sorgte schon von Anfang an recht freundlich für ihn. Aber diese Freundlichkeit fand in einem so gefühllosen Herzen keine dankbare Erwiedrung; der Bursche verübte bereits in den ersten Tagen nach seinem Eintritte in das Haus des Pathen so viele kleine Diebereien, freilich zunächst nur an eßbaren Dingen, daß der Schritt zu größeren Bosheiten für ihn ein ganz leichter war.

Eben dieser Handelsherr, in dessen Dienst mein Camerad lebte, war etwas schwach, ja zuweilen fast blöd an Verstand, so daß der Sohn den wichtigsten Theil der Geschäfte besorgte, und in der Abwesenheit desselben ein schon bejahrter Handelsdiener die Correspondenz führte, sowie die bedeutendsten Rechnungen in seine Aufsicht nahm; der alte Herr hatte ausser dem Verkauf mancher Materialwaaren nur die Rechnungen einiger Schiffer auszuzahlen.

Zu unserm Unglück, denn es gab unsrer Bosheit ein freieres Spiel, mußte der Sohn des Hauses einen großen Theil des Jahres hindurch in Danzig seyn, von wo er zwar auch den Hauptgang der Geschäfte leitete, doch ins Einzelne desselben nicht genau eingehen konnte. Wie dies gewöhnlich ist, von dem Diebstahl der Eßwaaren gieng mein loser Gefährte in Kurzem zum Stehlen des Geldes über, anfangs nur im Kleinen, bald aber trieb er es auch ins Größere. Er sagte mir anfangs nicht, woher er sein Geld habe, sondern ließ mich nur an seinen Verschwendungen und leichtsinnigen Genüssen theilnehmen; sogar bei Nacht wußten wir uns unvermerkt aus dem Hause unsrer Lehrherren zu entfernen und giengen dann in den Weinhäusern und Schenken der Vorstadt unsern muthwilligen Streichen und meist kindischen Vergnügungen nach. Hierbei hatte ich, denn einer von uns kam dem andren mit seinen Schelmenstücken zu Hülfe, den Einfall, den ich auch mit dem Gelde meines Gefährten ausführte, uns Kleidungen sowohl von polnischen Juden, als von Fischerknaben zu verschaffen; je nachdem es uns beliebte giengen wir dann bald einmal in der uns ganz entstellenden Kleidung der ersteren Art, mit geschwärzten Augenbrauen und falschen Bärten selbst in die Weinhäuser der Stadt, oder als Fischer verkleidet, hinaus in die Wirthshäuser der Seeleute.

Solche Vergnügungen waren nicht ohne Kostenaufwand möglich. Ich hatte bisweilen schon vermuthet, daß der Gefährte meines Leichtsinnes sein Geld nicht auf ehrliche Weise haben könne, obgleich er es gegen mich für ein Geschenk seines Pathen ausgab; einst, bei einer unsrer nächtlichen Lustparthieen, gestund er mirs freiwillig, daß es entwendet sey, und rühmte sich der List und Geschick-

lichkeit, womit er diese Schurkerei zu verüben pflege. Auf den ersten Augenblick schauderte mich's bei diesem Bericht; ich warnte ihn treulich vor dem Wiederholen seiner That, nahm mir auch in meinem Herzen vor, nichts mehr mit dem bösen Buben zu thun zu haben, leider hatte aber mein guter Vorsatz nur wenig Tage Bestand; meine Vergnügungssucht war schon zu einem mich beherrschenden Laster geworden; bald gab ich der Lockstimme der Verführung wieder nach.

Ich habe mich schon oft in meinem Leben und erst gestern wieder, bei der Lebensgeschichte unsres lieben Meister Pähler, gefragt, wie es doch möglich gewesen sey, daß der Sohn eines solchen Vaters, daß ein Jüngling von solcher frommer Erziehung so tief fallen konnte. Unser Freund Pähler stund mir vielleicht in dem gleichen Alter, in welchem ich schon zum Verbrecher wurde, an Erkenntniß dessen, was gut und böse, schön und edel oder unschicklich und unedel ist, ziemlich weit nach; er hatte eine einfach christliche Erziehung von seiner wackeren Mutter, keineswegs aber eine so sorgfältige, keineswegs einen so tief eingehenden Unterricht in den christlichen Glaubenswahrheiten genossen, als ich; schon als Knabe kannte ich den Inhalt fast der ganzen Schrift, wußte alle die besten und wichtigsten Sprüche, die kräftigsten, schönsten Lieder auswendig; und doch war es dabei inwendig in mir so bös bestellt.

Leider steht mein unseliges Beispiel nicht einzig, ja nicht einmal als ein besonders seltenes da; es geschieht nur zu häufig, daß gerade die Söhne der frömmsten Eltern in die größesten Ausartungen verfallen; daß die Gottseligkeit die Gottlosigkeit zu ihrer Erbin hat. Ich meine aber, aus eigner Erfahrung, dieses ist so zu erklären: in

solchen einfältig, kindlich frommen Seelen, wie hier, er verstatte mir es in seiner Gegenwart zu sagen, unser lieber Freund Pähler ist, spricht die Stimme des Gewissens, wie mit einer Sprache der Zeichen und Thaten, zunächst zum Herzen: bei Andren, denen die aufgehende Sonne des Lebens stärker auf das Haupt als auf die Brust geschienen, so daß die Erkenntniß dem Thun in der Entfaltung vorausgieng, redet jene Stimme in einer Sprache, mehr der Worte als der Thaten, zum erkennenden Geiste. Dieser, der Geist, hat die Freiheit, das, was seiner Art ist, anzunehmen oder von sich zu weisen; das Gefühl des Herzens muß sich, wie die Blume, ohne Gegenwehr dem Sonnenstrahle öffnen. Wenn bei jenen erkenntnißreicheren Seelen die Wortsprache schweigt, oder wenn sich vielmehr das Ohr von ihrer Stimme hinweggewendet hat, so daß es dieselbe *nicht mehr* vernimmt, dann ist ein solcher zu so reichem Besitzthum geborener und erzogener Mensch ganz verlassen, denn die Natursprache des einfältigen Gefühles hat er nicht geübt und ihrer in seiner Stellung auch nicht bedurft. Ja, je höher der Hinabfallende stund, desto furchtbarer zerschmettert ihn der Sturz; das Auge Dessen, der unmittelbar aus dem Genuß des hellen Tageslichtes sich hinein begiebt ins Dunkel, ist für die Füße ein leicht gefährdender Führer, denn es bemerkt die Abgründe zu beiden Seiten nicht, der aber, welcher drinnen, bei dem dämmernden Tagesschein arbeitete und noch nicht an das helle Licht kam, der sieht die Gefahren; darum, je höher du stehst, je heller die Sonne dich bescheint, desto aufmerksamer siehe auf deine Schritte; je mehr die reine Luft der Alpen deine Brust mit dem Gefühle einer aufjauchzenden Lust erfüllt, desto fester halte dich an die Sorge, ja an die Furcht vor dem Hinabstürzen.

Eines Tages legte mir mein Camerad, wie zum Scherz, einige Handschriften hin. „Du kannst so vortrefflich zeichnen, sagte er, daß dir darinnen wohl Keiner in unsrer Stadt, vielleicht nicht einmal dein Lehrmeister, gleich kommt; sage mir doch, sollte denn ein solcher Zeichner, wie du, auch die Schreibzüge einer fremden Hand, zum Beispiel hier dieses Briefes, nachmachen können?“ Ich zeigte ihm die Möglichkeit, indem ich im muthwilligen Leichtsinn die fremde Hand nachzeichnete, denn dieses gelang mir auf eine täuschende Weise.

Siehe, so sprach mein Verführer weiter, bisher habe ich alles das Geld, das wir zu unsren Vergnügungen brauchten, herschaffen und verdienen müssen; es ist nicht mehr denn billig, daß du jetzt auch etwas thust. Mein Herr Pathe hat mehr Geld, als er und seine Kinder und Kindeskinder in ihrem ganzen Leben gebrauchen werden, er sollte mich, seinen Pathen, so wie dich, seines Pathen Freund, von Rechts wegen frei halten, wenn wir uns, nach unsrer Tagesarbeit, manchmal ein kleines Vergnügen machen. Er, und alle Diener seiner Handlung machen sich Vergnügen genug; sie fahren und reiten aus, daß es eine Art hat; ich weiß es, daß mein Herr erst neulich für seinen Factor, und zwar mit Wissen des Sohnes, eine Rechnung bezahlt hat, für eine Badereise desselben nach Töplitz. Nur der arme Lehrling, eben weil er Lehrling ist, und deshalb oft die sauersten und niederträchtigsten Geschäfte hat, soll nichts haben. Dieses scheint mir unvernünftig und ich gedenke mir schon zu Recht und Billigkeit zu verhelfen. Freilich kann ich meinem Herrn Pathen die Rechnungen für unsre kleinen Erholungsausgaben nicht gerade in der Form geben, wie sie uns der Weinwirth giebt; in andrer Form kann ich's aber schon, dar-

um thue mir den Gefallen und mache mir hier, gerade mit diesen Handzügen und mit dieser Unterschrift, eine kleine Schifferrechnung auf fünf Thaler Lübisch-Courant.

Ich weigerte mich mit Heftigkeit und Verachtung, dieses zu thun. „Willst du etwa unsre heutige Rechnung baar bezahlen? fragte mich der lose Gesell, denn ich habe kein Geld dazu, schaffe auch keines herbei, und der Wirth giebt uns höchstens bis auf morgen Credit, übermorgen kann er zu deinem Vater gehen und sich's holen."

Mit einem ganz unbeschreiblichen und dennoch, wo es auf die That ankam, unkräftigen Widerwillen sträubte ich mich gegen das Ansinnen, endlich aber gab ich doch nach und schrieb die falsche Rechnung.

Wenn sich das Ohr einmal gegen die Stimme des lauten Donners verhärtet und verschlossen hat, wie soll es da noch den Ton einer Harfe oder Flöte vernehmen? mein Herz ward von dieser That an mehr und mehr nicht nur gegen die Stimme Gottes in meinem Gewissen, sondern selbst gegen die Stimme des Gefühles der Ehrbarkeit, der Schicklichkeit und alles Rechtes verstockt. Der alte Handelsherr, der Pathe meines Verführers, hatte den Betrug nicht bemerkt; als ihm der böse Bube die Schifferrechnung, die in den Augen des reichen Mannes eine sehr unbedeutende war, wie im Auftrage des Schiffers überreichte, bezahlte er sie ohne Anstand, und als er darauf, von meiner nachahmenden Hand dieselbe Rechnung mit dem quittirenden Zusatz unterschrieben zurück erhielt, ließ er sich den Gedanken an einen Betrug gar nicht beikommen.

Die Sünde, wenn sie einmal mit dem Zuge der Schwere ihren Fall nach dem Abgrund begonnen hat, beschleunigt und verstärkt sich, in einem furchtbar schnell anwach-

sendem Maaße, immer mehr in diesem Falle. Von der betrügerischen Rechnung auf fünf Thaler, giengen wir bald auf das Nachahmen solcher von zehn, dann von funfzig, ja von hundert Thalern über, und lachten über das Gelingen unsrer List.

Unter dem Vorwande, daß ich sehr beschäftigt sey, kam ich nur selten in das Haus meiner Eltern, und gewöhnlich wählte ich zu diesen Besuchen solche Stunden, in denen ich wußte, daß mein Vater von seinen Schulgeschäften gehalten sey. Ich konnte selbst nicht den Blick meiner wahrhaft redlichen, ehrbaren Mutter ertragen, die sich nicht träumen ließ, daß ihr Liebling solcher Verbrechen, wie die meinigen waren, fähig seyn könne. Oefters, wenn ich mich nicht in meiner früheren, fröhlich offnen Weise gegen sie benahm, fragte sie mich, ob mir vielleicht etwas fehle? und ich antwortete darauf, ich litte an Kopfweh, ein Leiden, das ich allerdings mir öfter durch die nächtlichen Trinkgelage und Schlemmereien zuzog. Die gute Frau gieng dann manchmal zu meinem Lehrherrn, ihrem Schwager, und bat diesen, daß er mich doch nicht gar so streng zur Arbeit halten, sondern mir manchmal freie Stunden zu Spaziergängen vor das Thor lassen möge.

Wenn mich schon der Anblick und die Nähe meiner guten, redlichen Mutter in Verlegenheit setzte, wie tief erschütterte mich erst, besonders da, als ich noch im ersten Auslauf nach meiner Lasterbahn war, der Anblick meines Vaters, der mich oft in meiner Werkstatt aufsuchte und bei meinem Lehrherrn sich nach mir erkundigte. An meinem Fleiß und meiner Geschicklichkeit zu dem Geschäft war freilich nichts auszusetzen, denn wenn ich auch einen Theil der Nacht hindurch geschwärmt hatte, ließ ich es dennoch

am nächsten Tage an nichts fehlen, was man etwa von mir verlangte. Desto stärker, je besser er sich zu verbergen wußte, nagte jedoch der Alles zerstörende Wurm an meinem Innern. Wie ein Kranker, der an einem großen leiblichen Schmerz leidet, sich aus Verzweiflung dem Gebrauch eines betäubenden Mittels hingiebt, so ließ ich mich von einem geistigen Ertödtungsmittel des innren Wehes dahin nehmen: von Trotz, von fast spottender Verachtung gegen die bessere Stimme; die Stirne wurde frech, das Herz fast so starr wie von Eisen.

Ich weiß nicht wohin mein Mitgenoß an der Sünde all das Geld brachte, das wir durch unsre Betrügereien gewannen. Zwar gab er auch mir einen kleinen Antheil davon, den ich auf fast kindische Weise verschwendete, und einen andren, etwas größeren Theil nahmen unsre gemeinsamen Näschereien und Schmausereien hinweg; bei weitem das Meiste blieb jedoch in seiner Hand, und dennoch litt er fast immer an Geldnoth. Mir ist es nur zu wahrscheinlich, daß dieser Mensch, der so frühe zu einem Meister im Sündigen geworden, außer seinen übrigen, mir bekannt gewordenen Lastern sich auch noch andern hingab; daß er hierdurch in die Gewalt einiger geldgieriger, lasterhafter Weibspersonen gerieth, davon die eine in unsrer Stadt eben sowohl wegen ihrer sogenannten Schönheit berühmt, als wegen ihrer eitlen, unsinnigen Verschwendereien berüchtigt war. Wenn diese zuweilen in ihrer Carrosse an uns, im Schmuck einer Fürstin vorüberfuhr, und es geschahe, daß wir ihr begegneten, da sahe ich mehrmalen wie sie mit meinem Begleiter bedeutende Winke und Grüße einer vertraulichen Bekanntschaft wechselte; einst ließ sie, als wir ihr außen vor der Stadt begegneten, einen Brief mit offenbarer Absichtlichkeit aus dem Wagen fallen, den

mein Gefährte eilig aufhob und las. Wodurch konnte ein Mensch, kaum dem Knabenalter entwachsen, zur Gunst einer solchen selbstsüchtigen Person gelangen und darin sich erhalten, als durch ungewöhnliche Geldopfer?

Oefters, wenn mich diese Vermuthungen anwandelten, fielen mir die schwerlastenden Stellen aus den Sprüchwörtern Salomo's ein, die sich auf Sünder und Thoren dieser Art und auf ihr schmähliches Ende beziehen, und nicht selten kam mir der Gedanke, mich aus den gefahrvollen Banden jenes Menschen loszureißen; aber, wie man zu sagen pflegt, er hatte mich gleichsam verzaubert; ich konnte und mochte nicht von ihm lassen.

Ich kann mir es wohl denken, was gerade in meinem damaligen Falle einen Theil jenes Zaubers bildete. Ein Kläger und Richter in meinem Innren: das Wort der höheren Erkenntniß, das ich von Kindheit an durch Lehre und Ermahnung bekommen, strafte und peinigte mich dennoch, so verhärtet auch schon mein Herz war, öfters; so bald ich jedoch in dem leichtsinnig frechen Geschwätz mit meinem Gefährten und in dem wilden Rausch unsrer Schmausereien mich befand, da wurde mir die Stimme dieses innren Richters, wie durch ein lautes Getös, unhörbar. Der Umgang jenes Menschen wirkte auf mich, wie das Hineintauchen eines von der Gluth verletzten Gliedes ins kalte Wasser: auf Momente lindernd oder schmerzstillend. Doch ist im Zug des Sünders zur Sünde und ihren Werkzeugen, sobald er einmal der Macht sich hingab, auch noch eine andre, furchtbar magische Kraft, welche durch die Sättigung mit dem Begehrten nicht schwächer, sondern immer stärker wird.

Mein Meister Orgelbauer mußte doch, wie konnte dies anders seyn, wenn er nicht blind war, etwas von

meinen Ausschweifungen bemerkt haben; er nahm mich mehrmalen ernstlich vor, aber seine Warnungen und Drohungen kamen zu spät; ich war schon zu fest in meinen sündlichen Gewohnheiten verstrickt; ich wurde nur noch vorsichtiger und verstellter, als vorher; der Umstand, daß mein Schlafzimmer ganz einsam in einem Seitengebäude lag, das mit einer Thür, zu der ich mir heimlich einen Schlüssel verschafft hatte, nach einem Nebengäßchen zugieng, erleichterte mir den Betrug.

Der Leichtsinn, wenn er erst ganz zur Frechheit herangereift ist, gräbt sich selber seine Grube; einst, im halben Taumel eines unsrer Trinkgelage, beredete mich mein böser Gesell, ich solle doch einmal das Kunststück versuchen, und die Handschrift des Sohnes vom Hause, der sich, wie schon erwähnt, fast immer in Danzig aufhielt, nachahmen. Ich that dieß mit großer Künstlichkeit, und schrieb nun nach Angabe meines Verführers einen Brief an die Handlung, wodurch die Absendung einer bedeutenden Summe durch den Schiffsherrn, der angeblich jenen Brief brachte, veranlaßt wurde. Dieser Betrug war zu grob, er wurde nach wenig Tagen entdeckt und zu gleicher Zeit durch den Sohn des Hauses, der alsbald von Danzig herbeikam, eine Untersuchung eingeleitet, bei welcher fast alle unsre boshaften Betrügereien an den Tag kamen. Mein Mitschuldiger hatte im häuslichen Verhör alle Schuld zunächst mir zur Last gelegt; ich hatte mich in einem Feuerspritzenhaus, zu dem wir einen Nebenschlüssel besaßen, in eine Art von verfallenen Keller versteckt, wo unter altem Geräth unsre falschen Kleider verborgen lagen. In der Nacht kam mein Mitschuldiger, der sich dem Hausarrest, in welchem er vor der Hand sich befand, durch seine Brecheisen und Ditriche entzogen hatte; wir verkleideten uns in

die Gewänder der polnischen Juden und begaben uns noch in derselben Nacht eilig auf die Flucht. Unsre Kleidung, so wie der Umstand, daß wir beide der polnischen Sprache mächtig waren, gab uns den Gedanken ein, nach Polen zu entfliehen. In Marienwerder, wo wir die Frechheit hatten, in einem der größeren Gasthäuser einzukehren, wären wir fast entdeckt und der gerechten Bestrafung ausgeliefert worden; das Gerücht von unsren Verbrechen lief wie ein Brand im dürren Grase, das ein Wandrer bei seinem Nachtlager entzündete, überall vor und um uns her; Steckbriefe verfolgten uns; nur durch eine trügerische, eckelhafte List, entkamen wir der Hand der Häscher; der stinkende Unrath an unsern Gewändern, die Wunde am Schienbein, welche ich bei jener Gelegenheit mir zuzog, hätten den innren Blick, für die Befleckung unsrer Seelen öffnen können, aber sie thaten uns dies nicht.

Wie sollte ich hier diese Freunde bei einem düstren Gemälde von den Irrfahrten eines armen verlornen Sohnes aufhalten. Mag doch niemand gern lange in einem dumpfigen Kerker sich verweilen, worinnen ein Verbrecher, mit Ketten gebunden, auf faulem Stroh liegt; meine innre Gefangenschaft, bei all der äußern Freiheit, war noch eine gräulichere, als die eines solchen Verbrechers. Ich erzähle nur einige Hauptzüge meiner weitren Schicksale.

Seit dem Vorfall in Marienwerder setzten wir unsre Reise vorsichtiger, meist nur unter dem Deckmantel der Nacht und durch wenig bewohnte Gegenden fort. Wir kamen nach Polen. Unser Geld, das wir von dem fremden, gestohlenen Gut mit uns genommen, war zu Ende; bei der Hochzeit eines reichen Bauern verdiente ich mir durch Musik und Gesang so viel, daß wir für mehrere Tage genug hatten, und so gelang es mir auch weiterhin

durch

durch meine Kunst mir so viel zu erwerben, daß ich mir selbst einige musikalische Instrumente und für uns beide, bei einem Trödler, andre Kleider kaufen konnte.

In Warschau, wo wir diesen Handel machten, hielten wir uns mit unsren, von meiner eignen Hand gefertigten, falschen Päßen, welche uns als Prager Studenten angaben, nicht für sicher genug; wir wagten es nicht, die Nacht dort zuzubringen, sondern schliefen aussen vor der Stadt in einem Heumagazin, in welchem wir ausser uns noch andres loses Gesindel versteckt fanden. Auf der Weiterreise machten wir einst des Abends, in einem großen Dorfwirthshause, zu welchem der Feiertag viele Gäste hingezogen hatte, die Bekanntschaft eines jungen polnischen Edelmannes. Diesem hatte mein Gesang und Saitenspiel, welches mein Gefährte, der übrigens als Sohn eines Musikers auch einige Instrumente mit nothdürftiger Fertigkeit spielte, mit seinen Possen begleitete, so große Belustigung gewährt, daß er uns vorschlug, ihn nach Krakau zu begleiten, wo wir guten Verdienst finden würden. Der junge Herr hatte, ausser mehreren leibeignen Bedienten, keine Begleitung bei sich; auf seinem offnen, leichten Wagen, den sechs kleine, schnelle Pferde zogen, war für uns und unsre Instrumente Raum genug. Wir machten mit diesem unsern Gönner, wie man zu sagen pflegt, eine ganz lustige Reise, und gelangten unter seinem Schutz ohne alle Hemmung und äußre Anfechtung nach Krakau.

Das Glück des Sünders ist insgemein ein eben so schnell aufflackerndes, als wieder vergehendes; es gleicht den Irrlichtern, die bei Nacht auf modrigem Grunde wie helle Leuchten sich erheben, den Wandrer, der ihnen folgt, nach tiefen Sümpfen abführen, und, wenn er der Leuchte

am nöthigsten bedurfte, ihm verlöschen. Ich selber, noch mehr aber mein Mitschuldiger, erfuhren dies bald in unsren jetzigen neuen Verhältnissen.

Jener junge Schützer und Gönner hatte uns in einen Kreis von Musikfreunden eingeführt; mein Talent, so wenig es auch noch entfaltet und ausgebildet war, fand hier mehr Theilnahme als es verdiente; überall, in allen fröhlichen Gesellschaften, wollte man die beiden Prager Studenten hören; ich machte Bekanntschaften, durch die es mir leicht gewesen wäre, ein sogenanntes äußres Glück zu begründen, wenn ich in meinem Glück mich zu mäßigen gewußt hätte. Wir waren gegen Anfang des Herbstes nach Krakau gekommen, und blieben daselbst den Winter hindurch. Ich hatte viel Geld erworben, und namentlich in der Faschingszeit stieg die Einnahme am höchsten. Da ich unsern Verdienst als Gemeingut betrachtete und mein Gefährte Alles von mir haben konnte, was er nur begehrte, that mir allerdings die Bemerkung wehe, die ich übrigens in meinem großen Leichtsinn erst nach längerer Zeit machte, daß derselbe heimlich mich bestahl; mir ohne Aufhören von meinem Gelde einen großen Theil entwendete. Einst traf ich ihn bei der That selber an; mit einem Ditrich hatte er meinen Koffer geöffnet und wollte soeben seine diebische Hand in meine Kasse stecken. Ich machte ihm starke Vorwürfe; er bestahl ja eigentlich sich selber eben so gut als mich; sein Benehmen war mir unbegreiflich. Dies hätte mir es nicht seyn sollen; ein Mensch, welchem Betrug und Diebstahl, sowie diesem, zur Gewohnheit geworden, der kann jenem bösen Geiste, der ihn beherrscht, bei keiner Gelegenheit widerstehen.

Es war übrigens noch ein andres herrschendes Laster, das jenen Unglückseligen zu seinen Unthaten trieb und ihn

bald nachher zum schleunigen Untergang führte. Er war, wie ich dies bei mehreren Gelegenheiten bemerkte, abermals, wie schon daheim, in Elbing, in den Strick weiblicher Verführungen gerathen. Eine der Vorstädte von Krakau war damals sowohl als Sitz solcher Laster, wie auch zugleich der leiblichen Gefahren, namentlich für Fremde berüchtigt; man hatte schon mehrere Mordthaten dort entdeckt und bestraft, andre wurden nur vermuthet, weil zuweilen Personen, die sich dorthin begaben, plötzlich, ohne daß man etwas Weitres von ihnen erfahren konnte, verschwunden waren. Mein Gefährte hatte, als er in eben jener Vorstadt dem Weg seines Lasters nachgieng, jenes Schicksal, das im siebenten Capitel der Sprüche Salomo's beschrieben ist.

Leider hatte auch ich in jener Zeit, in welcher mein Mitschuldiger sich auf die Schlachtbank der „närrischen Jünglinge" begab, mich einem Laster andrer Art: dem Trunke, hingegeben, dem ich ja schon früher geneigt gewesen. An einem Abend, vermuthlich an demselben, an welchem mein Gefährte ermordet wurde, kam ich schon ziemlich berauscht in der gemeinsamen Wohnung an, nicht um nun hier der Ruhe zu pflegen, sondern um mir Geld zu holen, das ich noch heute, in einem der vornehmsten Weinhäuser unter lustigen Gesellen, in dem feurig süßesten ungarischen Wein, verprassen wollte. Seit dem letzten Vorfall, bei welchem ich meinen Gefährten auf der frischen That des Diebstahles ergriffen, hatte ich den größten Theil des Geldes, welches ich einnahm, in Gold umgewechselt, und dieses, verwahrt in einen Beutel, entweder bei mir getragen, oder nach meiner Meinung so gut versteckt, daß auch der listigste Dieb es nicht finden sollte; Silbergeld ließ ich noch überdieß in der Kasse zurück, damit der Schelm

gar nicht auf weitre Nachsuchungen geführt werden möchte. Da ich mich allein im Zimmer sahe, wollte ich zuerst aus dem versteckten Beutel einige Goldstücke herausnehmen; ich fand ihn eben so voll und schwer, wie ich ihn hineingelegt; als ich ihn jedoch öffnete, da war statt des Goldes Kupfergeld darin. Der heftigste Zorn überlief mich; ich hätte mich, wäre er da gewesen, an dem boshaften Diebe thätlich vergriffen; meinen Stock in der Luft schwingend gieng ich rasch im Zimmer auf und nieder. Meine Begierde indeß, nach dem süßen Tokayerwein, war so groß, daß ich mich entschloß, aus der Kasse, welche das Silbergeld enthielt, noch einiges zu entnehmen um meinen Aerger durch den Rausch zu verscheuchen; ich öffnete den Koffer; auch das Silbergeld war hinweg bis auf wenige Groschen. Meine Wuth hatte jetzt keine Gränzen; sie schadete jedoch nur mir selber; ich rannte die ganze Nacht im Zimmer umher, jeden Augenblick erwartend, daß der Verräther, an dem ich meinen Zorn auslassen wollte, hereintreten würde; am andern Morgen war ich so krank, daß ich mich legen mußte.

„Bist du nicht selbst Schuld an deinem Unglück, sagte ich zu mir; warum hast du dich zu einem so offenbaren Schurken gesellt. Es koste was es wolle, dachte ich weiter, mit diesem Menschen will und mag ich von nun an nichts mehr zu thun haben; bleibt er hier, so reise ich weiter, reist er ab, so bleibe ich hier; wenigstens unter einem Dache wohnen, aus einem Becher trinken mit ihm, das will ich niemals mehr.“

Ich möchte fast glauben, daß ich diesen Vorsatz ausgeführt hätte, wenn die Ausführung noch nöthig gewesen wäre — und doch, wer kann für die Thaten eines Menschenherzens stehen, welches der Geist der Sünde als Sklaven beherrscht.

Als mein Gefährte am andren, auch am dritten Tage nicht wiederkam, glaubte ich, er vermiede aus Furcht meinen Anblick und hielt deshalb gar keine Nachfrage nach ihm. Die Zeit der Faschingsbelustigungen und zugleich eines ansehnlicheren Erwerbes für mich war nahe an ihrem Ende; ich befand mich ohne Geld und hatte unsern Wirth noch zu bezahlen, darum raffte ich mich auf und benutzte eifrig jede Gelegenheit, um meine Kunst nach Brode gehen zu lassen. Es gelang mir auch wirklich, namentlich in den Tagen des eigentlichen Carnevals, noch eine ansehnliche Einnahme zu machen, und bei all meinen leichtsinnigen Verschwendungen behielt ich so viel übrig, daß ich den Wirth befriedigen und dann bei sparsamer Einrichtung mehrere Wochen von dem Rest des Geldes leben konnte. Ich hatte mich in der letzten Zeit als Componist, ja selbst als Dichter gezeigt; mehrere Lieder, denen ich Text wie Melodie gegeben, fanden in der Stadt großen Beifall; für eines, das ich zu der Vermählungsfeier eines Fürsten gefertigt hatte, war ich fürstlich belohnt worden; doch eben diesen Gewinnst hatte mir schon mein treuloser Gefährte entwendet. Eine Anstellung und sichres Brod in Krakau zu finden, würde meinem Talent nicht schwer geworden seyn, hätte mein Laster dies nicht vereitelt; man wußte nur zu allgemein, wie sehr ich dem Trunke ergeben sey; auch Solche, die selber diesem Hange unterlagen, hielten es nicht für rathsam, einem Menschen, der schon so frühe zum Trunkenbold geworden, ein Amt zu geben. Man sagte mir dieses freimüthig; es beschämte oder rührte mich nicht im Mindesten, denn ohnehin stund mir mein Sinn nach fremden Ländern, vor allem nach dem Lande der Tonkunst: nach Italien.

Eines Tages, als ich nach meiner Gewohnheit in

einem Weinhause saß, suchte mich dort mein Hauswirth auf. Gehen Sie eilig mit mir, sagte er, Sie müssen Zeuge bei einer gerichtlichen Untersuchung seyn.

In meiner Wohnung fand ich schon einige Gerichtspersonen. Sie begrüßten mich höflich. Wahrscheinlich, sagten sie, werden wir Sie heute zu einem sehr traurigen Geschäft abrufen; wir haben die Vermuthung, ja fast die Gewißheit, daß der Ermordete, den man vor einigen Tagen in einer der Vorstädte, in einem Keller aufgefunden, Ihr Freund: jener andre Tonkünstler sey, der Sie begleitete.

Mich durchlief ein Schauder bei dieser Nachricht. Ich mußte aussagen, wann und wie ich zuletzt meinen Gefährten gesehen; ich erzählte, mit möglichster Schonung, von diesem Alles, was zur Sache gehörte; wir fuhren nach der Vorstadt hinaus.

Da lag, bedeckt von einem weißen Tuche, das man jetzt hinwegnahm, der Leichnam des Menschen vor mir, mit dem ich so lange in der vertrautesten Genossenschaft der Sünde gelebt hatte. Die tiefe Wunde, wahrscheinlich von einem Beile, die ihm den Schädel gespalten hatte, entstellte sein Gesicht nicht so sehr, auch war, jetzt in der Zeit des Winters, die Verwesung nicht so weit vorgeschritten, daß ich ihn nicht augenblicklich erkannt hätte; um den verzerrten Mund des Todten war ein grinzender Schmerz ergossen, der mich mit tiefem Entsetzen erfüllte. Den Rock, den der Ermordete getragen, hatte man nahe bei dem Leichnam, nur flüchtig verscharrt gefunden, und dieser, durch seinen rothen Aufschlag und seine Knöpfe kenntlich, hatte die Entdeckung herbeigeführt.

Ich hatte noch niemals in meinem Leben einen gewaltsam Ermordeten gesehen, überhaupt auch, aus einer

natürlichen Scheu vor den Todten, noch keinem menschlichen Leichnam mich genähert; hier lag einer vor meinen Augen, der mich so nahe angegangen war, mit dem bis zur Stirne zerspaltenen Haupte, mit mehreren tiefen Wunden in seiner rechten Seite, mit zerfetzten Händen, die vielleicht im Kampfe der Todesangst das scharfe Messer der Mörder hatten festhalten wollen; mir vergiengen die Sinnen, ich wäre fast ohnmächtig hingesunken.

Einer der Richter, der mich öfter in Gesellschaften gesehen hatte und mich ziemlich genau kennen mochte, zog mich bei Seite an ein Fenster. Ich glaubte, er wolle mich trösten, er aber deutete ernst auf den Todten hin und sagte zu mir: „Sehen Sie dort das Ende der jugendlichen Lasterbahn und jetzt, wo es noch Zeit ist, kehren Sie um". Ich war tief erschüttert; mir liefen die Thränen häufig über die Wangen; ich drückte dem ernsten Manne die Hand; es war heute zum ersten Male seit meiner furchtbaren Verirrung, daß mich, wie ein kalter Wind durch ein geöffnetes Fenster, der Schrecken und die Furcht vor Gottes Gericht und Strafen anwehete.

Mehrere Tage gieng ich nicht aus meinem Zimmer, mehrere Wochen lang besuchte ich kein Weinhaus. Ernste Gedanken wollten mich, wie Boten Gottes, besuchen, ich erschrack bei ihrer Annäherung, denn ich fürchtete mich vor ihnen, wie sich ein Furchtsamer vor Gespenstern fürchtet. Einige Male kam mir der Einfall, jenen Gerichtsbeamten, der dort vor dem Leichnam die ernsten Worte zu mir sprach, aufzusuchen, damit ich mehr solcher Worte von ihm hörte; aber auch ihn scheuete ich, wie ein Mensch, der das Messer fürchtet, wenn bei ihm ein äußrer Schaden eine solche Hülfe fodert, den Wundarzt scheuet. Ich war noch zu fest mit der Sünde verwachsen; ich wollte

nicht mich selber, das heißt, die Sünde aufgeben, denn mich aufgeben, das erschien mir als Sterben und den Tod kannte ich nur als einen unbesiegten König der Schrecken. Deshalb, um mich den Gedanken zu entreissen, die ich fürchtete, warf ich mich mit aller Kraft in solche Arbeiten, die ich theils als förderlich in meiner Kunst, theils aber als Vorbereitung auf meine Reise nach Italien betrachtete; in müssigeren Stunden schrieb ich selbst Noten ab oder copirte, so gut ichs vermochte, Zeichnungen und Gemälde.

Ein Kranker, der seine Leiden durch den zerstreuenden und aufregenden Besuch eines Fremden auf kurze Zeit vergißt oder sie außer Beachtung lässet, ist darum nicht gebessert, sondern, wenn die Aufregung vorüber ist, fällt er nur desto schmerzlicher in sein voriges Weh zurück. Wie einem solchen Kranken ergieng es damals meiner Seele. Mehrere Wochen waren mir zwar, seit dem Ereigniß, das mich so tief erschreckt hatte, in erträglicher Haltung vergangen, jetzt aber, da der Eindruck seine erste Kraft verloren hatte, stund meine alte böse Gewohnheit, stund meine Begierde nach sinnlichen Genüssen wieder außen an der Thür ihres Hauses und wartete nur auf die Anfoderung des ersten Vorübergehenden, um vollends herauszutreten ins Freie. Diese Einladung zur alten Lieblingssünde kam mir nur zu bald, und ich folgte ihr alsogleich.

„Sie sollten doch heute Abend wieder einmal zu uns kommen ins Weinhaus“, redete mich ein Bekannter an, als ich eines Tages vor dem Thor mich ergieng, „jener Freund aus Copenhagen, mit dem Sie so gern über seine Reise durch Italien sich unterhielten, wird heute zum letzten Male dort seyn, denn schon morgen reist er ab. Wir ehren Alle Ihren gerechten Schmerz um Ihren ermordeten

Freund, doch Sie haben nun genug getrauert und sich von aller Welt zurückgezogen; es ist Zeit, daß Sie an Ihre Gesundheit denken und einige Aufheiterung sich gönnen".

Der Mann hat Recht, dachte ich; einer solchen Einladung nicht zu folgen, wäre mehr denn unhöflich; ich sagte ihm zu.

Nur noch mit einem schwachen Reste meiner guten Vorsätze trat ich am Abend in die Gesellschaft meiner alten, lustigen Bekannten ein; der arme Rest war gar bald verflogen und vergessen. Anfangs bedauerte man mich über das Unglück, das mich im gewaltsamen Tode meines Gefährten betroffen; man wußte nicht, was mir dieser Gefährte eigentlich gewesen und in welchen Verhältnissen ich, besonders in der letzten Zeit, zu ihm gestanden. Man lobte meine Theilnahme, meine Trauer; mich schmeichelte dieses Lob, ich nahm es gerne an. Bald aber wendete sich das Gespräch anders, man hielt es für nöthig, mich aufzuheitern; man trank mir zu, und meine Sinnlichkeit, wie ein wildes Thier, wenn es lange eingesperrt gewesen und nun auf einmal wieder aus dem Käfig herausgebrochen ist, kannte jetzt kein Maaß und keine Schranken mehr. Die vorhin angenommene Miene des Ernstes und der Trauer war in Geberden und Aeußerungen der muthwilligsten Lustigkeit verwandelt; unter allen Berauschten war ich bald der Berauschteste.

Als ich am andren Morgen auf einem Polstersitze des Weinhauses aus der Betäubung meiner Trunkenheit wieder zu mir kam schämte ich mich freilich, leider zwar nicht vor Gott, wohl aber vor aller Welt; ich schlich mich, in dieser Stimmung, nach meiner Wohnung. Hier war mir noch ein Rausch vertreibendes Mittel von anderer Art zugedacht.

Es ist gut, daß Sie kommen, sagte mein Hauswirth, der mir sogleich entgegentrat; ein junger Herr aus dem Stadtrathe hat Sie schon gestern Abend gesucht und wartet auch diesen Morgen bereits seit einer Stunde auf Sie.

Beim Eintreten in mein Zimmer fand ich dortselbst einen jungen Mann, der mir sehr wohl bekannt war. Er gehörte zu den eifrigsten Freunden der Musik in Krakau und ich glaube nicht, daß ich in der ganzen Stadt einen enthusiastischeren Bewunderer meiner geringen Kunstfertigkeiten und Talente gefunden hatte als ihn. Er selbst beschäftigte sich mit der Tonkunst und ich hatte mir vor Kurzem seine wärmste Dankbarkeit dadurch erworben, daß ich ihm ein Lied dichtete und componirte, mit welchem er seine reiche, schöne Geliebte, angeblich als mit seiner eignen Arbeit beehrte.

Mein Herr, sagte er mir, ich wünschte Ihnen gern die Ueberzeugung zu geben, daß man ein so außerordentliches Talent, als jenes ist, das mit Ihrem noch so jugendlichem Alter sich vereint, in dem Musik liebenden Krakau zu ehren und zu schätzen wisse, darum komme ich Sie um etwas unter vier Augen zu fragen, was Ihnen vielleicht vor einem vollständigeren gerichtlichen Verhör unangenehmer zu beantworten wäre. Nach der Entdeckung des Mordes an Ihrem Freunde, dessen Urheber, die Helfershelfer einer verführerisch hübschen aber sehr schlechten Weibsperson, bereits eingezogen sind, hat man sich bemüht, den entfernt wohnenden Verwandten des Ermordeten die Todesanzeige mitzutheilen. Der Paß Ihres Freundes lautete aus Prag; dorthin hat man sich gewendet, aber die Antwort, welche wir erhielten, läßt uns vermuthen, daß wir durch jenen vorgeblichen Paß irre geleitet waren. Auch Sie sind uns als aus Prag herkommend angegeben; sollte

dies wirklich seyn und gedenken Sie uns über den eigentlichen vormaligen Wohnort Ihres Freundes Auskunft zu geben, dann warten Sie ruhig die gerichtliche Einladung ab, die wohl noch heute an Sie ergehen wird. Sollten Sie jedoch Gründe haben, Ihre eigentliche Herkunft, so wie die Ihres ermordeten Freundes im Dunkel zu lassen, dann kann zwar vielleicht der Freund und Bewundrer Ihrer Talente diese Gründe ehren, nicht aber das öffentliche Gericht. — Diese ganze Untersuchung gehört nicht zu dem Kreise meines Amtes und meiner Pflichten, darum konnte ich Ihnen das, was ich durch einen Zufall erfahren, noch mittheilen.

Ich bezeugte mich dem wohlmeinenden Berichterstatter von Herzen dankbar. „Es war ohnehin meine Absicht, sagte ich, in diesen Tagen, ja wo möglich noch heute, meine Reise nach Italien anzutreten; ein gerichtliches Verhör würde mir, aufs Wenigste gesagt, eine höchst unwillkommene Verzögerung verursachen. Ich denke deshalb unverzüglich die Anstalten zu meiner Abreise zu treffen".

Mein Kunstgenosse und Kunstfreund billigte meinen Entschluß; er durchschaute vielleicht schon nach seinen jungen Erfahrungen einen Theil des Gewebes jener gerechten Besorgnisse, die mich umstrickten, wenn sein Blick auch nicht in die ganze, furchtbare Tiefe dieses Gewebes eindrang. Wir verabschiedeten uns in freundlicher Theilnahme; ich bezahlte meinen Wirth und legte in seine, so viel ich über ihn urtheilen kann, wahrhaft ehrlichen Hände, auch die Besorgung einiger kleinen Anforderungen, die man in der Stadt an mich zu machen hatte; bestellte noch in derselben Stunde mir einen Wagen und trat die Reise, zunächst gegen Ungarn hin, an. Mich begleiteten, als ich durch die Gassen der Stadt und dann durch die für

meinen Unglücksgefährten so verhängnißvoll gewesene Vorstadt fuhr, sehr verschiedene Gefühle; das stärkste, brennendste darunter war doch jenes, welches mein böses Gewissen mir erregte.

Mein Reisegeld war nicht so reichlich, daß ich beständig hätte fahren dürfen; am Fuße der Karpathenkette trat ich die Weiterreise zu Fuße an. Es war kurz vor Ostern als ich, mit meinem Bündel auf dem Rücken, eine Höhe des Gebirges erreichte, von welchem ich die reiche, südwärts gelegene Ebene überblicken konnte. Das Alleinseyn auf meiner Fußreise hatte mir dennoch, so kurz es gewesen, schon sehr wohl gethan. Wie ein Fieberkranker, der einige Zeit hindurch sein Uebel durch den fortgesetzten Genuß von wildaufreizenden Dingen vermehrte, sich erleichtert fühlt, wenn ihn etwa die Noth auf die Kost des Brodes und Wassers beschränkte, so fühlte ich mich, ich wußte selber nicht wie, erleichtert, seitdem der böse Geselle von mir genommen worden, der meinem eignen innern Hange zur Sünde, durch seine Aufreizung, so mächtig zu Hülfe gekommen war. Freilich empfand ich eine Leere; ich war leider nur zu sehr an seinen beständigen Umgang gewöhnt, doch konnte ich mir es selber nicht läugnen, diese Leere war mir wohlthätiger als die vorherige Sättigung.

Es war so eben das Osterfest, als ich ganz ermüdet nach Preßburg kam. Ich sage es mit tiefen Schmerzen, ich hatte damals vergessen, welche Erquickungen für Geist wie Seele und Leib in dem rechten, geistigen Genusse eines solchen Festes liegen; ich versenkte mich mit thierischer Begierde nur in die leiblichen Festgenüsse, die sich mir darboten: ich vergnügte mich mit der Lust eines Trunkenboldes, von dem Reste meines Reisegeldes, in der sichren Hoffnung, daß ich mir bald, durch meine Kunst, wieder

so viel verdienen werde, als ich zur Weiterreise bedürfe. Sey es nun eine Folge meiner Anstrengungen auf der Fußreise, verbunden mit den Wirkungen des nassen Wetters, bei sehr schlechten Nachtlagern, oder eine Folge meines unmäßigen Genußes des feurigen Weines und der ungewohnten, fetten Speisen gewesen; ich wurde gleich am dritten Tag nach meiner Ankunft von einem Fieber ergriffen, das mich an den Rand des Grabes brachte. Ich lag bewußtlos da; die Schrecken des Todes, der mir drohete, erkannte ich nicht; er hätte mich hingerafft wie ein unvernünftiges Thier, das vom Pfeil des Jägers ereilt wird. Der Gastwirth, bei dem ich krank lag, mochte bemerkt haben, wie schlecht es mit meiner Kasse bestellt sey; er begehrte, als ich wieder zu mir kam, für seine Auslage und Pflege, jenen schätzbaren Ring, den ich in Krakau von einem reichen Musikfreunde geschenkt bekommen; überdieß meine Kleider und Wäsche. Er hatte Zeichnungen, Farben und Pinsel unter meinen Geräthschaften gesehen. Wenn ich, sagte er, ein Maler sey, und seine Frau, so wie ihn und seine Tochter abmalen wolle, dann solle mir all meine Schuld erlassen seyn. Ich hatte mich noch nie im Porträtiren versucht; ich unternahm es dennoch, und die Ansprüche, welche diese guten Leute an meine Kunst machten, waren so gering, daß sie auf die farbige, treue Nachbildung ihrer bunten Festtagskleider fast mehr noch sahen, als auf die treue Nachbildung ihrer Gesichtszüge. Eine Menge der täglichen Gäste, der Nachbarn und Gefreundte meines Wirthes bewunderten diese, vielleicht allerdings wunderlichen Kunstwerke; ich bekam im Kreise dieser Leute so viel Anforderungen zum Fertigen von Familienporträten, daß ich, selbst bei dem sehr mäßigen Lohn, der mir für meine Arbeit bezahlt wurde, eine recht gute Einnahme hatte.

So war ich auf einmal, nicht nur ein Musiker, sondern sogar ein Maler geworden; denn außer dieser letzteren Kunst übte ich auch die Musik aus, und erntete auch hiermit einen mehr denn gebührenden Beifall ein.

Schon vor dem Ende des Sommers hatte ich mir so viel mit meiner, nicht sowohl Kunst als Künstelei, erworben, daß ich mich im Stande sahe, meine Weiterreise nach Italien, über Grätz und Laybach anzutreten. Mit einer ziemlich hohen Einbildung auf mein Talent und mein Glück betrat ich dieses Land der Kunst; ich meinte hier, wo die Kunst der höchsten Beachtung genießt, könne mir es am wenigsten an den Anerkennungen meiner Gaben und an der Belohnung derselben fehlen.

Ich kam zuerst nach Venedig, in dem sich damals, bei den weitaussehenden Unternehmungen gegen den Osten, welche noch in der Form der bloßen Vertheidigung einhergiengen, so große Kräfte bewegten. Das aufregende Element, welches hieraus hervorgieng, durchdrang alle Stände, alle Geschäfte und Gewerbe auch des bürgerlichen Lebens; obgleich kein Tizian mehr hier war, so lebte dennoch in allen kunstverständigen Venezianern noch der Sinn, der jenen Meister bei seinem Erkennen und Auffassen des Schönen geleitet hatte. Ich zeigte, bald nach meiner Ankunft, einigen Kunstfreunden der Stadt Malereien von mir, versuchte mich auch, vorerst nur unentgeltlich im Porträtiren; man lächelte und zuckte die Achseln über meine Arbeiten; niemand begehrte dergleichen von mir, selbst die Wirthin weigerte sich, mir zu sitzen, als ich umsonst ihr Bild zu malen wünschte. Meine deutschen und polnischen Lieder, wie mein Spiel der Instrumente fanden, besonders das Letztere, zwar etwas mehr Beachtung, doch war beides nicht ganz nach dem Geschmack der Bewohner der großen Stadt;

wenn ich's an öffentlichen Orten versuchte, mich hören zu lassen, da schenkte mir vielleicht Einer und der Andre, wie im Vorübergehen, eine augenblickliche Aufmerksamkeit, dann aber gieng man gleichgültig zu lauten Gesprächen über, als sey ich, mit all meiner Musik und meinem Singen, gar nicht da gewesen.

Als ich sahe, daß ich mit meiner vermeintlichen Kunst hier so wenig auszurichten vermöge, ergriff ich als sichren Stab das Handwerk, das ich zu meinem Glück erlernt hatte; ich suchte einen Instrumentenmacher auf, der mich sehr gern in Arbeit nahm und in Kurzem mit meinem deutschen Fleiße, späterhin auch mit meiner Handgeschicklichkeit so zufrieden war, daß er mich mehr denn alle seine Gesellen in Ehren hielt.

Ich war damals, wenn auch nicht innerlich viel gebessert, doch wenigstens äußerlich gemäßigter als früher. Obgleich ich nach weniger als einem Jahre das Italienische wie meine Muttersprache redete, und deshalb im geselligen Verkehr keine Schwierigkeit fand, gieng ich dennoch seltner den Lustgelagen nach, in denen ich sonst meine liebste Unterhaltung gefunden. Die Ursache von dieser scheinbar vortheilhaften Veränderung war keine sehr tief in meinem Innren begründete, sondern eine ziemlich äußere: sie lag in der Zuneigung, welche ich zu der Tochter meines Werkmeisters gefaßt hatte; eine Zuneigung, welche vielleicht nicht ohne Erwiedrung und ohne die Folge einer näheren Verbindung geblieben wäre, wenn nicht die Verschiedenheit unsrer Confessionen dies verhindert hätte.

„Wie Schade ist es um Euch, sagte zuweilen mein Prinzipal, daß Ihr nicht katholisch seyd; Ihr könntet dann leicht bei uns Euer erwünschtestes Glück machen". Seine Tochter sahe mich einst, bei diesen Worten ihres

Vaters erröthend an; ich glaubte den Blick zu verstehen, und dennoch schwieg ich. Es war nicht die feste Ueberzeugung des Glaubens, oder ein noch ungelöster Zweifel, der aus solchem Grunde kam, welche mir die Zunge banden und selbst meiner Neigung Fesseln anlegten, denn leider, diesen Grund hatte ich, wenn auch nicht mit meinem Verstande, doch thatsächlich, mit dem Herzen, verlassen; sondern es war nur die Macht der von Jugend an in mich eingepflanzten Vorurtheile, welche die eine Christengemeinschaft gegen die andre hegt. Die Vorurtheile aber allein sind es, welche der Seele Gedanken der Kälte, ja der Bitterkeit und Gehässigkeit eingeben, während der Glaube nur mit seinem milden Ernste ihr gebeut: „halte fest was du hast".

Ich blieb fünf volle Jahre in Venedig, in dem Hause und der Werkstatt meines Prinzipals, der mir zuletzt die Leitung seines ganzen Geschäftes anvertraute. Ich kam niemals in Versuchung, ihm, sowie überhaupt seit dem Zusammenleben mit meinem Verführer irgend einem andern Menschen auch nur das Mindeste zu veruntreuen; die betrügerischen Handlungen, die ich in Elbing begangen, waren Bewegungen, nicht meiner eignen Natur, sondern fremde gewesen, die mir, gleich Einem der auf der Schaukel sitzt, mitgetheilt worden; ich war allerdings mit andern, nicht so schlimm aussehenden Ketten an die Sünde gebunden, als mein Gefährte, demohnerachtet aber, nicht minder als dieser, ein Sklave derselben, dem die Herrin Alles auflegen und gebieten konnte, was sie nur wollte.

Wenn ich zuweilen am Damme der Lagunen stund und hinüberschaute nach den Ufern des eigentlichen Festlandes, das ich während der fünf Jahre meines Aufenthaltes

haltes in Venedig auch nicht ein einziges Mal betreten, da erschien ich mir selber wie Einer, der aus den Verhältnissen seines früheren Lebens für immer abgeschieden, diesen Verhältnissen abgestorben ist. Wohl regte sich zuweilen in mir ein Zug des Verlangens nach meiner Heimath und meinen Eltern; ja nach alle dem, was ich in meiner Kindheit gewesen und mein genannt, aber hiermit wachten zugleich andre Gedanken auf, die ich geflissentlich von mir wies, weil mir's schien, als ob sie seit meinen großen Verirrungen nicht mehr mich angiengen oder mein gehörten.

Neben meinem Handgeschäft, in der Werkstätte des Meisters, hatte ich auch in Venedig die Ausübung meiner Lieblingskunst, der Tonkunst, nicht versäumt. Es war mir leicht gewesen, mein musikalisches Ohr an die beliebtesten Weisen der Italiener zu gewöhnen und mich in dieselben hineinzubilden; als ich der Landessprache mächtig genug geworden, versuchte ichs sogar Lieder in ihr zu dichten, denen ich selbst eine Tonweise hinzugab. Der Fertigkeit meiner Finger, so wie meiner Stimme hatten die Italiener vom Anfang an Gerechtigkeit widerfahren lassen, so wenig sie auch damals für meine deutschen Gesänge Sinn und Geschmack bezeigten, als aber jetzt meine Kunst in ihrer Sprache und Tonweise mit ihnen redete, da veränderte sich die Gleichgültigkeit in eine Theilnahme, die mit jedem Jahre größer wurde. Gerade, daß ich nun auch der deutschen Gemüthsart und Gesangweise, mitten im Gewand der Italienischen ihr gebührendes Recht gab, dies brachte für meine Zuhörer einen Reiz der Neuheit in die Lieder, die sie von mir hörten; so daß ich, in diesem untergeordneten Zweige der Tonkunst, damals als der vorzüglichste Meister in ganz Venedig galt.

Eben in jener Zeit meines hochgesteigerten Ruhmes,

als Liederdichter und Liedersänger, ereignete sich etwas, das mir den Aufenthalt in Venedig verleidete. Mein Prinzipal, der Instrumentenmacher, vermählte seine schöne Tochter, gegen welche ich noch immer eine stille Neigung fühlte, einem jungen, wohlhabenden Bürger der Stadt. Ich besang zwar diese Hochzeitsfeier mit einem meiner wohlgelungensten Lieder und mein Verhältniß zu dem mir wahrhaft wohlwollenden Vater des Mädchens blieb noch eben so freundschaftlich als es sonst gewesen, aber in seinem Hause wollte es mir, als das Mädchen hinaus war, nicht mehr gefallen; es kam mir unerträglich öde darinnen vor. Ich fieng an, die Trinkstuben wieder häufiger zu besuchen; es fehlten mir nur noch wenige Schritte bis zu meiner vorigen Versunkenheit in das Laster des Trunkes, und daß ich diese Schritte nicht that, daran hinderte mich nur Rücksicht vor den Menschen: ein gewisses Ehrgefühl, das mich unter jenen ernsthaften Republikanern, die mich so hoch in Ehren hielten, angewandelt hatte. Denn unter dem Mittelstand der Venezianer, mit welchem ich am meisten Verkehr hatte, galt die Trunkenheit für eines der verächtlichsten Laster.

An einem schönen Sommerabend, als ich vor einem der Weinhäuser, in der Nähe des Arsenals, im Freien sitzend, eine große Gesellschaft von Gästen und Zuhörern mit meinem Gesang und Saitenspiel vergnügt hatte, setzte sich ein Mann aus Mailand zu mir hin. „Ihr seyd noch so jung", sagte er zu mir, „und so reich an Talenten; möchtet Ihr Euer Glück nicht auch anderwärts in Italien, zunächst aber bei uns in Mailand versuchen? Für einen sehr guten Gewinn und für die günstigste Aufnahme wollte ich in meiner Vaterstadt Euch stehen; Venedig solltet Ihr bald in dem schönen, fröhlichen Mailand vergessen."

Ich war damals noch nicht drei und zwanzig Jahre alt; in Venedig zu bleiben und da meine Tage zu beschließen, das hatte ich seit einiger Zeit aufgegeben; der Einfall des Mannes kam mir ganz gelegen; offen und unternehmend, wie der Wein und der Gesang die Herzen zu machen pflegt, ließ ich mich auf den Vorschlag meines Mailänders ein, ihn, in einer der nächsten Wochen in seine Vaterstadt zu begleiten, um dort mein Glück zu versuchen.

Mein Prinzipal entließ mich sehr ungern; er hatte an mir, wie an meiner thätigen Theilnahme an seinem Geschäft ein großes Gefallen gefunden, doch wollte er meinem weiteren Fortkommen nicht hinderlich seyn. Ich hatte mir, so lange ich bei ihm lebte, Einiges erspart und erworben; meine Tonkunst hatte ich zwar in Venedig niemals um des Gewinnes willen geübt, sondern hierbei nur auf das gelegentliche Vergnügen, freilich auch auf den Beifall meiner Zuhörer gesehen, dennoch hatte ich, wenn man zuweilen zu Ehrengelagen und Familienfesten, selbst des höheren Adels mich rief, auch dafür Geschenke empfangen, die von nicht unbedeutendem Werthe waren; ich zog aus der guten Stadt mit einem dankbaren Herzen als ein wohlhabender junger Bursche fort.

Der innre Richter und Erinnerer an meine früheren bösen Thaten, gegen dessen Stimme ich mein Ohr so verstopfte, gieng mir dennoch immer noch nach; von Zeit zu Zeit ließ er, wenn mein Herz die leiseren Worte nicht vernehmen wollte, den lauten Donner seiner Stimme in meine äußern Sinne erschallen. Als ich in Gesellschaft meines Mailänder Freundes, der ein geschickter Baumeister war, nach Verona kam, bemerkten wir dort, von den Fenstern unsers Gasthauses aus, einen Zusammenlauf des

Volkes. Ein junger Mensch, mit Ketten gebunden, das Gesicht bleich und verstört, wurde vorübergeführt. Was geschieht da? fragte mein Begleiter unsre Wirthin. „Man führt diesen Jüngling, antwortete sie, zum Pranger, wo er zuerst ausgepeitscht, dann zur Schau ausgestellt werden wird. Es ist sehr ungewiß, fügte sie hinzu, ob der Arme mit dem Leben davon kommen wird; die Rechte unsrer Stadt sprechen ihm dasselbe ab.“ — „Was hat er gethan?“ fragte der Architekt. — „Er hat seinem Herrn durch mancherlei List und Betrug viel Geld entwendet,“ antwortete die Frau.

„Und einen solchen Schurken, einen solchen jungen Bösewicht“, sagte der Architekt mit Entrüstung, „mögt Ihr noch bemitleiden? Ists nicht am besten für ihn, wie für die Welt, er kommt an den Galgen?“

„Darüber wäre wohl viel zu sagen“, erwiederte die Frau. „Dieser Bursch hat eine Schwester, bei welcher er erzogen worden und deren größtes Unglück, bei ihren vielen Kindern, nicht in ihrer Armuth, sondern darinnen liegt, daß sie einen sehr leichtfertigen, verschwenderischen Mann hat. Dieser, so sagt und glaubt man in der ganzen Stadt, hat seinem jungen Schwager zu den Betrügereien Anleitung gegeben und ihn dazu verführt, hat auch einen großen Theil des entwendeten Geldes mit ihm verpraßt. Der arme Bursch, bei all dem Unglück, das jetzt über ihn kommt, ist noch immer so anhänglich an seinen Verwandten, daß er schlechterdings nichts eingestehen will, welches diesem Nachtheil bringen könnte, obgleich der böse Schwager durch sein Entfliehen selber den stärksten Verdacht auf sich gelenkt hat.

An der Wirthstafel, zu welcher mehrere Leute aus der Stadt kamen, war fast von nichts die Rede, als von dem

jungen Bösewicht, der in so frühem Alter schon zu solcher Fertigkeit im Betrügen gekommen sey. Sein Undank, denn sein Herr hatte sich als väterlicher Wohlthäter seiner Armuth angenommen, wurde ihm mit Recht als das schwerste Verbrechen angerechnet, alle Anwesende, zuletzt selbst die Wirthin, stimmten darin überein, daß er die schärfeste Bestrafung verdient habe.

Mir schnitten alle diese Reden ins Herz. Die Erinnerung an meine begangenen Verbrechen war mir wie in den Hintergrund getreten; wenigstens hatte ich in der Verblendung meines Leichtsinnes seit mehreren Jahren nicht mehr an die Größe und Schwere meiner Schuld gedacht, jetzt wurde sie mir auf einmal vor das Auge gerückt und wie eine schwere Last auf mein Herz geworfen. Ich fühlte, daß eine brennende Röthe mein Gesicht bedeckte, mir zitterte die Hand; der eine der anwesenden Gäste schien mir so viel Aehnlichkeit mit einem Bürgersmann aus Elbing zu haben und er sahe mich von Zeit zu Zeit so bedeutend an! Ich glaubte mich erkannt und entdeckt; die Gespräche der Gäste schienen mir absichtlich und in Beziehung auf mich zu stehen, weil, so meinte ich, der Elbinger Bürger es ihnen gesagt hatte, daß ich ein viel ärgerer, größerer Verbrecher sey, als jener Jüngling; meine Bewegung wurde immer merklicher, da redete mich der mir gegenüber sitzende Mann, den ich für einen alten Landsmann gehalten auf Italienisch an: „Dem Herrn dort ist es unwohl zu Muthe, mir scheint, er ist zu vollblütig, man sollte ihm zu Ader lassen.“

Alle Gäste sahen und sprachen jetzt theilnehmend auf mich; ich aber athmete schon etwas freier, denn ich hatte aus der weitern Wendung der Gespräche bemerkt, daß der vermeintliche Elbinger, dessen Blicke mich so fürchten mach-

ten, ein Wundarzt aus der Stadt, ein geborener Veroneser sey, der die Gränzen von Deutschland niemals betreten hatte. Der Mann hatte nur mit dem Blicke seines Handwerkes mich beachtet, um jedoch allen Vermuthungen des wahren Grundes meines Gemüthszustandes, die ich in der Furcht des bösen Gewissens noch immer für möglich hielt, zu begegnen, gab ich wirklich der zudringlichen Anfoderung des Wundarztes und der Wirthsleute nach und ließ mir eine Ader schlagen.

„Wie ganz anders sieht jetzt der Herr aus, denn vorhin, sagte die Wirthin, als ich wieder in das Zimmer hereintrat; wie leicht hätte bei seiner Vollblütigkeit der Schlag ihn treffen können.“ Allerdings hatte mich ein Schlag, ein Schlag an mein Herz getroffen; dieses aber in seinem noch immer unbesiegten, ja bodenlosem Leichtsinne glich einem Korkholz, das auf dem Wasser schwimmt; der Schlag tauchte es ein wenig hinein in die Tiefe, aber wenig Augenblicke nachher kam es an einer andern Stelle wieder auf die Fläche. Als ich jetzt mich überzeugt hielt, daß keiner der gegenwärtigen Menschen mich und mein Verbrechen kannte, wurde ich wieder ganz ruhig und bedachte nicht, daß ein Andrer gegenwärtig sey, dessen Auge gleich den Feuerflammen mich und mein Thun durchdrang und durchschaute.

Mein Mailänder Architekt, der ohnehin in Verona sich zu beschäftigen wußte, blieb aus Gefälligkeit gegen mich noch einen ganzen Tag in der Stadt; als wir hinausfuhren gegen Peschiera, da führte man auch den jungen Dieb und Betrüger hinaus zur Todesstrafe; ich fühlte mich von neuem getroffen, nicht aber mehr in der Stärke wie vorgestern; ich hatte mein Herz gegen den ersten, stärksten Eindruck verhärtet, die Wirkung des zweiten

wußte ich vor mir selber wie vor Andren zu verläugnen; ich hatte Verstellung gegen mich selbst gelernt. Dennoch gieng mir das Bild des jungen, bleichen Missethäters lange, im Wachen wie im Traume nach.

In Mailand ergieng es mir, was das Aeußere betrifft, ganz vorzüglich wohl. Ich brauchte hier nicht von der Handarbeit des Instrumentenmachens oder Orgelbauens mich zu nähren, ich erhielt eine Stelle als Sänger und Musiker bei dem Theater und später bei der Hofkapelle und hatte hierbei mein sehr reichliches Auskommen.

Bei dieser wie bei andern Gelegenheiten habe ich es erfahren, welche heilsame Kräfte für einen Menschen von meiner damaligen Sinnesart in der Uebung eines Handgeschäftes liegen. Die Arbeit, und zwar die ermüdende, schwere des Leibes, der ich mich in Venedig unterzogen hatte, der Fleiß der Hände war mir doch, neben den andern, schon erwähnten Beweggründen ein ganz vorzügliches Schutz= und Bewahrungsmittel gegen meinen Hang zum Laster gewesen; meine hiesigen Geschäfte waren an sich weder sehr schwer noch für den Leib ermüdend, namentlich auf die lange Gewöhnung an die Anstrengung der Glieder kamen sie mir wie eine Festtagsbelustigung und Erholung vor. Dazu kam noch, daß ich in dem Kreise meiner neuen Mailändischen Bekanntschaften nur wenig oder keine Solche fand, die mir mit dem bürgerlichen Ernst der Venetianer Achtung geboten, ich überließ mich deshalb gar bald ungescheut meiner Lieblingsneigung und Gewohnheitssünde: der Trunkenheit, so daß ich bei Vielen, die mich kannten, der lustige Musikus oder auch wohl der Weinglassänger hieß. Indeß that mir dies an der Zuneigung und dem Beifall, die meine Kunst wie meine Stimme bei der Menge mir erworben, keinen Ab=

bruch: denn es gab leider zu jener Zeit in Mailand gar viele Leute, welche mit mir ein ähnliches schrankenloses Leben führten und dennoch in hohem, öffentlichen Ansehen stunden.

Mehr fast als meines Lasters schämte ich mich eines mir durch die Geburt verliehenen Rechtes, das ich jetzt doch als ein besondres Glück, als einen hohen Vorzug betrachte: ich schämte mich, ein Deutscher zu heißen. In Venedig hatte ich für einen Polen gegolten; in Mailand wußte man nichts Andres, als daß ich ein geborner Italiener sey; ich führte selbst (wie schon in Krakau in meinem falschen Passe) den lieben ehrlichen Namen meiner Väter nicht mehr, sondern war nur als Signor Enrico bekannt. An dieser widernatürlichen Scheu vor dem Zugeständniß meiner wahren Herkunft mochte wohl mein böses Gewissen die meiste Schuld tragen. Ich hätte so gern jedes Andenken an meine früheren Unthaten aus mir selber und von der Erde vertilgt; mein Name wie mein Vaterland riefen mir aber dieses Andenken zurück, und sie konnten dieß, wie ich fürchtete, auch einmal in Andern thun. Dazu kam noch der Umstand, daß die Deutschen zu jener Zeit in Mailand sowie in den meisten Gegenden von Italien in einiger Verachtung stunden. Namentlich war ihre Neigung zum Trunke, die man thörichter Weise für ein allgemeines Gebrechen unsres Volkes hielt, ein Gegenstand des Spottes, und sonderbarer Weise schämte ich mich an meinen Landsleuten eines ihnen öfters nur angedichteten Lasters, das ich an mir selber ohne Schaam und Scheu dultete. Das zufällige Scherzwort eines meiner Bekannten: ich könne trinken wie ein Deutscher, brachte mich, der ich sonst so schwer aufzureizen war, bei einer gewissen Gelegenheit in so heftigen Zorn, daß ich mit dem Messer auf den Witzling losgehen wollte.

Einstmals, während meines fast achtjährigen Aufenthaltes in Mailand, geschahe es, daß ein deutscher Reisender, ein Handelsmann, aus derselben Stadt nach Mailand kam, in welcher meine Tante, meines Vaters einzige Schwester, lebte. Ich traf mit ihm in dem Gasthaus zusammen, in dem ich täglich zu speisen pflegte. Der Mann war der italienischen Sprache so wenig mächtig, daß er nicht selten in große Verlegenheit kam und mehrmalen fragte, ob denn gar keiner unter den Gästen sey, der ein wenig Deutsch verstehe. Ich hütete mich sehr, mich als Deutschen zu erkennen zu geben; es hatte noch niemand in Mailand von mir ein Wort in meiner Muttersprache vernommen. Ohne daß ich mich im Mindesten jenem Landsmanne genähert hatte, erfuhr ich dennoch, wer und woher er sey? Da erwachte in mir ein unwiderstehliches Verlangen, etwas von den Meinigen zu hören. Ich machte, ich weiß nicht mehr unter welchem Vorwande, die Bekanntschaft des Reisenden, begann mit ihm ein Gespräch, wobei ich mit Gedult sein gebrochnes Italienisch anhörte, und nahm mich nun bei jeder Gelegenheit des Mannes und seiner Angelegenheiten an, ohne diesen jemals es merken zu lassen, daß ich seine Muttersprache verstünde. Er suchte mich jetzt öfters auf, denn seine Geschäfte hielten ihn mehrere Monate in Mailand zurück; wie einen gelegentlichen Einfall sprach ich einst den Namen des Gemahles meiner Tante aus und fragte den Mann, ob eine Familie dieses Namens an seinem Orte wohne? Er bejahte dies und fügte die Nachricht ihres Wohlbefindens hinzu. Ich habe, sagte ich, einen jungen unglücklichen Menschen gekannt, welcher nun längst todt ist, dieser war ein Verwandter jener Familie; sein Vater, Namens Jacob Werner, lebte in Elbing, und mich hat dieser Mann,

nach dem, was sein Sohn mir von ihm erzählte, sehr interessirt; ich bitte Sie, wenn Sie in die Heimath schreiben, sich in dem Hause der Verwandtin des Verstorbenen erkundigen zu lassen, wie es ihrem Bruder und ihrer Schwägerin in Elbing ergehe, doch ersuche ich Sie zugleich, die Veranlassung zu dieser Ihrer Frage gegen niemand zu erwähnen, da ich sonst in die Verlegenheit geführt werden könnte, den Verwandten jenes Unglücklichen die herzdurchbohrende Nachricht von dem jammervollen Ende desselben mittheilen zu müssen, von der ich wünsche, daß sie ihnen für immer verborgen bleibe.

Nach mehreren Wochen kam mir einst mein Landsmann, als ich ins Gastzimmer hineintrat, mit einem Briefe entgegen, aus dem er mir die Stelle ins Italienische übersetzte, in welcher sein Correspondent ihm meldete, daß, nach eingezognen Nachrichten, Jacob Werner in Elbing und seine Frau beide gestorben seyen.

Höchst wahrscheinlich hatte meine gute Tante Andre durch dieselbe falsche Nachricht von dem Tode meiner Eltern getäuscht, durch welche sie selber irre geführt war. Denn nach dem was vorhin mein lieber Vater hierüber äußerte, trifft die Zeit, in der ich in Mailand die Nachricht empfieng, mit jener zusammen, in der meine beiden Eltern so schwer krank darniederlagen, daß man in ihrer Stadt sowie auswärts sie als todt aussagte.

Ich suchte meine Gemüthsbewegung, bei der Mittheilung, die der Fremde mir machte, so gut als möglich zu verbergen; gegen die Bekannten, die meine Niedergeschlagenheit bemerkten, und mich darum befragten, schützte ich ein leibliches Uebelbefinden vor; ich begab mich bald nach meiner Wohnung und weinte da einige Thränen, die nur zu schnell vertrockneten, weil sie aus keiner tiefen Quelle kamen.

Während des letzten Jahres meines Aufenthaltes in Mailand kam in diese Stadt eine Sängerin aus Neapel, welche durch ihr schönes Aeußres, sowie durch ihre Lebhaftigkeit und ihren Witz einen ganz überaus tiefen Eindruck auf mich machte. Ich konnte diesen Eindruck nicht verbergen; er war meines ganzen Wesens mächtig geworden; so oft als möglich suchte ich Gelegenheit sie zu sehen, zu sprechen; ich war der übertriebenste Bewundrer ihrer Talente sowie ihres Gesanges, obgleich sie eigentlich hierinnen nur wenig Bedeutendes leistete; sie dagegen lobte und bewunderte meine musikalischen Leistungen, und mir hatte noch niemals ein Lob so wohl gethan, mich so sehr entzückt, als das aus ihrem Munde. Ich machte ihr die reichsten, kostbaren Geschenke; sie wurden mit Blicken des Dankes und, wie ich meinte, der Zuneigung angenommen.

„Hüten Sie sich vor dieser Neapolitanerin, sagte einst der Director der Hofkapelle zu mir, der bei all meinen sittlichen Fehlern mein treuer Freund war; entreissen Sie sich mit aller Gewalt und Kraft eines Mannes dieser Neigung, die Sie ins tiefste Elend stürzen würde; kommen Sie noch heute mit mir zu einer Erholungsreise auf mein Landhaus am Comersee, vielleicht schwindet Ihnen dort in der schönen Natur der Zauber einer bösen Lust."

Ich ahndete, daß der Mann die Wahrheit spreche; ich gab seiner Einladung Gehör, noch an demselben Abend reisten wir ab.

Wie soll ich aber meinen Zustand während dieser kleinen Reise und des kurzen Landaufenthaltes beschreiben? Ich wollte bei meinem Freund und im Kreise seiner Familie zum heitern Gespräch mich zwingen; mitten in der Rede hielt ich, wie ein Träumender, still; wir wollten Musik machen und singen, ich kam aus dem Takte und

machte Fehlgriffe, deren ein Anfänger sich hätte zu schämen gehabt; ich war wie ein tief Schlaftrunkener, der zwar sich selber, und den Andere öfters anregen möchte zum Wachen, der aber mitten im Worte wieder stockt und einschläft.

„Ihr Zustand ist ein sehr gefährlicher, mein armer Freund, sagte der Director zu mir, Sie bedürfen eines kräftigeren Gegengiftes gegen das eingesogene Gift, als ich Ihnen zu geben vermag; möchten Sie doch noch ein andres finden als jenes, das in der Bitterkeit einer langen, unheilbaren Reue liegt".

Ich dankte meinem Freund für seine Treue, und als ich nach etlichen Tagen unsres Landaufenthaltes ruhiger und selbst heitrer wurde, hielt mich dieser vielleicht auf dem Weg der Genesung von meiner unseligen Leidenschaft; er kannte jedoch zu wenig mein Herz; meine Ruhe kam von dem Vorsatz her, den ich mit jeder Stunde immer fester in mir faßte, gleich nach meiner Zurückkehr nach der Stadt, möchten meine Freunde darüber sagen was sie wollten, um die Hand der schönen Sängerin zu werben, die mir, das durfte ich bei meinen äußern Verhältnissen voraussetzen, gewiß nicht versagt werden würde.

Wir kehrten endlich, nach Verlauf einer Woche, nach der Stadt zurück; mein erster Gang war hin nach der Wohnung meiner Geliebten. Wie groß war mein Schrecken, meine Betrübniß, als ich erfuhr, sie sey schon vor etlichen Tagen wieder nach Neapel zurückgereist. Mein Entschluß war schnell gefaßt, und eben so schnell, wiewohl in größester Stille, machte ich Anstalt zu seiner Ausführung. Ich brachte alle meine Angelegenheiten in die beste Ordnung, schrieb Abschiedsbriefe an meine Freunde, packte mein Geld und meine werthvollsten Sachen zusammen, und

schon in der zweiten Nacht nach meiner Zurückkehr vom Lande entflohe ich heimlich und eilig, gleich wie Einer, welcher die Häscher zu fürchten hat.

Nur flüchtig sahe ich diesmal alle die Städte und Gegenden des herrlichen Italiens, durch welche ich kam; ich hatte nur einen Gedanken: dieser war Neapel und der Gegenstand meiner Leidenschaft.

Eine Neigung, welche in solcher unbändiger Heftigkeit alle Schranken und Gesetze der Ordnung und der Vernunft durchbricht, wie dies die meinige that, als ich so unbesonnen wie undankbar meine glücklichen Verhältnisse in Mailand abbrach, trägt schon hierinnen den Stempel ihrer Widersinnigkeit in sich; sie kann in ihren Folgen niemals eine glückliche noch eine dauerhafte seyn; sie ist auf einen Grund gebaut, aus welchem unmittelbar neben der Pflanze der wilden Liebe die des Hasses hervorwächst. Auch ich mußte diese traurigen Uebergänge des Sinnestaumels in Ekel und Gram gar bald erfahren. Ich suchte gleich nach meiner Ankunft den Gegenstand meiner Zuneigung auf; ich erklärte ihr, daß ich aus Liebe zu ihr meine glänzenden Verhältnisse in Mailand aufgegeben habe und ihr nachgefolgt sey nach Neapel, um, wenn sie mich nicht verschmähe, ihr meine Hand zu reichen und als ihr Gemahl mit ihr zu leben und zu sterben. Sie antwortete mir ausweichend; weder bejahend noch verneinend; ich glaubte sie zu verstehen; noch heute gieng ich zum Director des Opernhauses und meldete mich für eine Gastrolle. Mein Name wie mein Ruf als ausgezeichneter Sänger waren ihm bekannt, und da mein Anerbieten mit seltener Uneigennützigkeit gemacht wurde, nahm er mit Vergnügen dasselbe an; noch in derselben Woche wurde mir in einer neuen Oper die Hauptrolle übertragen. Ich übertraf, bei

der Ausführung von dieser, mich selber, auch bei jeder andern Gelegenheit, die sich mir darbot, leistete ich Ungewöhnliches, denn mich begeisterte meine unselige Liebe; meinem Wunsche, in Neapel angestellt zu werden, kam man von selbst mit dem Antrage hierzu schon entgegen, ich erhielt in dieser, mehr denn jede andre, für die Tonkunst geneigten Stadt eine Anstellung, deren äußre Vortheile noch viel glänzender waren als jene, die ich in Mailand genossen.

Ich brauche wohl nur wenig über mein Schicksal in einigen der gleich hierauf folgenden Jahre zu sagen; diese Freunde hier errathen es selber. Alles das, was mein vergnügungssüchtiges Herz begehren konnte, das wurde mir am Anfang meiner damaligen neuen Stellung im reichsten Maaße zu Theil: äußrer Wohlstand, durch ansehnliche Amtsbesoldung und reiche, gelegentliche Geschenke; eine so ehrende, öffentliche Anerkennung, als man sie meinem Stande nur zu gewähren vermochte; um mich eine Schaar von Verehrern meiner Kunst und sogenannte Freunde, wohlgeneigte Gönner und Protectoren. Doch all dieses äußre Glück schien mir nur ein geringes gegen jenes vermeintliche, das mir die Verbindung mit meiner schönen Sängerin gewährte, welche gleich nach meiner Anstellung mir ihre Hand gereicht hatte. Aber eben durch diese Verbindung, wegen welcher ich mich so selig pries, hatte ich mir mitten in meinem eingebildeten irdischen Himmel eine Hölle geschaffen, deren Leiden keine bloß eingebildeten, sondern großentheils wirkliche waren.

Zwar die ersten Monate, ja das ganze erste Jahr meiner Ehe vergiengen mir in einem Sinnestaumel, in einem Zustand der Verblendung, in welchem ich Alles, selbst die unsinnigen und unmäßigen Verschwendungen und

die unersättliche Vergnügungssucht meines Weibes in einem mildernden, ja sogar in einem rosigen Lichte sahe; ihre Eigenschaften erschienen mir als natürliche Ausflüsse eines poetischen, über die Gemeinheiten des bürgerlichen Lebens erhabenen Characters. Ich opferte ihren Einfällen, auch wenn sie die närrischsten waren, alle die Summen auf, die ich einnahm und die ich in *Mailand* mir erspart hatte; selbst die Ehrengeschenke, die ich bei manchen Gelegenheiten empfangen, die kostbaren Ringe, die goldnen Medaillen und Ketten, und was ich sonst an dergleichen Dingen besaß, wurden, so bald es ihr nöthig schien, zu Geld gemacht; ich hatte dies Alles so leicht verdient, darum gab ich auch so leicht es hin.

Aber so verblendet ich auch war, Eines konnte mir zuletzt doch nicht entgehen, daß mein Weib nicht das kannte oder beachtete, was uns in Deutschland als die nothwendigste und unentbehrlichste Eigenschaft der Frau erscheint: sittliche Ehre und Treue. Jene noch minder bedeutenden Vorfälle, welche meine Eifersucht erregten und mich zuerst auf den Verdacht ihrer Untreue brachten, entschuldigte sie mit der Sitte des Landes, der man sich, ohne sich lächerlich zu machen, nicht entziehen könne; nur zu bald mußte ich jedoch mich auf eine unwiderlegbare Weise davon überzeugen, wie sehr mein Verdacht begründet gewesen war. Dieses Erwachen aus meinen Träumen, diese Enttäuschung meines verblendeten Herzens ergriff mich auf furchtbare Weise; ich fühlte mich eben so unmäßig betrübt als vorhin beglückt. Ich klagte mein Leid dem einzigen vertrauten Freunde, den ich unter meinen vielen Bekannten gefunden, einem alten Venezianischen Maler, der schon seit langer Zeit in Neapel lebte; er sagte mir theilnehmend: warum habt Ihr doch niemand gefragt, ehe Ihr diese

unselige Verbindung eingiengt; die ganze Stadt hätte Euch Dinge von Eurem Weibe gesagt, welche Eure Neigung, wenn sie nicht Wahnsinn war, abkühlen mußten; als ich Euch kennen lernte, da war es schon längst zu spät, Euch zu warnen. Sagt man doch dieser Person selbst nach, daß sie schon in Sizilien einmal vermählt gewesen und ihrem Manne mit einem jungen Spanier, in dessen Gesellschaft ich sie selber noch gesehen, entlaufen sey; wäre es Euch Ernst, aus diesen verderblichen Banden zu entkommen, dann dürfte man nur den Spuren jenes Gerüchtes, an dessen Wahrheit ich nicht zweifle, tiefer nachforschen, und Eure Ehe, mit dem Weibe eines Andren, wäre nach dem Gesetz der Kirche alsbald und für immer aufgelöst.

Doch, so wohlgemeint dieser Rath meines Freundes war, ich folgte ihm nicht; mein närrisches Herz hing noch immer zu sehr an meiner Verführerin; ihre heuchlerischen Thränen, ihre verstellten Zärtlichkeiten, ihre Schmeicheleien und anlockenden Künste verwickelten mich, so oft ich sie auch aufzulösen trachtete, immer fester in ihre Bande. Durch die Zerstreuungen, mit denen sie mich umringte, ließ sie mich nicht zu mir selber, kaum zur Betrachtung meines Elendes kommen; Eifersucht und Gram zerrissen mir zwar öfters das Herz, die betäubenden Mittel aber, die man in die Wunden goß, tödteten jedes Gefühl, auch das der Schmerzen; ich taumelte dem Sturz in den Abgrund immer näher.

Um den Zustand meiner öconomischen Verhältnisse hatte ich mich niemals viel bekümmert; ich ließ hierinnen meinem Weibe freie Hand; sie hatte den größesten Theil meiner Einnahmen und besorgte die Ausgaben. Mir schien es öfters, als wenn unsre Vermögensumstände jetzt weniger in Verfall wären als früher, denn so oft ich etwas

aus

aus unsrer gemeinschaftlichen Kasse bedurfte, fand ich sie wohlversorgt mit Golde.

Im dritten Jahre meiner unglücklichen Ehe hatten mir die Aerzte auf etliche Wochen den Gebrauch der Bäder von Ischia gerathen; ich besuchte dieselben in der Gesellschaft eines polnischen Fürsten, der oft in mein Haus kam und dem ich, nach Kräften, viele Gefälligkeiten erwiesen hatte. Als ich nach vollendeter Badezeit nach Neapel zurückkehrte, da fand ich nur einen alten treuen Diener in meiner Wohnung; er kam mir mit der Nachricht entgegen, daß meine Frau bald nach meiner Abreise auch, wie sie sagte, nur für etliche Tage auf's Land gegangen sey. Vergebens jedoch habe man sie bisher zurückerwartet, man müsse nur zu sehr vermuthen, daß sie für immer aus meinem Hause entwichen sey. Betäubt vor Schrecken öffnete ich die Thüren zu meinen und ihren Zimmern; ich fand diese aller ihrer werthvolleren Gegenstände beraubt; es war, als ob Diebe hier eingebrochen seyen. Zu meiner Verwundrung fühlte ich jedoch, daß jener kleine Kasten, darin sonst das Geld aufbewahrt lag, ganz schwer sey, als wäre er gefüllt; ich öffnete ihn und fand ihn wirklich gefüllt mit Goldstücken von spanischem Gepräge. Diese unerwartete Großmuth meines treulosen Weibes erschien mir unbegreiflich, doch kam sie mir zu statten, ich besorgte sogleich mit dem Gelde mehrere nöthige Ausgaben.

Meine Bemühungen, der Entflohenen auf die Spur zu kommen, waren vergeblich; meine Freunde, namentlich der schon erwähnte Venezianer und der vornehme Pole beruhigten mich, indem sie mir zu Gemüth führten, wie sehr ich mein vermeintliches Unglück als ein Glück zu betrachten habe, und ich stellte zuletzt meine Nachforschungen ein, um so mehr, da sich's als wahrscheinlich ergab, daß

die Mörderin meines Glückes aus Furcht vor dem Sizilianer entflohen sey, dessen Ehebund sie vor unsrer Bekanntschaft durch ihr treuloses Entweichen gebrochen hatte.

Eines Abends, als ich mich eben zur Ruhe begeben wollte, hörte ich Schritte von Bewaffneten, und ein heftiges Klopfen an meiner Thüre. Ich that auf; eine starke Wache trat herein, die mir kaum Zeit ließ, mich wieder anzukleiden, dann aber mich hinwegführte zum Gefängniß. Noch in meiner Gegenwart hatte man mein Zimmer durchsucht; einige Gerichtspersonen versiegelten vor allem meine noch immer reichlich mit Golde versehene Kasse, und nahmen sie mit sich. Man beantwortete mir keine meiner Fragen über den Grund meiner Verhaftung, dieser blieb mir so dunkel, als der dumpfe Kerker, in den man mich neben andern Verbrechern an Ketten schloß.

Schon seit längerer Zeit hatte man der Regierung die Anzeige gemacht, daß falsche Goldmünzen, mit einem täuschend nachgeahmten spanischen Gepräge in der Stadt cursirten. Die Nachforschungen, welche man deshalb anstellte, hatten unter andern auch auf mein Haus einen Verdacht geworfen, da sie jedoch zugleich auch auf viele andre Ausgangspunkte der Verbreitung hinführten, hatte man jenen Verdacht, als den wahrscheinlich unbegründetsten, zur Seite gewiesen. Es ergab sich später, daß mein ehrloses Weib mit dem Anführer der Falschmünzer, demselben Spanier, mit welchem sie ihre erste Ehe gebrochen, noch fortwährend in Verbindung geblieben war; das gute Geld, das ich eingenommen, hatte sie für sich behalten und falsches dafür in die Kasse gelegt; noch in den letzten Tagen vor ihrer Flucht aus meinem Hause hatte sie bei einem ehrlichen Kaufmann, der, als unser Nachbar, uns beide kannte und deshalb ohne Mistrauen war, orientalische

Perlen und andere Kostbarkeiten eingehandelt und mit dem nachgemachten Gelde ihn bezahlt; und als nun seit meiner Rückkehr auch ich kein andres Geld mehr ausgab, als solches, ja erst am Tage meiner Verhaftung eine nicht unbeträchtliche Summe davon zu einem Wechsler sendete, um Silbermünzen dagegen zu erhalten, da konnte man nicht anders, denn mich, wo nicht als den Falschmünzer selber, doch als einen Genossen von diesen zu betrachten. Ohnehin mußte auch der unverhältnißmäßig große Aufwand meines Hauses diesen Verdacht bestärken.

Ich wurde nach der elend, im Gefängniß durchwachten Nacht zum Verhöre geführt. Ich sagte aus, was ich auszusagen wußte; es war so viel als Nichts; man glaubte meinen Worten nicht; ich wurde als boshaft läugnender Betrüger von neuem in den Kerker geführt. So ergieng es bei mehreren Verhören; die Versichrung meiner Unschuld erbitterte meine Richter nur, statt sie für mich zu gewinnen; nachdem ich schon mehrere Wochen im Gefängniß geschmachtet hatte, wurde ich endlich zur Folter geführt, um mir das Geständniß meiner so offenbar erscheinenden Schuld gewaltsam abzunöthigen. Als man mir die Daumenpresse anlegte, da sagte einer der Richter: wie schade ist es um diese Finger, denen so meisterhafte Fertigkeit der Töne innenwohnte, und die nun auf immer der Kunst entrissen werden. Was hälfen ihm, sagte ein Andrer, seine geschickten Finger, ist doch in wenig Tagen schon der Galgen sein Loos. „Ja! sagte ich, ihr Richter, bedauert nicht diese Hände wegen ihrer Geschicklichkeit, sondern darüber bedauert sie, daß sie unschuldig waren. Denn daß sie dies gewesen, das betheure ich euch noch einmal vor dem allwissenden Gott.“

Meine Betheurung war vergebens, ich wurde den

Peinigern übergeben, und die Martern, die sie mir anthaten, schienen mir, nachdem ich etliche Stunden lang sie ausgehalten, zuletzt dennoch unerträglicher als der Tod; ich bekannte mich zu einer That, von der ich mir nichts bewußt war. Zerquetscht, verrenkt, zerrissen an allen Gliedern trug man mich auf das Strohlager meines Kerkers zurück; es hätte der eisernen Fesseln nicht mehr bedurft, um mich festzuhalten, ich hatte nicht einmal Kraft, mich aufrecht zu setzen. In jeder Stunde erwartete ich mein Todesurtheil; mein Warten war vergebens, man suchte mich nur noch am Leben zu erhalten, und selbst meine gemißhandelten Glieder wieder zu heilen, damit man noch einmal zur Marterbank mich schleppen und mir die Angabe meiner Mitschuldigen auspressen könne.

Ich gerieth bald in ein Wundfieber, welches zu solcher Heftigkeit sich steigerte, daß ich mit dem Bewußtseyn zugleich das Gefühl meiner Schmerzen verlor. In die Phantasieen dieses Fiebers tönten mir immer jene letzten Worte herein, welche die Richter und welche ich gesprochen, ehe man meine Hände und Finger der Folter Preis gegeben; ich betheuerte in meinem Fiebertraume laut und immer lauter, zuletzt wie mit einer Stimme des Donners, daß diese Hände unschuldig seyen, und rief dabei Gott zum Zeugen an; so oft ich jedoch dieses that, ergriff mich eine Unruhe und Angst der Hölle. Als ich wieder zum Bewußtseyn kam, erinnerte ich mich lebhaft dieser fieberhaften Gedanken, so wie etwa ein vom Schlummer Erwachender sich der Worte erinnert, die ein Nahestehender in dem Augenblicke seines Aufwachens aussprach. Das, was ich zu den Richtern gesagt, stund wie eine Schrift in großen Buchstaben vor meinen Augen. „Unschuldig diese Hände?“ sprach ich bei mir selber, „darf ich dieses mit

Recht aussprechen und bei dem allwissenden Gott es betheuren? Ist es nicht eben dieser allwissende Gott, der die alte, schwere Schuld meiner Hände gefunden und endlich, nach langer Geduld mit dem Sünder, so sie bestraft hat, wie sie es verdienten? Ich habe freilich jene falschen Goldstücke nicht geprägt, weiß auch nicht wer es gethan hat, aber habe ich nicht mit diesen zerquetschten Fingern da falsche Papiere und falsche Stempel von Siegeln gemacht, deren Inhalt und Abdrücke von größerer Bedeutung waren als die Goldstücke?"

Es war zum ersten Male, daß ich die ganze Schwere meiner Verbrechen erkannte. Das Wehegeschrei meines Gewissens war mir lange, auf allen meinen Wegen des Leichtsinnes, nachgegangen, jetzt, im Angesichte des nahen Todes, ereilte es mich: ich mußte ihm stille halten und es anhören, denn wollte ich rückwärts, da war das schon geöffnete Grab zu meinen Füßen, vorwärts, da lag in tiefem Schweigen das Dunkel einer Ewigkeit nahe, deren Andenken ich so lang vermieden; zu meiner Linken das Racheschwert der weltlichen Richter, zur Rechten der Zorn eines Gottes, dessen Bund und Treue ich mit Füßen von mir gestoßen.

Mitten in dieser Tiefe der Todesangst und der Schrecknisse der Ewigkeit kam mir ein längst vergessenes Kleinod meiner Kindheit in den Sinn. „Man hat mir gesagt, es gäbe einen Gott, der auch des verworfensten Sünders sich erbarmet, wenn er ernstlich um Gnade schreit; eine Liebe, die bis zum Kreuz herniedergestiegen, damit sie das Kranke heile, das Verlorene errette; eine Liebe, welche Keinen hinausstoßen will, der zu ihr kommt. Diese Liebe rufet Alle zu sich, die sich arm fühlen und elend, Alle die Leide tragen und traurig sind, wenn sie nur hören wollen; wer

könnte ärmer seyn und elender, betrübter und zerschlagner denn ich es bin, wer begieriger und bedürftiger eines Heilandes, welcher vergiebt und von den Schrecknissen der Ewigkeit errettet. Ich hieng unter tausend Thränen diesen Gedanken nach; ich fragte meine Vernunft nicht, ob sie es glauben könne? ich fragte nur mein zerknirschtes und zerschlagenes Herz und dieses sagte willig ja dazu.

Damals habe ich recht erfahren, welchen Schatz für Zeit und Ewigkeit eine solche christlich treue Erziehung in die Menschenseele lege, als die war, die mein frommer Vater mir gewährte. Alle die gotteskräftigen Worte und Sprüche der Schrift, die mir in meiner Kindheit gegeben worden und an die ich seit so vielen Jahren nicht mehr gedacht hatte, die kamen mir jetzt zu Hülfe; sie brachen wie Sonnenstrahlen in den dunklen Kerker meiner Seelenangst herein; sie erleuchteten und erquickten mich. Mir war das unbegreiflich und unerfaßbar; hier auf dem Strohlager, mit den zermarterten Gliedern empfand ich eine Ruhe, ja ein Wohlseyn meines Innern, wie ich es niemals in den Zeiten meines höchsten äußern Glückes empfunden.

Während meiner Krankheit hatte man mich in einen etwas minder furchtbaren Kerker gebracht; der Arzt, der mich behandelte, hatte dieses vielleicht eben so sehr um seinet = als um meinetwillen verlangt. Mit mir fanden sich noch zwei andre Uebelthäter in demselben Gefängniß, welche, wie ich nachmals erfuhr, ein Gemälde gestohlen und an einen Ausländer verkauft hatten. Die Schwere ihrer Bestrafung hieng zum Theil von dem sehr ungewissen Umstand ab: ob sie das gestohlene Gut an seinen Besitzer, einen königlichen Prinzen, aus dessen Landhaus es entwendet war, zurückstellen könnten oder nicht. Die

beiden Kerle, die mich als einen halb im Sterben liegenden, seiner selber nicht Bewußten mehrere Tage lang vor Augen gehabt hatten, betrachteten mich gar nicht wie einen gegenwärtigen Zeugen; sie führten ihre Gespräche so unbefangen vor meinen Ohren, als seyen sie ganz allein. Ich achtete wenig auf dieses lose Geschwätz, nur das Eine hatte ich mir wie im Vorübergehen gemerkt, daß der Hauptdieb ein Italiener, sein Gefährte aber ein Pole sey. Einstmals erzählte der Letztere seinem Cameraden, dem Italiener, daß er noch vor Kurzem hätte ein reicher Mann werden können, wenn er sich nicht vor der schweren Strafe gefürchtet hätte; auf den waldigen Höhen von Santa Agatha sey er einmal des Nachts in die Nähe des Schlupfwinkels gerathen, in welchem der Spanier wohne, welcher die falschen Goldstücke präge; die Falschmünzer hätten ihn alsbald entdeckt und zu sich hineingeschleppt: er mußte, wollte er nicht sein Leben verlieren, ihnen Verschwiegenheit schwören und mit ihnen gemeinsame Sache machen. Er that dieses wirklich eine Zeit lang; verausgabte zu ihrem Vortheil eine ziemliche Menge des falschen Geldes an fremdes Schiffsvolk, namentlich an Kaufleute der afrikanischen Küste. Man lohnte ihm seine Mühe vor der Hand mehr noch mit großen Versprechungen als mit der That, und da er in Neapel erfuhr, daß man dem Betrug auf der Spur sey, ließ er alle seine glänzenden Aussichten im Stiche und gab sich lieber zu dem scheinbar minder gefährlichen, für den Augenblick einträglicheren Gemäldediebstahle her.

„Uebrigens", so fügte sein Diebsgeselle hinzu, „wissen wir auch noch nicht, wie uns der diesmalige Handel ausgehen wird. Wenn wir dem Prinzen nicht wieder zu seinem Gemälde verhelfen können, werden wir wohl etliche Jahre

den Kettentanz mit dem Rudertakte auf den Galeeren tanzen müssen. Das Einzige, was ich beim Verhör werde aussagen können, ist das, daß unsre gemalte, schöne Gärtnerin den Weg nach Ischia gemacht hat und dort von einem Fremden gekauft worden ist. Sollte sich dieser Fremde mit sammt dem Gemälde auch wirklich noch vorfinden und er macht eine große Rechnung für seine Ausgaben, so weiß ich nicht, wer nach dem Wege des hiesigen Rechtens die Zeche bezahlen muß, ob er selber, der fremde Herr, der so dumm war, gestohlene Waare zu kaufen, oder der schurkische Franzos, der den Unterhändler machte, und die Waare um lumpigen Preis uns abdrückte, oder wir arme Teufels, die wir, nachdem die Häscher uns Alles genommen, nichts von der ganzen Ehre haben als die saure Mühe."

Ich hörte dieses ganze Gespräch, denn die Erwähnung der Falschmünzer hatte mich dazu angeregt, mit der größten Aufmerksamkeit an. Meinem Freunde, den polnischen Prinzen, ward während unsers Aufenthaltes in Ischia von einem Franzosen ein Gemälde angeboten, welches die liebliche Gestalt eines Mädchens, mitten unter Blumenbeeten, darstellte, und welches durch seine Wahrheit und Schönheit von der Hand eines großen Meisters zeugte. Er konnte der Reizung nicht widerstehen, obgleich er fürchten mußte, das Bild sey nicht ein ehrliches Eigenthum seines Verkäufers; er bezahlte es diesem und verbarg es, unter den andern für die Heimkehr in's Vaterland gesammelten Kunstsachen.

„Freund", so redete ich auf Polnisch den Helfershelfer des Gemäldediebes an, „ich könnte Euch leicht aus Eurer Noth helfen. Ich kenne den fremden Herrn, der das Gemälde besitzt. Er ist noch in Neapel; es kostet

mich ein bittendes Wort an ihn und er giebt das entwendete Gut zurück, ohne Euch in's Unglück zu bringen."

Die Beiden staunten, daß ein vermeintlich im Sterben Liegender zu ihnen sprach, am meisten der Pole, daß ich in seiner Muttersprache zu ihm redete. Er theilte auf Italienisch seinem Gesellen das mit, was ich gesprochen und dieser sagte: wenn der Herr dort nicht im Fieber geredet hat, so ist das, was er verspricht, sehr dankenswerth.

„Eines nur, so fuhr ich auf Polnisch gegen den Diebsgesellen fort, begehre ich dann von dir, was auch noch auf andere Weise zu deinem Vortheile seyn kann, daß du der Regierung behülflich bist zur Auffindung und zum Ergreifen der Falschmünzer, mit denen du eine Zeit lang verkehrt hast."

„Das könnte ich nur zu gut, antwortete der Pole; denn da ich noch in einer kleinen Schuld gegen jene Leute stehe und sie mich für Einen ansahen, der für immer mit ihnen in Verbindung getreten, weiß ich um alle einzelne Stationen ihrer Geschäftsthätigkeit. In diesem Augenblick sind sie noch bei Viterbo; in etlichen Wochen werden sie in Livorno zu Schiffe gehen; in Marseille bringen sie den Winter zu. Aber, so fügte er, nach einigen Augenblicken des Schweigens, als ob er über seine zu weit gegangene Offenheit selber erschrocken sey, hinzu: glaubt nur nicht, daß ich diese Dinge da eher vor Gericht aussagen werde, bis Ihr uns durch die Erfüllung Euers gegebenen Versprechens bewiesen habt, daß Ihr wirklich bei gesunden Sinnen seyd. Wegen des Geschwätzes eines Fieberkranken wird man Keinen auf die Folter bringen, und das Zeugniß von Zweien, die gesund sind, wird wohl mehr gelten, denn das eines einzelnen Narren.

Ich wiederholte mein Versprechen und, denn ich sahe in diesem ganzen Ereigniß die Gnadenhand meines Erretters, dachte auch sogleich an seine Erfüllung, denn als der Arzt hereintrat, bat ich diesen, es zu vermitteln, daß ich meinen Freund, den polnischen Prinzen, sprechen könne. Dieser nahm freilich in den ersten Augenblicken einigen Anstand, einen Menschen zu besuchen, welcher, allerdings ihm fast unglaublich, eines großen Verbrechens beschuldigt ward; seine alte Zuneigung zu mir überwand indeß alle Bedenklichkeit; er kam zu mir. Ihm erzählte ich Alles, was mir geschehen; Miene wie Stimme und die Thatsachen meiner Geschichte selber überzeugten ihn, daß ich die Wahrheit sprach.

„Es steht jetzt bei Euch, fuhr ich auf Französisch fort, weil ich wohl voraussetzen durfte, daß meine beiden Mitgefangenen diese Sprache nicht verstünden, zu meiner Rettung etwas, vielleicht nicht Unwesentliches beizutragen. Ich erzählte ihm hierauf den Handel mit meinen beiden Kerkergenossen und den Zusammenhang seines Gemäldekaufes mit dem Schicksal dieser Beiden, so wie durch dasselbe mit meinem eignen. Er trat näher zu dem Polen hin, dieser hätte gerne sein Gesicht vor ihm verborgen, aber die gefesselten Hände versagten ihm diesen Dienst; es war ein von ihm entlaufener leibeigener Diener. Schelm, sagte er, deine Streiche sollen dir vergeben seyn, und das von euch gestohlene Gemälde, das in meinen Händen ist, gebe ich auch ohne euern Nachtheil zurück, wenn du die rechte Spur der Falschmünzer uns anzeigst. Der Pole, überwältigt von der alten Ehrerbietung und Furcht vor seinem gewesenen Herrn, wiederholte nochmals, viel ausführlicher als gegen mich seine Angabe über das Thun und Treiben so wie über die Aufenthaltsorte des Spaniers und seiner

Genossen; er erneute sein mir gegebenes Versprechen. Mein Freund schied von mir mit tröstenden Worten.

Einige Tage nachher wurde ich von neuem zum peinlichen Verhör gefordert. Ich konnte noch nicht gehen, man mußte mich dahintragen; aber obgleich die Kraft des Bewegens meinen Gliedern noch fehlte, war ihnen dennoch das Gefühl so weit wiedergekehrt, daß sie die mir neu zugedachten Martern der Foltern in verdoppelter Macht würden empfunden haben. Man fragte mich nach meinen Mitschuldigen. — Wer und wo die Falschmünzer sind, das sollt ihr, so erwiederte ich, ohne euch weitere Mühe zu machen, erfahren, wenn ihr meine Zeugen rufen und verhören wollt. Ich nannte hierauf meine Mitgefangenen, den Polen, und meinen Freund, den polnischen Fürsten. Selbst der Letztere erschien willig und ein Bedienter brachte das Gemälde, das meine Mitgefangenen entwendet hatten. Ich will hier zuerst, sagte der Fürst, ein fremdes Eigenthum in Eure Hände legen, das mir ein Zufall anvertraut hat; er berichtigte hierauf die Angelegenheit wegen des Gemäldediebstahles und bat, gegen seine Bürgschaft um möglichst milde Berücksichtigung seines leibeigenen Knechtes, so wie des Diebsgenossen desselben. Hierauf erstattete auch mein Mitgefangener seinen Bericht über die Falschmünzer; man hörte diesen mit Aufmerksamkeit an, und brachte uns von neuem in Gewahrsam.

Nach wenig Tagen hatte man sich der ganzen Bande der Falschmünzer, unter ihnen auch meiner Unglücksstifterin bemächtigt. Meine Unschuld kam jetzt auf's Klarste an den Tag, doch konnte die Anerkennung derselben mir nicht die zerstörte Kraft und Gesundheit der Glieder zurückgeben. Meine Finger schienen mir damals für immer zur Ausübung meiner vorigen Kunst unbrauchbar gemacht, die Stimme war durch

Heiserkeit, eine Folge meiner grausamen Behandlung und des Kerkerfiebers, gelähmt. Ich durfte mich, nach meiner Freilassung, kaum noch in Neapel sehen lassen; die vielen Leute, die freilich ohne mein Mitwissen durch das falsche Geld, das aus meinem Hause ausgegangen, betrogen waren, wollten sich jetzt zunächst an mich, ihren unschuldigen Schuldner halten, ich rettete mich in die stille Wohnung meines alten Freundes, des Venetianischen Malers. In Neapel war keine Aussicht mehr zu einem Broderwerb für mich; was konnte ein Krüppel mit gelähmten Fingern und heiserer Stimme ferner noch in der Tonkunst, was konnte er auch nur in einem Gewerbe leisten. Dennoch durfte ich auch diesmal mich an Andern jener Bewegung des Mitleides freuen, welches der Anblick des fremden Elendes so leicht in empfänglichen Seelen weckt. Ich wurde, selbst vom königlichen Hofe, dann auch noch von andern vermögenden Freunden, unter denen ich meines polnischen Fürsten mit Dankbarkeit gedenke, mit Reisegeld versehen. Ich verließ Neapel mit tief gerührtem Herzen. Ich hatte viel in dieser Stadt verloren; zuletzt noch, wie mir damals schien für immer, meine gesunden Glieder, das aber, was ich gewonnen hatte, war mehr werth denn Alles, das ich verloren: es war das wiedererlangte Kleinod des kindlichen Friedens mit Gott, und die Kraft des täglichen und stündlichen Annahens zu Ihm, welche meine Seele mitten in der Lähmung ihres Leibes gefunden hatte und seitdem nicht mehr verlor.

Wie gern wollte ich jetzt ein Deutscher seyn; wie sehr sehnte ich mich nach Deutschland zurück! Ich mußte ohne Aufhören fahren; mein Reisegeld gieng schon in der Schweiz zu Ende; arm, wie ein Bettler, kam ich nach Basel, denn der letzte Rest meiner Baarschaft hatte nur eben so weit

gereicht, um dem Landmanne, der mich in dem mit Stroh bedeckten Wägelein dahin führte, seinen geringen, ihm versprochenen Lohn zu geben. Wo wollt ihr absteigen, fragte er mich. „Ich kann ja selbst nicht einmal absteigen ohne fremde Hülfe, erwiederte ich, lege mich nieder, wo dir's gefällt; Gott wird wohl weiter sorgen."

Der gute Mann hielt vor dem Hause eines Bäckers, der zugleich ein Weinschenk war. Er gieng da hinein und sprach mit dem Bäcker; dieser, ein freundlicher, ältlicher Mann trat hervor und fragte: wer und woher des Landes seyd Ihr? Ich sagte, ich bin ein kranker Deutscher, der aus Italien kommt und der euch mit nichts als mit Hoffnungen bezahlen kann. — Nun auch Hoffnungen sind gut, sagte der freundliche Mann; tragt ihn nur herein in das hintere Stübchen.

Mein Fuhrmann hatte, er selber ein guter Mann, im Auftrag und in der Leitung einer höheren Güte mich hieher geführt; ich fand in dem Bäcker einen wahrhaften Samariter, der mein pflegte; ohne Aussicht auf irdische Vergeltung. Ich erwarb mir jedoch bald hernach mein nothdürftiges Auskommen durch italienischen Sprachunterricht, sowie durch Uebersetzen und Dictiren der italienischen Briefe für einige Handelshäuser. Denn zum Selberschreiben waren meine zerquetschten Finger noch auf längere Zeit nicht tüchtig. Wenn jedoch auch die äußere, leibliche Gesundheit, die ich im Kerker und auf der Folterbank verloren hatte, noch immer nicht in ihrer vorigen Stärke wiederkehren wollte, so hatte dagegen jenes innre Wohlseyn, das ich in denselben Stunden der Noth und der Schmerzen gewonnen, in dem guten Basel unter der Pflege und im Umgang treuer Seelen, welche auf die Heilung der innren Noth sich verstunden, sich mehr und mehr befestigt.

Einige Jahre hatte ich im äußren wie im innren Frieden zu Basel gelebt, da lernte mich ein ansehnlicher Herr aus Strasburg kennen. Die mannigfachen Kenntnisse, die ich auf meinen Reisen und in meinen früheren Verhältnissen mir erworben, gefielen ihm, und er bewog mich, mit ihm in seine Vaterstadt zu gehen, damit ich das mir verliehene Pfund als Lehrer an einer Schule noch besser anlegen könne. Ich gab diesem Vorschlag Gehör und kam auf solche Weise nach Strasburg.

Hier erwarteten mich jedoch neue Unruhen und Prüfungen; die französische Besitznahme dieser Stadt hatte in den früheren Verhältnissen ihrer Bewohner, vornämlich jener, die von höherem Stande waren, und die in ansehnlichen Würden stunden, so Vieles verrückt und verändert, daß mein Gönner sich genöthigt sahe, sein Vaterland und seine schönen Besitzungen zu verlassen und nach Oesterreich zu entfliehen. Dieses geschahe kurz nach meiner Ankunft in Strasburg und ich sahe mich hierdurch mitten in der mir fremden Stadt sehr vereinsamt und hülflos. Meine Lage wurde noch trüber, als mich eine schwere Krankheit auf's Lager warf. In diesem Zustand lernte mich jener Mann aus Königsberg kennen, der meinem guten Vater Nachricht von meinem Leben gab. Er hat das nicht verstanden, oder es verschwiegen, was dem treuen Vaterherzen am tröstlichsten würde gewesen seyn: die Bezeugung jenes Friedens und jenes reichen Trostes, mit welchem mitten in dem Gefühl seiner Armuth mein Herz erfüllt war, und womit ich meinem, wie mir schien, sehr nahem Ende entgegensahe.

Auch dieses Leiden war zu meinem Glück gewesen; man hatte mich Verlassenen zuletzt in ein öffentliches Krankenhaus gebracht, in welchem ich einen der größesten, besten

Aerzte der Stadt fand, der sich meiner mit besondrer Treue annahm. Selbst dann, als ich von meiner Hauptkrankheit genesen war, entließ er mich noch nicht aus seiner ärztlichen Aufsicht und Pflege, sondern nahm sich aus treuer, uneigennütziger Liebe der Behandlung meiner Glieder an, die noch immer an den Folgen der erduldeten Mishandlungen litten. Gott segnete seine Heilmittel; ich erlangte allmälig den Gebrauch meiner Hände und Finger, sowie das Vermögen zum weiteren Gehen wieder; auch meine Stimme hatte sich von neuem gekräftiget. Ich wäre nun wieder im Stande gewesen, meine vorige Kunst zu üben und durch sie mich reichlich zu versorgen, aber meine Neigung, mein innrer Beruf war ein andrer geworden; ich wollte die mir wiedergeschenkten Gaben und Kräfte nicht mehr zunächst nur zu meinem Nutzen und zur flüchtigen Vergnügung der Sinnen, sondern zum Dienste Dessen, der mir sie verliehen, und zum Nutz und Frommen des Nächsten anwenden. Doch verdiente ich mir durch Unterrichtgeben in Musik und Zeichnen so viel, daß ich die Reise nach einem Heilbad unsrer gesegneten Rheingegenden antreten konnte, dessen Gebrauch mein vortrefflicher Arzt mir gerathen hatte. Diese von Lebenswärme durchdrungenen Fluthen nahmen mir auch den letzten Rest meiner leiblichen Leiden hinweg, und jener Badeort wurde mir noch auf andre Weise ein heilsvoller, denn hier machte ich aus fremder Beschreibung die erste Bekanntschaft mit meinem lieben Herrn Ritter Conrad und seiner freien Herberge. Es erwachte in mir der sehnliche Wunsch, bei diesem Manne zu seyn, und, wenn es seyn sollte, als sein geringster Diener bei ihm zu leben. Ich kam hieher, und Herr Conrad nahm mich willig auf; er vertraute mir Armen die Pflege seiner Armen und gab mir noch sonst Gelegenheit, Saatkörner auszusäen für den Tag der Ernte. Ich lebe hier in großem innren Frieden; doch habe ich gelernt, daß wir die Waffen des Glaubens nicht ablegen dürfen, bis man uns den Sterbekittel anzieht. Der alte natürliche Stamm, aus dem die bittern Früchte der Reue erwuchsen, stehet noch in mir, obwohl eine Hand der Gnade, in den Stunden meiner Schmerzen, den Stamm zerspalten und ein Pfropfreis hineingesetzt hat, aus welchem die süßen Früchte jener Hoffnung hervorkamen, welche niemals zu Schanden werden läßet. —

Der Offizier drückte dem Armenfreund die Hand. Unter allen hier Anwesenden, sagte er, haben wir beide die

nächste, wenn auch nicht äußere, so doch innre Verwandtschaft unsrer Lebensführungen; das, was Tod und Verderben sey, haben wir beide am tiefsten und lebendigsten erfahren, zugleich aber auch das, was Errettung vom Tode ist. Uns ist viel erlassen und geschenkt worden, möge in uns auch immer die dankbare Liebe so feurig und kräftig bleiben, wie sie in den Stunden unsrer Errettung es war. Wie wehe thut mir es, mein Bruder und Freund, daß ich sobald wieder von Euch, daß ich von allen diesen Freunden wieder scheiden soll.

Was sollte Sie hindern, sagte Ritter Conrad, die Zeiten der Ruhe, die sich mitten in dem heißen Geschäft des Krieges finden werden, hier bei uns zuzubringen. Ohnehin hoffe ich, daß die vier Gäste, welche diesmal, als hätte man sie bestellt, ein so wohl zusammenstimmendes Concert ihrer Lebensgeschichten in meiner freien Herberge zum Besten gaben, sich und mich für ein längeres, festeres Beisammenbleiben sollen gefunden haben. Denn mein guter Meister Pähler wird hoffentlich seine Geschäftsreisen jetzt öfter so einrichten, daß er bei dem alten Conrad und seinen Freunden zusprechen kann; den Herrn Doctor Reiser hoffe ich schon auf der Rückreise, dann im Frühlinge, wenn er seine Söhne in unsre Nähe bringt, wieder zu sehen, und gedenke ihn so zur Nachsicht gegen die geringe Bewirthung unsrer freien Herberge zu stimmen, daß er sie noch manchmal besuchen wird; mein alter Jacob Werner aber hat ja ohnehin sein Vaterland da, wo sein verlorener und wiedergefundner Sohn lebt. Er wird mich hoffentlich keine Fehlbitte thun lassen, wenn ich ihn herzlich und dringend ersuche, in meiner Waisenschule das Amt eines Lehrers anzunehmen und bei uns seine Tage zu beschließen. Wir beiden Alten wollen die kurze Strecke des Weges, die wir noch bis zur Herberge der ewigen Ruhe zu machen haben, vollends Hand in Hand durchwandern und uns mit gemeinsamer Kraft immer fester und fester an den Stecken und Stab halten, der uns bisher so freundlich geleitet hat.

Der alte Jacob willigte freudig ein, und vielleicht führt auch uns der Weg der Erzählungen noch einmal auf einen kurzen Besuch zu den beiden alten Freunden und zu der Geschichte ihrer letzten, friedlich stillen und glücklichen Lebensjahre zurück.



